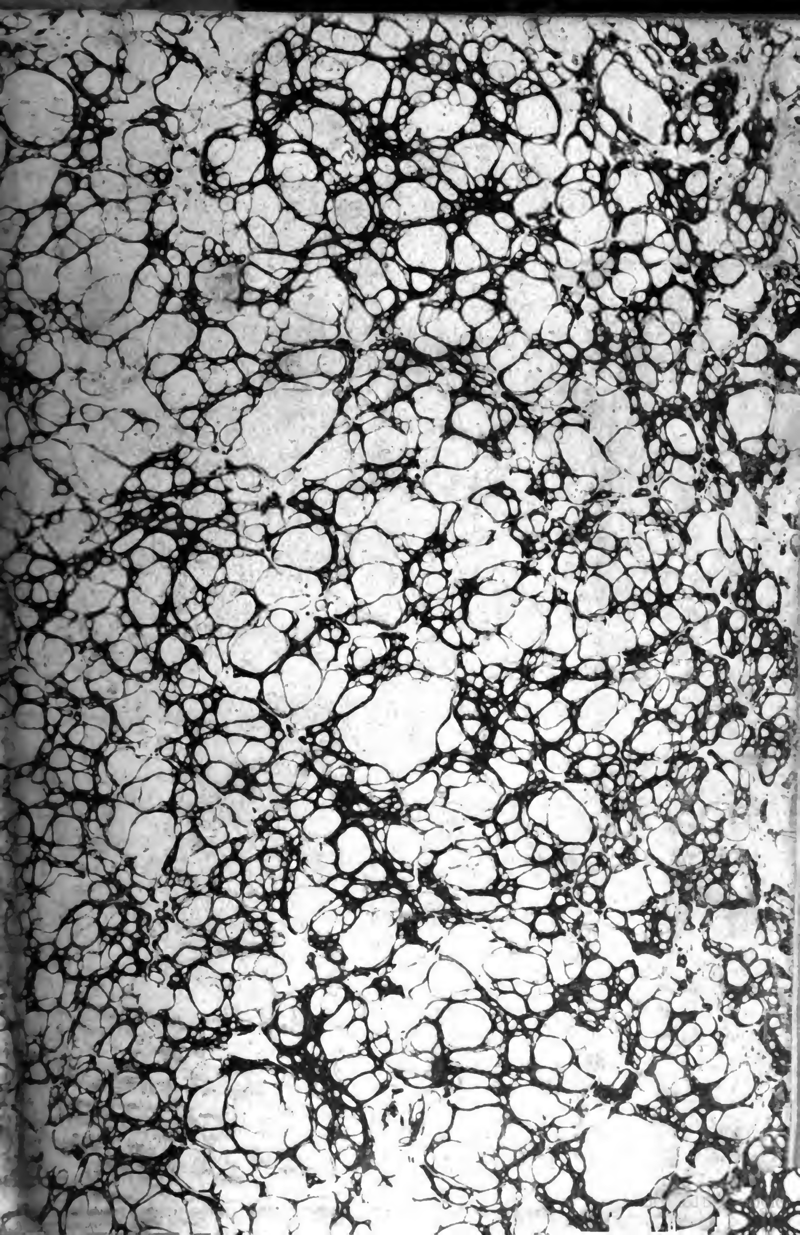


Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — **Zweiundzwanzigster Jahrgang.** — 1867.

Zwanzigster Band.

Bis zum Rubicon.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Im Circus.

In dem von Cäsar mit außerordentlichem Aufwand erbauten Circus, der die Abhänge der beiden weltberühmten Hügel Palatin und Aventin krönte, flutete eine ungeheure Menschenmasse, die man leicht auf hunderttausend Köpfe veranschlagen konnte.

In die Spiele war eine Pause gekommen und das Volk hatte sich von seinen Sitzen erhoben und wogte bunt durch einander.

Senatoren, Ritter, Bürger und Plebejer, Männer und Frauen ergingen sich in den durch drei Stockwerke über einander gebauten Arkaden, in den Hallen, welche den Circus umgaben, und auf den Treppen, welche von einer Etage zur andern führten.

Die Marmorbänke der Senatoren und Ritter waren

im Augenblick ebenso verödet wie die Holzbänke, auf denen das Volk saß.

Dieses letztere umstand heute die Buden der Garküchler, vor welchen Mädchen in abenteuerlicher Tracht die Castagnetten schlugen und tanzten, mit theilnahmloser Miene, denn die improvisirten Küchen hatten ihm nichts zu bieten, nachdem Cäsar selbst die Bewirthung der Circusgäste übernommen hatte.

Wer hätte sich um den Bohnen- und Erbsenbrei kümmern sollen, den die Garküchen feilboten, wenn die reichgeschmückten Sklaven Cäsar's Speisekörbe und Riesenschüsseln umhertrugen, wenn immer neue Tische in den Hallen mit schneeweißen Tischtüchern bedeckt wurden, auf welche Weinflaschen, Feigen, Datteln, Nüsse, Pflaumen, Gebäcksachen, Käse, Kuchen, numidische Hühner und gebratene Vögel in großartigen Quantitäten zur Aufstellung kamen?

Eine Gruppe besonders war hurtig im Zugreifen und tauschte ihre Betrachtungen in ziemlich lauter Weise aus.

Sie bestand aus Kleinbürgern und Freigelassenen, und einer der letztern, ein Sicambrer, der in seinen Kinderjahren als Sklave nach Rom gekommen war und noch immer nach seiner Väter Sitte die Haare auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden trug, sagte

zu seinem Nachbar, einem Sarmaten, der sich gleichfalls in Rom bereits so acclimatisirt hatte, daß er dem Fasan, den ihm eben ein junger Sklave präsentirte, mehr Geschmack abgewann als der Pferdemilch, die ihn in seinen Kinderjahren daheim genährt hatte:

„Ich habe schon viele Feste und Spiele in Rom mitgemacht, aber bei keinem ist es so hoch hergegangen wie bei diesem. Das muß man sagen, Cäsar übertrifft den Milo, der drei Erbschaften bei den Spielen zugesetzt hat."

„Nun, ich glaube, Cäsar wird auch bald fertig werden, wenn er's so forttreibt", warf der Sarmate, an einer Fasanbrust kauend, ein. „Man sagt, daß er schon dreißig Millionen Sesterzien Schulden habe."

„Wer spricht von Cäsar's Schulden?" rief ein Bürger dazwischen. „Eine Revolution macht alle seine Gläubiger bezahlt und Cäsar zum rangirten Mann. Auf uns kann er vorkommenden Falls rechnen."

„Unbedingt!" warf ein anderer ein. „Wenn's zu etwas kommt, wird er die dreihundertzwanzig Fechterpaare, die ihm der besorgte Senat durch ein eigenes Gesetz als das Maximum zugemessen hat, gar nicht brauchen, denn das ganze Volk wird sich um ihn schaaren. Seht nur, wie populär er jetzt schon ist, wie ihn das Volk heute im Circus empfing! Es

waren wunderbare Manifestationen der Volksgunst ohne jede Beimischung der Hirtenflöte!"

„Aber daß er im Circus Briefe liest und schreibt, das sieht das Volk doch nicht gern", wandte der Sicambrer ein. „Und noch weniger verzeiht es ihm, daß er die verwundeten Gladiatoren in dem Augenblick, wo es deren Tod erwartet, aus der Arena wegtragen und pflegen läßt."

„Zählt er nicht an andern Tagen wieder die Goldstücke, welche die Sieger als Lohn erhalten, zugleich mit dem Volke an den Fingern ab?" nahm sich ein Bürger eifrig Cäsar's an. „Kommt er nicht immer den Wünschen der Menge entgegen? Hat er dieser je irgend ein Verlangen, sei es das Auftreten eines berühmten Fechters oder die Freigebung eines kühnen Wagenlenkers, versagt? Erlaubt er uns nicht im Sommer unbeschuht ins Schauspiel zu kommen, uns thessalischer Hüte gegen die Sonne zu bedienen, die warme Toga abzustreifen, bei Regen einen Mantel über die Toga zu nehmen und bei einem Regenguß den Circus vor Beendigung der Schauspiele zu verlassen?"

„Du hast Recht, man kann nicht liberaler sein als Cäsar", stimmte ein zweiter Bürger zu. „Und wie stattet er seine Feste aus! Bei dem Gladiatorenspiel, das er veranstaltete, als er Aedil wurde, und das ihm

auf eine halbe Million Sesterzien zu stehen kam, war der ganze Apparat von Silber, heute ist wieder Alles aus kostbarem Bernstein. Das ist beinahe schon zu viel der Verschwendung."

„Nicht so viel", wandte der Sicambrer ein, ein Glas Xeres bei Lichte besehend, „als wenn er seine prächtige, im nemorensischen Gebiete liegende, von Grund aus neuerbaute Villa bis zum letzten Stein wieder einreißen läßt, weil sie nach seiner Vollendung seiner Erwartung nicht ganz entsprach.

„Wenigstens haben die Leute, die bei Bauten beschäftigt sind, Arbeit", wandte der Sarmate ein, der endlich mit seinem Fasan fertig geworden war und schon wieder mit einer Bärenkeule liebäugelte, die ein Mohr auf dem Nachbartisch präsentirte. „Wir können zufrieden sein, wenn Cäsar aufgehen läßt, wenn er bei den Kämpfen der wilden Thiere das Amphitheater mit Silber belegen und die Streiter in silberner Rüstung auftreten läßt, wenn er den Markt, den Wahlplatz, das Capitol und alle anstoßenden öffentlichen Gebäude auf das prächtigste ausschmücken läßt, wenn er in den Bogengängen des Circus eine Menge der kostbarsten Tapeten und Zierrathen ausstellt."

„Bibulus, der zweite Aedil, scheint weniger zufrieden mit dem Luxus zu sein, den Cäsar treibt", lachte

der Bürger. „Cäsar verdunkelt den Collegen durch den einfachen Kunstgriff, daß er einige Spiele in Verbindung mit seinem Amtsgenossen und andere allein gibt. Bibulus weiß zu gut, daß man die gemeinschaftlichen Spiele jetzt auch auf die ausschließliche Rechnung Cäsar's schreibt, daß das Volk Cäsar allein preist."

„Bibulus hat sich darüber auch jüngst gegen einen seiner Freunde beschwert", meinte der zweite Bürger. „Er klagte, es gehe ihm, wie es dem Pollux gehe; beiden Zwillingsbrüdern sei zwar auf dem Forum ein Tempel erbaut, doch nenne man ihn nur Castor's Tempel; so erwerbe auch seine und Cäsar's vereinte Freigebigkeit eigentlich nur Cäsar Dank."

Die Pause, welche die beiden Abtheilungen des Schauspiels auseinanderhielt, war vorüber und das Volk strömte wieder in den Circus und suchte sich Plätze.

Der Schauplatz hatte sich wie durch einen Zauberschlag verändert.

Der Circus war durch in die Erde gepflanzte und befestigte Bäume in einen Wald verwandelt worden, in welchem sich Strauße, Hirsche, Schafe, Antilopen und Eber umhertrieben, auf welche Jagd gemacht wurde.

Die Scenerie gefiel der Menge so, daß sie den ein-

tretenden Cäsar mit Klatschen, Tücherschwenken und Ehrentiteln empfing.

Selbst die Senatoren hatten sich von ihren Sitzen erhoben und beglückwünschten den Festgeber wegen seiner originellen Ideen und deren luxuriöser Inscenesetzung.

Cäsar musterte die Menge durch einen feingeschliffenen Smaragd, dessen er sich zuweilen bediente, wenn er auf weitere Entfernungen hin schärfer sehen wollte.

Diesmal war es ihm darum zu thun, sich an der Ueberraschung des Volkes zu weiden, dem er die erste Giraffe, die man je in Rom gesehen, vorführte.

Und auch die Giraffe verschwand nur, um einem neuen Schauspiele Platz zu machen, das den Römern bisher fremd geblieben war.

Stiere wurden in den Circus getrieben und durch rothe Tücher, die man ihnen vor die Augen hielt, durch Pfeile, die man auf sie niederregnen ließ, so gereizt, daß sie auf einander losgingen und sich bekämpften.

Es war das erste Stiergefecht, welches die Römer sahen.

Sie wußten auch nicht, was sie mehr bewundern sollten, die herrlichen, ausgesuchten Thiere oder die Geschicklichkeit der Wandgänger, wie die Leute genannt wurden, welche die Thiere neckten, und von denselben

verfolgt eine gerade Wand in die Höhe liefen, in welche der gereizte Stier sein Horn einbohrte, in der Meinung, er wühle sich in das Fleisch des Verfolgers ein.

Und nun brach langsam die Dämmerung an, für welche sich Cäsar den letzten Trumpf aufgespart hatte.

Ein Heer von Fackelträgern erschien und säumte den Circus mit grellem Lichtschein ein.

Dann rückten unter dem Schalle von hundert Blasinstrumenten von zwei verschiedenen Seiten zwei kleine Heere in die Circusschranken ein, deren jedes tausend Mann Fußvolk, vierhundert Reiter und zwanzig Elephanten zählte.

Die zwei Armeen wurden handgemein, die mit Thürmen bedeckten Elephanten griffen Reiterei und Fußvolk an, und als das Hand- und Fußgemenge am lebhaftesten war, verließen Menschen und Pferde die Arena und es blieben in derselben nur die Elephanten zurück, gegen welche nun hundert Löwen anstürmten, die man freigelassen hatte.

Der Jubel des Volkes erreichte seinen Höhepunkt und machte später einer behaglichen Stimmung Platz, als man die Wahrnehmung machte, daß die drei- bis viertausend Fackelträger, welche bisher den Circus umrahmt hatten, sich nach beendetem Schauspiel in kleinen

Abtheilungen nach allen Richtungen zerstreuten, um das abflutende Volk in die Mitte zu nehmen und ihm heimzuleuchten.

Der Festgeber selbst ließ sich von Elephanten heimleuchten, welche Fackeln trugen, was abermals als ein noch nie gesehenes Schauspiel allgemeines Staunen erregte.

Zweites Kapitel.

Antium.

Daheim suchte Cäsar seine Gemahlin auf, um ihr über den glänzenden Erfolg der Spiele zu berichten.

Sie war seit längerer Zeit leidend und Cäsar wollte sie am folgenden Morgen auf ihre Villa bei Antium begleiten, wo ihr die Seeluft zu neuer Kraft verhelfen sollte.

Sie war blaß und ihre schönen Augen waren eingefallen und leuchteten in unheimlichem Glanze, dem das tiefe, scharf abgegrenzte Roth der Wangen ein eigenthümliches Relief verlieh.

Cäsar sah die Gemahlin mit tiefer Theilnahme an und sagte:

„Schade, daß der Sklavenkrieg den Süden Italiens verwüstet. Ich hätte Dich sonst nach Tarent gebracht,

wo ein ewiger Frühling herrscht. Warum willst Du Dich auch in die Einsamkeit Deines Landhauses bei Antium begraben? Bajä mit seinem regen Leben und seinen tausendfachen Zerstreuungen würde Dir gewiß besser bekommen. Willst Du nicht nach Bajä statt nach Antium?"

„Nein, mein Geliebter", entgegnete Cornelia mit leiser Stimme, indem sie Cäsar mit einem zärtlichen Blicke festhielt. „Bajä ist zu weit von Rom entfernt, in Antium wirst Du mich doch zuweilen besuchen können. Ich weiß, Dein Ehrgeiz fesselt Dich an Rom, aber zuweilen wirst Du doch an Cornelia denken, wirst den Ehrgeiz mit dem Staube der Stadt abschütteln und ich werde Dich sehen."

„Ich wäre auch nach Bajä gekommen", versicherte Cäsar.

„Das wollte ich gar nicht", flüsterte Cornelia in scherzendem Tone. „Bajä ist ein gar zu gefährlicher Ort. Ich aber will Dich für mich allein haben, will meinen Gemahl nicht mit den Courtisanen Bajäs theilen. Wie mancher Ehemann trug in Bajä eine Herzenswunde davon, wie manches zärtliche Verhältniß, das unserm glich, scheiterte in Bajä, weil der Mann in die Hände einer Helena fiel! Weißt Du, Cäsar, was der Dichter von Bajä singt? Einst, sagt er, war das

Wasser in Bajä kalt, da ließ Venus den Amor darin schwimmen, es fiel ein Funke von seiner Fackel hinein und entzündete es. Seit diesem Tage verfällt man in Bajä zu leicht in Liebe, und ich möchte nicht, daß Du mir untreu würdest, Cäsar. Laß mich in dem schönen Wahne sterben, mein Gemahl, daß ich die einzige bin, die Du liebst."

„Sprich nicht vom Sterben, Theure, wo die Jugend Dich noch bekränzt", wandte Cäsar in zärtlichem Tone ein und beugte sich über die Stirn der Gemahlin, um ihr die Todesahnungen wegzuküssen.

Am folgenden Morgen bewegte sich ein reicher Reisezug die Appische Straße entlang, welche die Stadt mit dem Meere verband, Antium und Bajä streifte und dann über Neapel und Venusia nach Tarent ging.

Die Straße war ungemein belebt, jetzt noch mehr als in gewöhnlichen Zeiten, weil sich auch die Reichen, die sonst tiefer im Süden zu wohnen pflegten, hierher zurückgezogen hatten, um dem Kriegsgetümmel zu entgehen.

Cäsar hatte als Aedil viel für die Verschönerung der Straße gethan, indem er zu beiden Seiten derselben Bäume pflanzen ließ und die in Verfall gerathenen Gräber, welche die Straße zu beiden Seiten umsäumten, restaurirte.

Der damaligen Sitte gemäß ließen sich nämlich die Reichen, welche ihre Landhäuser an der Appischen Straße hatten, vor ihren Thüren begraben.

Diese reichen Grabmäler wurden dann mit Bäumen umpflanzt und mit Bänken umgeben, welche den Wanderern zu Erholungsstätten dienten.

Cäsar wußte recht gut, wie sehr er seine Popularität befestigte, wenn er die Appische Straße, den Stolz Roms, den Hauptspaziergang der Römer, verbesserte.

So oft er die Straße entlang reiste, empfing man ihn auch stets mit schmeichelhaften Acclamationen.

Man kannte schon von weitem seine in Purpur gekleideten Mohren, die numidischen Vorreiter, welche der Sänfte seiner Frau voranzusprengen pflegten, seine gleichfarbigen, gut gefütterten, mit silbernen Hufeisen beschlagenen Maulthiere, deren Treiber blaue, mit Gold eingefaßte Röcke hatten, während die Läufer rothe Tuniken trugen.

Alle Welt bewunderte die purpurnen und gestickten Decken der kleinen und dicken gallischen Pferde Cäsar's, welche goldene Gehänge und Gebisse trugen, den mit Silberfiguren beschlagenen Reisewagen mit daran befestigten Würfelbretern, damit man selbst im Fahren spielen könne, und mit dem sinnreichen Apparate, der

es erlaubte, die Sitze so zu drehen, daß einem die Sonne nie ins Gesicht schien.

Diesmal wurden der Reisecavalcade kostbare Gefäße nachgetragen, da es sich um einen längern Aufenthalt Cornelia's in Antium handelte.

Es waren dies Geschirre, die man nicht der Gefahr aussetzen wollte, im Wagen Schaden zu leiden.

Als das Volk, welches Cäsar grüßte, die Heerde Eselinnen sah, die den Zug schlossen, sagte es:

„Cäsar's Gemahlin ist gewiß krank und will sich in der Eselsmilch baden, wie es brustkranke und blutarme Frauen zu thun pflegen. Die Aermste sieht bleich genug aus, ihre Stirn ist noch weißer als die weiße Seide auf den Vorhängen ihrer Sänfte."

So bedauert zog Cäsar's jugendliche Gemahlin, die nicht viel über zwanzig Sommer gesehen, dahin.

Sie war trotz aller Kränklichkeit, trotz der Schwindsucht, die an ihrem Lebensmark zehrte und sie trübe in die nächste Zukunft schauen ließ, glücklich, denn sie wähnte sich von Cäsar geliebt.

Aus diesem seligen Bewußtsein, geliebt zu werden, sog sie neue Lebenskraft, in dem Gefühle, daß ihr der geliebte Mann ganz und ausschließlich zu eigen gehöre, lag für sie die einzige Genesungshoffnung. Im Seelenfrieden lag für sie Gesundheit und sie besaß diesen

Frieden noch in reichem Maße, als Cäsar in Antium von ihr Abschied nahm.

Da landete eines Tages eine Barke bei Antium und setzte einige Männer und eine junge Frau ans Land.

Das Fahrzeug kam von Ostia, wo es einige Tage an der Tibermündung gekreuzt hatte, während ein Bote von Rom den Bescheid holte, wo sich Cäsar's Gemahlin Cornelia augenblicklich aufhalte.

Auf die Nachricht, daß sie in Antium sei, hatte das Schiff dahin seinen Lauf genommen.

Cornelia erkannte in dem weiblichen Wesen, das man ihr vors Auge führte, auf den ersten Blick das Mädchen, welches sich in Cretum, wie ihr Narcissus gesagt, erboten, Cäsar ungefährdet durch die sabiner Berge zu geleiten.

Von einer Aufwallung dankbaren Gefühls geleitet, rief Cornelia:

„Die Götter mögen die Stunde segnen, in welcher Du meine Schwelle überschritten hast. Ich freue mich Dich zu sehen und fast wünschte ich, Hülfsbedürftigkeit führte Dich zu mir, damit ich Dir vergelten könnte, was Du in den Tagen der Bedrängniß an meinem Gemahl Gutes gethan."

„Du weißt nicht, was Du sprichst", sagte Urbilia

mit zitternder Stimme und niedergeschlagenem Auge. „Du wirst bald anders reden und mich und die Stunde verwünschen, in der ich gekommen bin.“

„Was sollen diese Worte?“ rief Cornelia erschreckt und sah Urbilia starr an. „Bist Du nicht dieselbe, die meinem Gemahl in den Tagen der Gefahr einen großen Dienst geleistet hat?“

„Lies und beurtheile mich dann mild“, sagte Urbilia mit stockender Stimme, indem sie auf das Schreiben deutete, welches einer der Männer, die mit ihr gekommen waren, Cornelia entgegenhielt.

Diese nahm mit Hast das für sie bestimmte Blatt, entsiegelte und las es, und indem sie las, wurde sie immer bleicher und ihre Hände begannen zu zittern.

„Du kannst nicht leugnen, was hier geschrieben steht?“ sagte sie endlich in heftigem Tone, ihr Auge auf Urbilia heftend und dieser das Schreiben entgegenhaltend.

„Was steht da?“ fragte Urbilia tonlos.

„Daß Du ihn geliebt und daß auch er Dich geliebt“, schrie Cornelia auf, näherte sich Urbilia noch um einen Schritt, richtete einen Blick voll Verzweiflung auf sie und rief: „Sage, ist's wahr? Denn noch kann ich's nicht glauben. Sage, der Brief lügt, und ich

glaube Dir; sprich, warst Du ihm etwas in jenen Tagen, wo er in Cretum war?"

Ein Blick voll Spannung, ein Blick, in dem Hoffnung mit Verzweiflung und Muthlosigkeit um die Oberhand kämpfte, haftete auf Urbilia, von deren Lippen der Gemahlin Cäsar's im nächsten Augenblick Leben oder Tod kommen sollte.

Leider war es der Tod, den Urbilia der schönen, blassen, kranken Frau zu credenzen hatte.

„Der Brief spricht die Wahrheit, ich kann's nicht leugnen", stöhnte Urbilia gesenkten Haupts.

Cornelia schien einen Augenblick lang die niederschmetternden Worte nicht fassen zu können. Als sie aber zum vollen Bewußtsein ihrer Lage kam, schlug sie die Hände über dem Haupte zusammen, sah Urbilia mit einem schmerzvollen Blicke an und rief:

„O daß Du barmherzig gewesen wärst und gelogen hättest!"

Darauf entfaltete sie nochmals den verhängnißvollen Brief und las dessen kurzen Inhalt, während ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen zuckte:

„Ein Freund Cäsar's schickt Cäsar's Gemahlin das Weib, welches Cäsar neben ihr liebt."

So stand es da und regte die peinlichsten Vorstellungen bei Cornelia an, weil sie inne wurde, welch

schmähliches, abgekartetes Spiel mit ihr in Catilina's Villa in Eretum getrieben worden, als man ihr das Mädchen, das jetzt wieder mit einer Armensündermiene vor ihr stand, als den Schutzengel Cäsar's bezeichnet hatte.

Einen Augenblick schien es, als ob sie weich werden wollte.

Thränen wurden in ihren Augen sichtbar und sie richtete einen fast mitleidigen Blick auf Urbilia.

Aber sofort quoll es wieder herbe und nachsichtslos aus dem schwer getäuschten Herzen hervor; gebietend streckte sie die Hand gegen Urbilia aus und rief:

„Aus meinen Augen! Ich will in der Einsamkeit versuchen, mich in meine Lage zu finden! Führt sie hinweg und sorgt für sie!"

Die letzten Worte waren an die Dienerschaft gerichtet, welche Urbilia in Beschlag nahm und ihr Gemächer zum Aufenthalt anwies, die so prächtig eingerichtet waren, daß sie nichts vermißte als die Freiheit.

Die Männer, welche Urbilia nach Antium und in Cornelia's Haus gebracht, waren längst verschwunden.

Cornelia sah sich allein und brach förmlich zusammen.

Die Krankheit machte einen gewaltsamen Ruck vorwärts.

Ein Blutsturz stellte sich ein und fesselte die Leidende wochenlang an das Lager. Man wollte Cäsar von der Verschlimmerung ihres Zustandes benachrichtigen, aber sie verbot es auf das entschiedenste.

„Es wird wieder besser werden, dann will ich ihn sprechen", sagte sie.

Bezüglich Urbilia's erkundigte sie sich nur, ob man sie mit Allem versorge, was sie brauche, und ob man sie nicht aus den Augen lasse.

Drittes Kapitel.

Eine Unterredung.

Wir finden Catilina und Cäsar in Rom im Hause des letztern in einer vertraulichen Unterredung.

„Ich wünsche Dir, mir und Rom Glück!“ sagte Catilina, mit dem Auge zwinkernd.

„Wozu?“ warf Cäsar ein.

„Daß Du endlich so wie ich mit Deinem Vermögen fertig geworden bist und nichts als Schulden hast.“

„Ich hoffe mein Geld gut angelegt zu haben“, bemerkte Cäsar lächelnd.

„Wenn Du rasch auf das Ziel losgehst, gewiß! Wenn Du aber noch länger zusiehst und träge die Hände in den Schooß legst, so kannst Du leicht Kapital und Zinsen verlieren.“

„Was läßt sich jetzt machen, wo Pompejus hier

ist, der dem Adel und Senat nöthigenfalls seinen Arm leihen würde", entgegnete Cäsar achselzuckend. „Meine Abneigung gegen Pompejus läßt mich seinen Einfluß nicht unterschätzen. Noch schwankt das Volk zwischen mir und ihm, noch schwört es auf sein ehrliches Gesicht, und wenn es an meiner Freigebigkeit Geschmack findet, so sagt es doch wieder: Pompejus ist ein rangirter Mann, der sein Vermögen zusammenhält und seine Nachbarn nicht drückt, sein Gebiet nicht durch Zwangskäufe auf Kosten seiner kleinen Nachbarn ungerechterweise auszudehnen sucht. Das Volk läßt sich von mir bewirthen und meine Spiele gefallen ihm, aber die Siege des Pompejus gefallen ihm fast noch mehr. Die Soldaten gehen für ihn durchs Feuer, weil er es nicht verschmäht, mit ihnen um die Wette zu springen, zu laufen, Lasten zu heben, weil er ein guter Reiter und Fechter ist; die Bürger stehen für ihn ein, weil er seinen Stolz im gewöhnlichen Leben hinter Schüchternheit schlau verbirgt, weil ihm bei der geringsten Veranlassung das Blut in die Wangen steigt, weil er eckig, steif und ungelenk im Verkehr ist wie ein echter Spießbürger oder wie ein Wachtmeister, wenn Du willst."

„Ich weiß", stimmte Catilina zu, „daß er bei dem Volk einen Stein im Brete hat, seit er bei der letzten

Rittermusterung vor dem Censor als einfacher Soldat erschien, sein Pferd selbst am Zügel führend und auf des Censors Frage, ob er alle vom Gesetz geforderten Feldzüge mitgemacht habe, die drastische Antwort gebend: Ja, ich habe sie alle gemacht, indem ich nie einen andern Feldherrn hatte als mich selbst."

„Der Heuchler!" murmelte Cäsar verdrießlich. „Was mich am meisten an ihm ärgert, ist, daß er dem Alexander so ähnlich sieht. Sein Anblick erinnert mich an Alexander von Macedonien und daran, daß ich noch nichts gethan habe in einem Alter, in welchem der Macedonier schon die halbe Welt unterworfen hatte."

„Der Fehler ist leicht gut zu machen", spornte Catilina den Freund an. „Wenn Dir Pompejus im Wege steht, so schaffe ihn aus dem Wege."

Cäsar sah Catilina überrascht an und furchte die Stirn.

„Wie meinst Du das?" fragte er ernst.

„Gutmüthiger, als Du wohl zu glauben scheinst", lachte Catilina. „Ich wette hundert gegen eins, daß Pompejus nach einer Gelegenheit dürstet hervorzutreten. Der spanische Lorbeer ist verwelkt; wie wär's, wenn wir ihn gegen die Seeräuber schickten?"

„Daß ich ein Narr wäre und seinen Ruhm

noch bedeutend vermehren hälfe!" wandte Cäsar ärgerlich ein.

„Bedenke, daß es vor allem gilt, Pompejus aus Rom zu entfernen", stellte Catilina dem Freunde vor. „Ist Pompejus nicht da, so ist es leicht, Crassus, der ihn tödtlich haßt, zu einer Action zu bestimmen. Crassus wird früher oder später den Spartacus schlagen und mit einem siegreichen Heer nach Rom zurückkehren. Wenn er auf unsere Pläne eingeht und uns sein Heer zur Verfügung stellt, so sind wir die Herren Roms und die oberste Gewalt gehört uns. Pompejus muß mit uns pactiren, die Tage des Sulla — oder, wenn Dir das besser klingt, die Tage des Marius — kehren wieder, Cäsar und Catilina beherrschen gemeinschaftlich Rom und durch Rom die Welt, wie einst Cinna und Marius, und dann findet sich auch ein Mittel, sich Crassus und Pompejus vom Halse zu schaffen."

Cäsar schwankte.

Er überlegte, daß er sich in der Gunst des Volkes noch fester setzte, wenn er scheinbar für Pompejus arbeitete.

„Etwas Außerordentliches müßte es sein, was man Pompejus böte", nahm Catilina wieder das Wort, da er von der Geneigtheit Cäsar's, auf seine Pläne ein-

zugehen, rasch Nutzen ziehen wollte. „Gewöhnliches lockt ihn nicht von Rom fort; er ist fähig, wenn ihm die Sache nicht paßt, heuchlerisch zu sagen: Will man mir denn nie erlauben, entfernt vom Kriege und Neide, mit meinem Weibe auf meinem Landgute auszuruhen? Laßt mich doch glücklich sein im Kreise der Meinen als simpler Bürger."

„Du kennst ihn", lachte Cäsar.

„Wir müssen ihm also das Höchste bieten, um ihn blind zu machen und zu födern", rief Catilina. „Wie wär's, wenn ich meinen Freund, den Volkstribun Labienus, bestimmte, in der Volksversammlung den Antrag zu stellen, Pompejus den Oberbefehl über die ganze römische Schiffsmacht zu übergeben, damit er die lästigen Piraten vom Meere fege?"

„Bei dem geheiligten Jupiter, dessen Priester ich bin, das ist kein übler Gedanke", sagte Cäsar. „Der Antrag wäre populär, denn alle Welt fürchtet und haßt die Seeräuber, fürchtet die Theuerung und Geschäftsstockung, die sie veranlassen. Und heißt Pompejus die Meere überliefern nicht so viel, als ihn auf dem Lande unschädlich machen?"

„Freilich", ergänzte Catilina fröhlich. „Er mag auf dem Meere herrschen von den Säulen des Hercules bis nach Asien, auf allen Schiffen und Inseln, und wir

haben den Vortheil davon, daß wir das Volk mit der ungewöhnlichen, unbeschränkten Macht eines Einzelnen bekannt machen und so uns selbst in die Hände arbeiten. Laß Pompejus nur recht steigen und zum Gegenstand allgemeinsten Neides werden, so wird das Volk am schnellsten seiner müde und läßt ihn am ehesten fallen."

„Wahr, wahr", stimmte Cäsar zu, sich innerlichst vergnügt mit einem Finger im Haare kratzend, wie er dies häufig zu thun pflegte. „Und wie wird der Adel und Senat aufschreien, wenn Labienus mit dem Antrage herausrückt, der eine Ausnahmsgewalt schafft! Diese Leute fürchten die Ausnahmsgewalten seit den Tagen des Marius und Sulla; sie sind dem Pompejus zugethan, aber sie möchten ihm beileibe nichts zugestehen, was ihn für sie gefährlich macht. Wie freut es mich, ihnen einen Streich spielen zu können!"

„Ich will ihn noch empfindlicher zuspitzen", fuhr Catilina schadenfroh dazwischen. „Du sollst Pontifex Maximus werden."

„Wo denkst Du hin!" wandte Cäsar ein.

„Hast Du nicht die volle Befähigung dazu?" fragte Catilina eifrig. „Warst Du nicht Augur?"

„Und welch ein eifriger", lachte Cäsar. „Ich habe

mir den ersten Augur Attius Navius, der dem Tarquinius mit seinen Zeichen und Wundern so imponirend entgegentrat, daß der König von seinen Neuerungen ablassen mußte, zum Vorbild genommen. Niemand kam mir gleich, wenn es galt, den Willen der Götter zu verdolmetschen, auf dem capitolinischen Berge den rechten Standpunkt einzunehmen, den Himmel bis zum Pomörium hin in Felder einzutheilen, über die gute oder schlimme, ein Unternehmen billigende oder mißbilligende Bedeutung der göttlichen Zeichen zu entscheiden, Priester-, Aecker-, Tempel- oder Gärtenweihen vorzunehmen, Tempel zu entsühnen und bei drohenden Erscheinungen den Zorn der Götter zu versöhnen. Ich glaube, ich habe selbst Blitze beschworen und Verfluchungen vorgenommen. Es ist Dein Glück, Catilina, daß Du nicht auch Augur warst, sonst müßte ich Dir bei der Erinnerung an Alles, was ich als Augur vornahm, ins Gesicht lachen."

„Du erinnerst Dich des Sprichworts, daß sich zwei Augurn nicht ansehen dürfen, ohne zu lachen", bemerkte Catilina.

Cäsar nickte mit dem Kopf und sagte:

„Es gab bei Opfern, Gebeten und Processionen keinen pflichteifrigern Augur als mich. Das geringste Versehen, die unbedeutendste Auslassung beim Vortrag

des Gebets, eine falsche Bewegung der Hand beim Gußopfer, eine plötzliche Stockung der Tanzbewegung oder der begleitenden Flöte oder der Procession, indem etwa eins der Pferde, welche die Processionswagen der Götter zogen, scheu wurde oder der Knabe, welcher den Wagen führte, die Zügel mit der linken Hand ergriff oder fallen ließ, war hinreichend, mich zu bestimmen, das Opfer so oft wiederholen zu lassen, bis Alles klappte. Aber trotz der gewissenhaften Verwaltung des Augurnamts sehe ich nicht ein, wie ich Pontifex Maximus werden könnte."

„Bist Du nicht auch noch bis zum heutigen Tage Flamen dialis und als solcher der Repräsentant des höchsten Gottes im lichten Himmel, dessen Heiligkeit und Reinheit sich in vielen und schwierigen Beobachtungen ausdrückt, die dem Priester Jupiter's für sein persönliches Verhalten vorgeschrieben sind?"

„Und denen ich — ich gestehe es zu meiner Schande — lange nicht so gewissenhaft nachkam wie meinen Verpflichtungen als Augur!" fiel Cäsar dem Freunde lächelnd in die Rede. „Hat doch meine Gemahlin wenig für den Dienst der Juno gethan, wie es ihr als Gattin des Flamen dialis obgelegen hätte. Aber selbst die eifrigste Pflichterfüllung vorausgesetzt, ernennt nicht der Senat den Pontifex Maximus? Wie kann

ich, des Senats geschworener Feind, hoffen, die durch den Tod des Metellus erledigte Oberpriesterstelle zu erhalten?"

„Hier muß wieder mein Freund Labienus helfen", erwiderte Catilina. „Er muß es bei dem Volke durchsetzen, daß dieses die Wahl des Oberpriesters wieder an sich nimmt. Wählt aber das Volk, so kann Dir die wichtige Stelle nicht entgehen. Mit ihr aber fällt Dir unberechenbarer Einfluß in die Hände, den Du zu unserm Vortheil nützen kannst. Du hast dann die vestalischen Jungfrauen, alle Priester und Priesterinnen Roms in Deiner Gewalt, alle sind sie Deiner Oberaufsicht untergeben und es liegt in ihrem Interesse, sich Dir willfährig zu zeigen. Du bist in allen Fragen des Gottesdienstes und des geistlichen Rechts, sowohl was die öffentlichen Angelegenheiten als das Familienleben anlangt, die letzte Instanz, kannst in das Staats- und Beamtenwesen eingreifen und hast so die natürliche Veranlassung in der Hand, Dich nicht allein um die geistlichen, sondern auch um die weltlichen Angelegenheiten zu bekümmern, welch letztere bei dem Pontificat ohnehin längst zur Hauptsache geworden sind. Du hast den Opferkönig, das Collegium der Fünfzehn in Religionssachen unter Dir, verwaltest die Urkunden, bestimmst die Fest- und Geschäftstage,

kurz, es ist ein ungeheurer Wirkungskreis, der Dir mit der hohen Würde zufällt."

„Du verstehst es, Catilina, meinen Ehrgeiz anzuspornen", sagte Cäsar. „Aber wenn auch Labienus dem Volke die Wahl des Oberpriesters zuschanzte, woher sollte ich das Geld nehmen, um meine reichen und einflußreichen Rivalen aus dem Felde zu schlagen?"

„Mache neue Schulden! Auf einige Millionen Sesterzien mehr oder weniger kommt es nicht mehr an. Alle, denen Du schuldig bist, haben dann ein Interesse, für Dich zu arbeiten, denn nur wenn Du steigst, haben sie Aussicht, bezahlt zu werden. Du wirst unfehlbar siegen, wenn Du es verstehst, gleichzeitig die Armen, die Du bezahlst, und die Reichen, von denen Du borgst, für Dich zu interessiren. Laß mich machen und Du hast Catulus, der sich schon im Geiste als Pontifex Maximus sieht, nicht zu fürchten. Ich kenne den ganzen Mechanismus des Bestechungswesens, ich stehe mich mit den meisten Divisoren gut, welche sich mit dem Kaufe der Stimmen befassen, ich kenne alle Interpreten, welche bei den Bestechungshändeln als Mittelspersonen fungiren, und die Sequester, bei denen man das Geld niederlegt, hören auf meinen Ruf."

„Ich erkenne in Dir meinen Meister und gebe Dir freie Hand!" schloß Cäsar lachend die Unterredung.

Catilina war nun für seinen Freund unermüdlich thätig und mit ihm arbeitete der Volkstribun Labienus.

Als letzterer es durchsetzte, daß das Volk den Oberpriester wählte, fühlte der reiche und hochmüthige Senator Catulus den Boden doch ein wenig unter sich wanken.

Er schickte Unterhändler an Cäsar, den er in seiner hochmüthigen Verblendung für einen gewöhnlichen Schuldenmacher hielt, und bot ihm eine Million, wenn er von der Bewerbung abstände.

„Sage dem, der Dich gesandt hat", fertigte Cäsar stolz den Vermittler ab, „daß ich nicht wüßte, was ich mit einer Million anfinge. Ich brauche mehr als zehn Millionen, um meine Schulden zu bezahlen, und zwanzig Millionen will ich nöthigenfalls borgen, um Catulus die Wahl streitig zu machen, die er so heiß erstrebt!"

Um sich an Catulus wegen des Bestechungsversuchs zu rächen, brachte Cäsar einen längst vergessenen Charakterzug desselben unter das Volk, der ihn als maßlos stolz hinstellte und ihm gerade jetzt, wo es galt, gegen den Stolz des Adels anzustürmen, die Sympathie der Wähler entfremden mußte.

Catulus hatte einst, als er über den Markt ging, gesehen, daß Zeugen gegen einen Beklagten angehört würden.

Sogleich stellte er sich selbst, zu großer Verwun-

derung der Sachwalter und Kläger, unter diese Zeugen und sprach: „Richter, von diesem Beklagten weiß ich zwar nicht, wer er ist, wie sein Lebenswandel beschaffen, ob er mit Recht oder Unrecht jetzt angeklagt ist. Nur das weiß ich, daß, als er mir einst auf der Laurentinischen Straße in einem engen Passe begegnete, er vor mir vom Rosse abzusteigen sich weigerte. Ob dies Eurer Betrachtung würdig sei, überlasse ich Eurem eigenen Ermessen. Ich habe es wenigstens nicht verschweigen wollen."

Das Manöver verfing und das Geld wirkte.

Cäsar wurde Pontifex Maximus und hatte als solcher darüber zu wachen, daß weder Senat noch Volk etwas den Göttern Mißfälliges beschlössen, und jede öffentliche Einrichtung bedurfte seiner Zustimmung.

Er hatte die Zügel, mit welchen der Staatswagen gelenkt wurde, in der Hand.*)

---

*) Am Wahltage, als die Stunde der Entscheidung sich nahte, als Cäsar sich anschickte, auf das Marsfeld zu gehen, als die liebevolle Mutter ihn bis zur Hausthür begleitete und ihm mit Thränen im Auge guten Erfolg wünschte, erst da wandelte Cäsar ein Schauer der Ungewißheit an, und indem er in seinem Geiste auf der einen Seite die ungeheure Größe der aufgehäuften Schulden, auf der andern die furchtbare Macht seiner Widersacher erwog, sagte er, seine Mutter Aurelia rasch umarmend: „Mutter, Du siehst Deinen Sohn als Pontifex oder nie wieder!"

Napoleon III. citirt nach Macrobius den Speisezettel der Tafel, die Cäsar nach seiner Ernennung den Vestalinnen gab.

Als Entrée: Seeigel, frische Austern, Spitzmuscheln (eine Austernart von ungewöhnlicher Größe), Stachelmuscheln (eine Muschel von der Gattung der Austern), Drosseln, Spargel, gemästetes Huhn, Austern- und Spitzmuschelpasteten, schwarze und weiße Meereicheln (eine Art Seemuschel), Meernesseln, Feigenschnepfen, Cotelette von Reh und Wildschwein, gemästetes Geflügel mit Mehl bestreut.

Zweiter Gang: Schweinseuter, Wildschweinskopf, Fischpastete, Schweinseuterpastete, Enten, gesottene Kriekenten, Hasen, gebratenes Geflügel, Mehlspeisen (nämlich von dem Mehl, das man nach Art der Stärke ungemahlen erhält; man machte davon verschiedene Sorten von Crême), Picentinische Brödchen.

In dem Triclinien waren Elfenbeinlager aufgeschlagen und das Haus war großartig geschmückt.

Viertes Kapitel.

Im Tempel der Vesta.

Wenn man bei der Halle vorbeischritt, welche die Götterbilder barg und am Fuße des palatinischen Hügels, an der sogenannten Via sacra lag, wo diese in das Forum einmündete, kam man zu dem Heiligthume der Vesta, wo auf dem Gemeindeherde unter der unmittelbaren Aufsicht des Pontifex Maximus von den reinen Händen der vestalischen Jungfrauen die heilige Flamme unterhalten wurde, in welcher sich die unsichtbare Lebensflamme des Staates und der Gemeinschaft seiner Bürger bildlich darstellte, gerade so wie jede einzelne Familie auf ihrem Herde ein ähnliches Feuer unterhielt und dabei der schützenden und erhaltenden Götter und Genien gedachte, von denen sie ihren Ursprung, ihre Existenz und ihr Gedeihen ableitete.

Wie in jedem römischen Hause das Atrium mit seinem Herde und den auf diesem verehrten Göttern die Mitte und das Herz des gesammten häuslichen Verkehrs war, so war das Feuer der Vesta gleichsam wieder das Herz und der Mittelpunkt Roms.*)

---

*) Das Atrium war nämlich eigentlich die Küche und die damit unmittelbar zusammenhängende Diele, die in der Mitte einen offenen Raum hatte, wo der Rauch abzog und der Himmel von oben hineinblickte. Eben diese Diele war der eigentliche Familiensaal, um welchen die einzelnen zur Wohnung erforderlichen Räume umherlagen; auf derselben aber bildete wieder der Herd mit seinem Vestafeuer und den Bildern der Laren und Penaten das alte Familienheiligthum, bei welchem täglich und bei allen festlichen Gelegenheiten die Familienandacht verrichtet wurde und an welchem alle theuersten Erinnerungen hingen.

Dort versammelte sich die Familie zum täglichen Mahle, dort stand auch das Ehebett, dem Eingange gegenüber, eine Stätte der schaffenden Genien des Hauses, dort war das Matrimonium, in welches die junge Frau bei der Hochzeit feierlich eingeführt wurde, dort die Spinnstube, wo die Hausfrau unter ihren Mägden waltete, den Herd und die Arbeit zugleich beaufsichtigend, während der Hausherr in derselben Halle als das Familienoberhaupt gebot, zur täglichen Arbeit ein- und ausgehend.

Den Eingang von der Straße her bildete das Vestibulum, mit welchem das religiöse Gebiet des Herdes der Vesta begann, während der offene Raum in der Mitte der Diele sowohl zu den praktischen Zwecken eines innern Hofs und Gartens als zur Verwahrung anderer Hausgötter diente.

Feuer und Wasser waren die Elementarbedingungen jedes Hausstandes, daher beide Elemente auch gleich wesentlich zu jedem Dienste der Vesta gehörten, sowohl dem öffentlichen als dem des Hausherrn und der Hausfrau, von denen diese deshalb, wenn sie

Dieses ewige Feuer brannte in einem angeblich von Numa selbst gegründeten runden Tempel, der eigentlich nur eine überbaute und überwölbte Feuerstätte war.

---

durch den Hochzeitszug in das Haus eingeführt wurde, mit Feuer und Wasser kam, und jener, wenn die junge Frau ihm an der Schwelle entgegentrat, dieselbe mit dem Feuer und Wasser seines Herdes empfing.

Dazu kam die Bedeutung des Herdes für die Zubereitung und den Vorrath der täglichen Nahrung, welcher letztere Penus genannt wurde, von welchem wieder die am Herde verehrten Penaten ihren Namen haben, ein Beweis, daß diese ursprünglich als freundliche Hausgeister gedacht wurden, die für den Bedarf des Hauses sorgten.

So bestand auch der häusliche Dienst der Penaten wesentlich darin, daß man sie wie die Laren beim täglichen Mahle betheiligte und auf eigenen Platten und Tischen nach altem Herkommen namentlich Salz und einige Speisen vor ihren Bildern hinstellte, zu welchem Behufe auch in den Zeiten der größten Einfachheit in jedem Hause ein Salzfaß und eine kleine Speiseschüssel von Silber vorhanden sein mußte, während Andere auch wohl nach jedem Mahle für diese freundlichen Hausgeister einige Speise auf dem Tische liegen und auch die Lampen brennen ließen.

Bildete doch auch in dem deutschen Bauerhause der Herd den Mittelpunkt, hinter dem die Frau vom Hause thronte und das Ehebett stand, sodaß sie Alles übersehen konnte und Tag und Nacht unter Augen hatte.

Auf einem solchen Herde brannte das Feuer den ganzen Tag und glimmte selbst die Nacht hindurch; nur wenn der Hausherr gestorben war, wurde es ausgelöscht. Namentlich in den reichern Bürgerhäusern war die Küche eine stattliche, oft schön gewölbte Halle, und in geselligen Stunden versammelte sich wohl auch die Familie in der Küche.

Ein eigener, durch Matten umspannter Raum in diesem Tempel diente als Aufbewahrungsort für die zum Dienste der Göttin gehörigen Vorräthe.

In einem andern, nur den Vestalinnen zugänglichen Raume befanden sich die Heiligthümer der Vesta, denn der Tempel selbst mit dem lodernden Herdfeuer war bei Tage Jedem zugänglich und nur in der Nacht war der Zutritt Männern untersagt.

Worin die Heiligthümer der Vesta, das geheimnißvolle Palladium obenan, eigentlich bestanden, das wußten in Rom nur Wenige, da sie nur den Vestalinnen und ihrem obersten Meister, dem Pontifex Maximus, zugänglich waren und vor dem Volke streng verborgen gehalten wurden.

Das Volk wußte nur, daß diese Heiligthümer, in kleine Fäßchen verpackt, von den Vestalinnen gerettet worden waren, als die Gallier Rom zerstörten, weswegen sie auch später in thönernen Fässern verwahrt blieben.

Das heilige Palladium, Heroldstäbe, alterthümliche

Auch wies der Volksglaube immer dort den guten Geistern ihren Sitz an und in eigens am Herde angebrachten kleinen Nischen legte man ihnen Speise hin, auch etwas Holz und ein Käppchen oder Röckchen zum Lohn für treue Dienste. (Preller, Römische Mythologie.)

Götterfiguren, Penatenbilder von Metall bildeten den Inhalt dieser Fässer, der für so werthvoll gehalten wurde, daß der Pontifex Maximus Metellus bei Gelegenheit einer Feuersbrunst, die den Vestatempel einmal verwüstete, diesen nicht eher verließ, bis er die Schätze vergraben hatte, wobei er bei der in allen Räumen bereits herrschenden Gluthitze das Augenlicht einbüßte.

Neben dem Palladium war unter diesen geheimnißvollen und dem profanen Auge des Laien entzogenen Schätzen das Symbol der zeugenden Kraft, welches zugleich für das sicherste Amulet gegen allen Schaden des Neides und des bösen Blicks galt, das höchstgehaltene.

Die größte Einfachheit und die größte Reinheit, diese zugleich ein Symbol der innern Reinheit, zeichneten den Tempel der Vesta aus, von welchem alles Eisen ausgeschlossen war, um die Aengstlichkeit vor allem Blutigen zu charakterisiren. Vor dem Bilde der Vesta standen Opfertische von einfachem Holz, auf welchen die frommen Gaben in Körben oder auf thönernen Platten dargebracht wurden.

Das Herdfeuer selbst war von einem natürlichen Rasen eingefaßt, der die Frische der Naturkraft andeutete.

Alle Geräthe und heiligen Gefäße waren einfaches Thongeschirr.

Um das Feuer der Vesta waren drei der heiligen Jungfrauen versammelt.

Ihre Gewänder waren schneeweiß, und da sie eben geopfert hatten, so waren ihre Häupter noch in die großen weißen Tücher eingehüllt, in welchen sie bei Opferungen erscheinen mußten und welche ihren einzigen Schmuck bildeten, da sie weder Silber noch Blumen in Anwendung bringen durften, ihren Körper zu zieren.

Die drei waren damit beschäftigt, das heilige Mehl für das bevorstehende Fest der Vestalia zu bereiten, an welchem die Matronen Roms mit bloßen Füßen zum Tempel der Vesta zu wallfahrten pflegten, um an dem Gemeindeherde in einfachen Schüsseln Speiseopfer darzubringen, wie sie sie sonst an ihrem eigenen Herde den Laren und Penaten des Hauses darbrachten.

Dies Fest war zugleich in Erinnerung der alten Zeit, wo jeder Hausstand noch selbst sein Gebäck besorgte und der Herd auch allgemein zur Bereitung des Brodes diente, ein allgemeines Fest der Müller und Bäcker, bis hinab zu den Müllereseln, welche die Mühle trieben und also auch in gemüthlicher Weise bei dem Feste betheiligt waren.

Mühlen und Mühlesel wurden an diesem Tage mit Kränzen geschmückt, den Eseln auch an Schnüren aufgezogene Brödchen um den Hals gehängt.

Die Aehren zu dem heiligen Mehle, mit dessen Bereitung wir die Vestalinnen beschäftigt finden, wurden von den drei ältesten Vestalinnen stets im Mai und immer an einem Tage um den andern in Erntekörben gesammelt und darauf von allen Vestalinnen gedörrt, geschroten und gemahlen.

Zu diesem Mehl wurde dann das mit gleicher Sorgfalt bereitete Salz gethan, welches ungereinigt erst in einem Mörser gestoßen, dann in einem thönernen, bedeckten, mit Gyps überzogenen Topfe in einem Backofen ausgekocht, darauf mit einer Säge von Eisen in Stücke geschnitten wurde, um endlich in der Vorrathskammer der Vesta in einem Fasse aufbewahrt zu werden, bis es dem heiligen Mehle von den reinen Händen der drei ältesten vestalischen Jungfrauen beigemengt wurde, um dann bei den heiligen Opfern für das Wohl des römischen Volkes der Göttin dargebracht zu werden.

Während die drei Vestalinnen das heilige Mehl bereiteten, unterhielten sie sich über die Ereignisse des Tages und Canopa, die älteste von ihnen, bemerkte:

„Wer hätte zu der Zeit, wo unsere Schwestern von

Cutiliä bei Sulla für Cäsar intervenirten, gedacht, daß der letztere unser Oberpriester werden würde? Der Flüchtling von damals ist zum einflußreichen Manne geworden und manche von den Adligen, die sich damals für ihn verwendet haben, bedauern heute schon, daß sie es thaten, und denken an Sulla's Weissagung, daß in dem Knaben Cäsar mehr als ein Marius stecke."

„Es ist wahr, er läßt den Adel nicht zu Athem kommen", stimmte Sabina, die zweitälteste Vestalin, zu. „Und am meisten hat er es auf den stolzen Catulus abgesehen, welcher die Seele der Adelspartei ist. Kaum hat er ihm die Oberpriesterstelle, auf die sich Catulus feste Rechnung machte, vorweggenommen und im Wahlkampfe so glänzend gesiegt, daß Catulus weit hinter ihm zurückblieb und selbst zwei Drittheile seiner Zunft für Cäsar stimmten, so brachte er ihm durch den Volkstribun Labienus auch schon eine zweite empfindliche Niederlage bei, indem er bei dem Volke durchsetzte, daß Pompejus den unbeschränkten Oberbefehl zur See erhielt, um die Piraten zu vernichten."

„Ist Labienus wirklich ein Werkzeug Cäsar's?" forschte Porphiria, die dritte der mit der Bereitung des heiligen Mehls beschäftigten Vestalinnen.

„Gewiß, sofern Cäsar und Catilina unter einer Decke spielen!" entgegnete Canopa.

„Mir will es dünken, daß Rom von der Freundschaft dieser beiden Männer nicht viel Gutes zu gewärtigen hat“, sagte Sabina kopfschüttelnd.

„Catulus war derselben Ansicht“, bemerkte Canopa; „deshalb bekämpfte er auch in der Volksversammlung den Antrag des Labienus so lebhaft, dem Pompejus die Dictatur zur See zu übertragen. Und man muß sagen, daß er dem von Cäsar und Catilina inspirirten Antrag des Tribuns schlau entgegentrat. Er suchte Pompejus weder zu verkleinern, noch zu verdächtigen, gestand ihm vielmehr seine Verdienste bereitwillig zu, machte aber geltend, daß es sich gebühre, nicht immer einen einzelnen Mann zu allen Geschäften heranzuziehen, sondern mit den Bürgern abzuwechseln. Er fragte, zu wem man seine Zuflucht nehmen wolle, wenn dieser Pompejus, den man ausschließlich zur Beschwörung jeder Rom bedrohenden Calamität verwende und dem man so vor allen Bürgern Gelegenheit gebe, sich zum Regenten und Feldherrn auszubilden, umkommen sollte?“

„Und das Volk antwortete auf die schlaue Frage halb ernst, halb ironisch: Zu Dir, Catulus, zu Dir würden wir unsere Zuflucht nehmen!“ fiel Sabina ihrer ältern Collegin in die Rede. „Catulus wurde überstimmt, Cäsar und Catilina triumphirten.“

„Es liegt bei alledem etwas Räthselhaftes in den Bemühungen Cäsar's, dem Pompejus zu nützen!" bemerkte Porphiria.

„Die Zukunft wird das Räthsel lösen", meinte Canopa ernst. „Man glaubt, daß es Cäsar darum zu thun sei, Pompejus von Rom zu entfernen, um daselbst freie Hand zu erhalten."

„Gelingt Cäsar sein Plan, dann mag der Adel auf seiner Hut sein!" sagte Sabina. „Der Proceß Rabirius mag ihm ein Wink sein, was man von Cäsar zu gewärtigen hat."

Vor nicht weniger als sechsunddreißig Jahren war Appulejus Saturninus', ein eifriger Volkstribun, der drei Jahre hintereinander durch Gewalt und List das Tribunat an sich gerissen und endlich öffentlich die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt und sich des Capitoliums bemächtigt hatte, vom Senate für einen Feind des Vaterlandes erklärt und umgebracht worden.

Diese Tödtung schrieb ein allgemeines, obschon unverbürgtes Gerücht dem Rabirius, einem angesehenen Senator, zu.

Lange Zeit hindurch hatte man sie als eine verdienstliche, dem Staate heilsame Handlung betrachtet.

Plötzlich trat jedoch Labienus auf und klagte Rabirius des Hochverraths an, weil er Hand an die

geheiligte Person eines Tribuns gelegt und in ihm des römischen Volkes theuerstes Vorrecht verletzt habe.

Ungerechtigkeit und Grausamkeit schienen sich in dieser Anklage zu vereinen, denn Saturninus war gewiß als Empörer umgekommen. Marius selbst, dem Saturninus doch früher oft in die Hände gearbeitet, hatte als damaliger Consul, vom Senate bevollmächtigt, gegen ihn die Waffen ergreifen müssen.

Sechsunddreißig Jahre hatte Rabirius seither unbescholten und unangefochten mitten in Rom und im Kreise des Senats gelebt.

Die Strafe des Hochverraths, die Labienus jetzt gegen ihn beantragte, war der schmählichste Tod, der Tod am Kreuze.

Aber nicht um das Leben eines Greises handelte es sich, es stand vielmehr die wichtige Frage auf dem Spiele: ob jemals der Senat einen Volkstribun ächten, ob er über das Leben eines noch so strafbaren Bürgers ohne Beistimmung des Volkes aburtheilen, ja, ob er zur Zeit eines Aufstandes überhaupt wirksame Mittel zur Dämpfung desselben anwenden dürfe.

Diese Frage wollte Cäsar, als er Labienus zur Anklage vorschob, im eigenen Zukunftsinteresse zur Lösung bringen.

So faßte es auch der Senat auf und erhob sich wie ein Mann zum Beistande des Beklagten.

Hortensius und Cicero, des Rabirius Vertheidiger, bewiesen unwiderleglich, daß das Decret, durch welches die Tödtung des Saturninus bewirkt worden, ein rechtmäßiges Gesetz gewesen sei, daß alle Sicherheit der Republik, alles Ansehen des Senats schwinde, wenn ein Aufrührer unverletzbar bleibe.

Sie schilderten mit den lebhaftesten Farben das Alter, die Hülflosigkeit, den bemitleidenswerthen Zustand eines Mannes, der vor jeder Gewaltthat, selbst vor jeder Verleumdung bis ins Greisenalter gesichert, nun seine Freunde, seine Zeugen, jeden Beweis seiner Unschuld überlebt habe.

Die Vertheidigung machte tiefen Eindruck, aber die Gerichtsordnung verlangte, daß die Klage des Hochverraths in erster Instanz durch zwei vom Prätor aus der Zahl der Geschworenen freigewählte Männer entschieden werde.

Der Prätor aber ernannte Cäsar und einen Freund Cäsar's zu Richtern über Rabirius, dieser wurde verurtheilt und ergriff die Appellation an das Volk.

An dem Tage, an welchem wir die drei Vestalinnen mit der Bereitung des geheiligten Mehls beschäftigt finden, soll auch das Volk über Rabirius absprechen, und es war natürlich, daß selbst die Hüterinnen

des heiligen Feuers der Vesta sich für die Streitsache interessirten. Am entschiedensten nahm Canopa für den Angeklagten Partei und sagte:

„Die Stellung, welche Cäsar seit kurzer Zeit zu uns einnimmt, sollte mich zwar zu einer wohlwollenden Beurtheilung seiner Handlungen stimmen, aber sein Vorgehen gegen Rabirius kann ich nichtsdestoweniger nur verdammen. Es zeigt sich in diesem Vorgehen derselbe souveräne Geist, der sich darin kundthat, daß er uns, kaum zum Pontifex Maximus ernannt, die junge Bithynierin Myrsa zur Collegin gab. Was ist aus unsern Statuten geworden, denen zufolge die Priesterinnen Vesta's nur aus den besten und unbescholtensten Familien der Stadt und aus solchen Häusern, wo beide Aeltern am Leben sind, genommen werden sollen?"

„Ich sollte doch denken, daß Myrsa als die Tochter eines Königs Ansprüche auf eine Ausnahme machen kann, zumal schon einmal Aehnliches geschehen ist", warf Porphiria ein.

„Was kümmern uns fremde Königstöchter?" fertigte Canopa die jüngere Collegin hart ab. „Der römische Bürger geht jedem Barbarenkönig vor! Und steht nicht geschrieben, daß die Vestalinnen zwischen dem sechsten und zehnten Lebensjahre eintreten und sich zu

einem dreißigjährigen Dienste verpflichten sollen, während dessen sie die ersten zehn Jahre zu lernen, die zweiten zehn den Dienst auszuüben und in den dritten zehn die Novizen einzuüben haben? Ist die Bithynierin, abgesehen von ihrer Herkunft, nicht weit über das vorgeschriebene Novizenalter hinaus?"

„Das wohl!" mußte Porphiria zugeben.

„Und wie ist der Ruf Myrsa's beschaffen?" fuhr Canopa erregt fort. „Beschuldigt man sie nicht, ein Liebesverhältniß mit Cäsar unterhalten zu haben? Wie soll sie, an der ein solcher Makel haftet, ein Vorbild der Sittenreinheit sein? Der verbotene Umgang ist ihr nichts Unbekanntes, uns aber bringt ihre Gemeinschaft wenig Ehre! Haben wir nicht schon genug an Ansehen im Verlaufe der Zeiten eingebüßt, daß man uns auch noch gewaltsam in den Augen des Volks herabsetzen will? Wo sind die Zeiten, wo schon eine Abweichung von der vorgeschriebenen einfachen Tracht, ein freieres Betragen, eine ungewöhnliche Bildung im Stande waren, den schlimmsten Verdacht zu erwecken? Wo sind die Zeiten, wo ein solcher Verdacht genügte, die Schuldige dem unheimlichen unterirdischen Gemache, den Verführer aber der Geißelung am Blocke zu überliefern? Damals wartete man mit der Züchtigung nicht erst, bis die Götter durch schreck-

liche Zeichen ihren Zorn an den Tag legten, wie dies vor einem halben Jahrhundert geschah, wo drei Vestalinnen zugleich auf verbotenen Liebeswegen ertappt wurden. Ja, jetzt scheint die letzte Scheu vor der sonst so heiligen Vesta gewichen zu sein! Seit vor einigen Jahren der Pontifex Maximus Marius Scävola, eine Zierde seines Namens und der römischen Nobilität, von den Marianern vor dem Bilde der Vesta, zu dem er sich aus der Curie geflüchtet, niedergehauen wurde, seit ein andermal bei einem ähnlichen Blutvergießen ein wilder Haufen bis in unsern Hof drang, ist es mit unserm Ansehen dahin und Vorfälle, wie die Aufnahme der Bithynierin, sind nicht geeignet, es wiederherzustellen. Die Heiligkeit unserer Person wird immer mehr schwinden, die Ehrfurcht des Volks vor uns abnehmen, und ich sehe Tage kommen, wo die höchsten Behörden nicht mehr vor uns ausweichen, wo unsere Begleitung nicht mehr vor Angriffen schützen, unsere Fürbitte hochmüthig in den Wind geschlagen werden wird. Es sollte mich nicht wundern, wenn eines Tages die Götter selbst in wohlberechtigtem Zorne das von uns sorgsam gehütete Feuer verlöschen machten! Und noth thäte es, daß Vesta wieder einmal selbst zu Wundern griffe, um Unwürdige von uns auszuscheiden. Wie ganz anders stand es um unser Ansehen, als die

Göttin noch durch solche Wunder sich ihrer Priesterinnen annahm! Als sie einst das Kleid der Vestalin Aemilia, die nach dreißigjähriger Dienstleistung das Feuer nicht aus sträflicher Leidenschaft, sondern aus bloßer Nachlässigkeit hatte erlöschen lassen, in dem Augenblicke entzündete, wo diese den Tod leiden sollte! Als sie die Vestalin Tuccia beschützte und ihr erlaubte, die falsche Anklage verletzter Keuschheit dadurch zu nichte zu machen, daß sie starken Muthes hinab zum Tiber ging, vor allem Volk aus seiner Flut Wasser in ein Sieb schöpfte und das Wasser in diesem Siebe bis hinauf zum Forum trug, um es dort vor den Füßen des Pontifex Maximus auszuschütten!"

Fünftes Kapitel.

Die Vestalin.

Canopa sprach noch, als Myrsa, die jüngste der Vestalinnen, sichtbar wurde.

Sie trug ein eigenthümlich construirtes Gefäß auf dem Kopfe, welches so eingerichtet war, daß man es nicht, ohne seinen Inhalt zu verschütten, auf die Erde stellen konnte.

Denn das Wasser, welches die Vestalinnen, sei es zum Waschen oder zum Reinigen der heiligen Räume, sei es zur Bereitung ihrer Nahrung, brauchten, durfte mit der Erde in keine Berührung kommen.

„Woher hast Du das Wasser genommen, daß Du so schnell mit demselben zurück bist?“ fragte Canopa mit Härte ihre jüngste Collegin, welche zum ersten Male Dienst that.

Es hatte sie gerade die Woche getroffen, in welcher mit Rücksicht auf die bevorstehenden Feste der ganze Tempel auf das sorgfältigste gesäubert und ausgekehrt werden mußte.

Es war dies dieselbe Woche, welche in religiöser Beziehung für bedenklich galt, sodaß man Hochzeiten vermied und die Gemahlin des Pontifex Maximus weder ihr Haar kämmen, noch ihre Nägel beschneiden durfte.

Erst wenn die Reinigung des Tempels beendigt und aller Kehricht entweder in den Tiber geworfen oder am capitolinischen Steige in einem eigens dazu bestimmten, durch die sogenannte Mistpforte verschlossenen Hofe untergebracht war, erst dann durften die römischen Mädchen wieder unbedenklich freien.

„Ich habe das Wasser aus dem nächsten Aquäduct geholt", beantwortete Myrsa unbefangen Canopa's Frage.

Die Rede des Mädchens versetzte die drei ältesten Vestalinnen in eine gewaltige Aufregung und Canopa rief heftig:

„Unglückselige! Hat man Dir denn nicht gesagt, daß das Wasser nur ein fließendes sein darf, wie es der Tiber oder die Quellen der Stadt spenden? Fort mit dem unreinen Wasser, welches durch eine Wasser-

leitung geflossen ist! Da hättest Du bald ein schönes Unheil angerichtet!"

„Willst Du Dein unfreiwilliges Vergehen gut machen", beruhigte Sabina in gütigerem Tone die verlegen dastehende Myrsa, „so gehe in den Hain der Camenen und schöpfe das Wasser aus der Quelle der Egeria!"

„Ich danke Dir für Deinen freundlichen Wink!" flüsterte Myrsa mit einem dankbaren Aufblick zu der sanftern Sabina, welche sich bemüht hatte, Canopa's Härte einigermaßen gutzumachen.

Myrsa fühlte es ohnehin bitter genug, daß man hier gegen sie sehr mißgestimmt war und sie wie einen unwillkommenen, verhaßten Eindringling behandelte.

„Und einem solchen leichtfertigen Geschöpf soll man das heilige Feuer anvertrauen!" rief Canopa erbarmungslos. „Wie, wenn es verlöschte? Das unbedachte Geschöpf wäre im Stande, um seine Unachtsamkeit zu bemänteln, das ausgegangene Feuer an einer gewöhnlichen, durch das Leben und seine Bedürfnisse entweihten Flamme zu entzünden, statt es der Natur von neuem abzugewinnen."

Myrsa waren, als sie sich in fortgesetzter Weise so hart angefahren sah, die Thränen in die Augen

getreten und sie wollte sich lautlos fortschleichen, als Canopa boshaft ausrief:

„Freilich, was hätte der Liebling des Pontifex Maximus auch zu gewärtigen, wenn ihm das heilige Feuer erlöschte? Man würde über dies Erlöschen, obwohl es stets für ein Anzeichen galt, daß den Staat schweres Unglück treffen werde, wie über etwas Gewöhnliches hinweggehen, und ich zweifle, daß der Pontifex Maximus in diesem Falle der Schuldigen gegenüber seine Pflicht thun und sie mit blutigen Streichen auf den bloßen Rücken geißeln würde!“

Myrsa schwanden beinahe die Sinne, als sie in solcher Weise von sich und Cäsar sprechen hörte, und sie mußte sich anlehnen, um nicht zu straucheln.

Während sie überlegte, ob sie die Schmach ruhig hinnehmen oder etwas erwidern sollte, trat eine unerwartete Veränderung in der Scenerie ein, welche ihren Gedanken unwillkürlich eine andere Richtung gab.

Ein Senator kam herbeigestürzt und rief:

„Wehe, es steht schlecht um Rabirius! Cicero, der ihn in der Volksversammlung vertheidigt, kann sich kaum vernehmbar machen. Das Volk verschmäht seine Fürbitte, und so nachsichtig es sonst gegen

diejenigen zu sein pflegt, die sich in seinen Schutz flüchten, so ist es doch auf das leidenschaftlichste gegen Rabirius eingenommen und heult: Es bleibt bei Cäsar's Todesurtheil — ans Kreuz mit dem Aristokraten, der sich an einem Volkstribun zu vergreifen wagte! Ich bin hierher geeilt, um Euch, Ihr gottgefälligen Hüterinnen des ewigen Feuers, zu fragen, ob Ihr kein Mittel wißt, den greisen Rabirius zu retten? Vielleicht könntet Ihr Cäsar selbst bestimmen, sänftigend auf das durch ihn aufgewiegelte Volk zu wirken. Er hat doch seinen Zweck vollkommen erreicht und den Adel wieder einmal des Volkes Allmacht fühlen lassen — was kann ihm an dem Leben eines hinfälligen Greises liegen! Wollt Ihr nicht Eurem Pontifex Maximus ein gutes Wort geben?"

„Ich will Cäsar umzustimmen suchen!" rief Myrsa lebhaft, die die Lebensgefahr, in der Rabirius schwebte, alle Rücksichten vergessen ließ.

„Bleib!" rief Canopa der jüngsten Gefährtin zu. „Ich zweifle nicht, daß Deine Fürbitte bei Cäsar ins Gewicht fallen würde, aber ich weiß doch noch ein zuverlässigeres Auskunftsmittel, ohne daß wir den Pontifex Maximus zu behelligen brauchen. Folge mir, Senator, folgt mir, Schwestern, alle! Auf, zum Janiculus!"

Auf dem Janiculus war die Kriegsfahne aufgepflanzt.

Eine uralte, durch die Länge der Zeit geheiligte, obgleich längst zwecklos gewordene Sitte untersagte jede Volksversammlung, wenn diese Fahne nicht wehte, die aus den ersten Zeiten Roms herrührte, wo Rom allenthalben von Feinden umringt, sein Gebiet kaum einige Meilen breit und die Stadt sehr oft in Gefahr war, von den Gegnern unversehens überfallen zu werden.

Damit nun diese nicht vielleicht den Zeitpunkt nützen möchten, wenn das Volk auf dem Marsfelde sich versammelt hatte und die Mauern auf einer andern Seite den Eindringenden offen standen, so wurde auf dem Janiculus stets ein Posten von Bewaffneten unterhalten.

Solange hier die Fahne aufgesteckt blieb, galt die Sicherheit für ungefährdet.

Nahte sich aber ein Feind, dann wurde sie weggenommen, die Volksversammlung hatte ein Ende und das Volk griff zu den Waffen.

Mit der Zeit, wo eine ähnliche Gefahr auch nicht mehr im Traume denkbar war, verschwand wohl der Posten vom Janiculus, aber die Fahne blieb und ihr Ansehen war das alte, traditionelle.

Auf diese Fahne nun stürzte sich die Vestalin Canopa und riß sie mit eigenen Händen aus der Erde.

Die Nachricht, daß die Kriegsfahne verschwunden sei, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt.

Die Volksversammlung stob in dem Augenblicke auseinander, wo zur Abstimmung hätte geschritten werden sollen und des Rabirius Leben keinen Deut mehr werth schien.

Sechstes Kapitel.

Cäsar und Pompejus.

Auf einem Ruhebett, dessen Fußgestell von Silber war, lag Pompejus nachlässig hingestreckt und unterhielt sich mit Cäsar, der gekommen war, ihm zu dem Oberbefehl über alle Meere, welchen ihm das Volk übertragen hatte, Glück zu wünschen.

„Ich weiß recht gut, Cäsar, wie sehr Du Dich in dieser Sache für mich bemüht hast!" sagte Pompejus, die Hand des Gratulanten freundschaftlich drückend. „Ich wünsche eine Gelegenheit herbei, Dir meinen Dank durch die That bezeigen zu können. Wann wird denn Deine Stunde schlagen? Regt sich noch kein Ehrgeiz in Deiner Brust? Sind Deine Blicke nicht sehnsuchtsvoll auf ein Commando gerichtet?"

„Mein ganzer Ehrgeiz besteht vorläufig darin, meinen Freunden zu dienen!" entgegnete Cäsar. „Ich

habe es an mir selbst erfahren, wie diese unverschämten Piraten harmlosen Reisenden lästig werden können, ganz abgesehen von dem großen Schaden, den sie dem Staate zufügen. Du wirst es also ganz natürlich finden, wenn ich für das radicalste Mittel stimmte, ihre Macht zu brechen. Dieses Mittel fand ich aber darin, daß man meinen Freund und Gönner Pompejus gegen sie ausschickt."

„Du beurtheilst mich zu gütig, Cäsar!" bemerkte Pompejus mit einem abwehrenden Lächeln. „Nicht Jeder denkt so wohlwollend von mir. Catulus gönnt mir den Befehl zur See so wenig, daß er sich nach der Abstimmung, die er gegen mich zu wenden gesucht, grollend mit den Worten zurückzog: es sei um die Freiheit geschehen; um ihrer fürder theilhaftig zu werden, müsse man sich von jetzt an in die Wälder und Gebirge zurückziehen."

„Es ist bekannt, daß Catulus am liebsten jedes Commando dem Crassus zuwenden möchte", bemerkte Cäsar.

Die blasse Wange des Pompejus belebte sich, als der Name Crassus genannt wurde, und er sagte eifrig:

„Als ob dem Crassus die Sklaven nicht genug zu thun gäben! Er mag sich ihnen gegenüber vorsehen.

Noch ein Sieg wie der letzte, und von seinem Ruhm bleibt nicht viel übrig."

Pompejus spielte mit seiner Rede auf die letzte Schlacht in Unteritalien an.

Dort hatte sich des Spartacus Heer in zwei Haufen geschieden, von denen der eine, auf die Worte des Kappadociers schwörend, nur Rom im Auge hatte, während Spartacus auch jetzt noch rasch daran vorbei wollte, um Gallien zu erreichen.

Crassus hatte von der Spaltung Nutzen ziehen wollen und sein Heer gleichfalls in zwei Lager getheilt.

Mit dem einen hielt er Spartacus in Schach, mit dem andern wollte er gegen den Kappadocier losgehen.

Dieser ging jedoch nicht in die Falle, die man ihm gelegt, als man die römischen Krieger mit Helmen die mit Zweigen umwunden waren, gegen ihn vorrücken ließ, damit sie der Feind in der Dämmerung mit dem Walde verwechsele, aus welchem sie aufstiegen.

Des Spartacus Frau, welche sich, der zögernden Kriegführung ihres Gatten müde, dem Kappadocier angeschlossen, hatte viel zu Vereitlung der römischen Kriegslist beigetragen.

Sie war von Hause aus eine Wahrsagerin und stand mit den Göttern in ununterbrochenem Rapport.

Sie war es gewesen, welche ihren Gatten zur Flucht aus der Fechterschule bewogen hatte, weil sie seinem Traume, daß sich eine Schlange um sein Gesicht geringelt habe, ohne ihn zu beißen, die Deutung gegeben, daß dies Glück und eine große, ruhmvolle Zukunft bedeute.

Als sie sich momentan von ihrem Gatten getrennt und dem Kappadocier angeschlossen hatte, in der geheimen Hoffnung, auf diese Art den zaudernden, vorsichtigen Gatten zu kühnerem Vorgehen fortzureißen, war sie immer beschäftigt, die Absichten der Götter zu erlauschen und diese durch Opfer für das Heer und die Sache ihrer Angehörigen günstig zu stimmen.

Bei einer solchen Opferung hatte sie die Legionen des Crassus aus dem Walde emporkommen sehen und den Kappadocier sofort davon benachrichtigt, der sich mit Ungestüm auf die Römer warf und sechstausend derselben gefangen nahm, ehe Crassus Zeit hatte, mit dem Hauptheer heranzukommen und das Treffen wiederherzustellen.

Der Kappadocier mußte nun allerdings der Uebermacht weichen und mit Zurücklassung von zehntausend Todten das Schlachtfeld räumen, aber die sechstausend

Gefangenen, die er bei dem ersten Anprall gemacht, vermochte ihm Crassus doch nicht wieder abzunehmen.

In Rom empfand man die neue Schlappe schmerzlich, denn man hatte keine Gefangenen, um sie gegen die Römer auszutauschen, unter welchen sich Söhne aus den ersten Familien befanden, die nun Gefahr liefen, im Lager der Sklaven mit einander nach gemeiner Gladiatorenweise fechten zu müssen, wie dies bereits einmal bei einem Siegesfeste, das Spartacus veranstaltet hatte, geschehen war.

Während Pompejus fortfuhr, an der Kriegführung des Crassus seine Kritik zu üben, erschien ein Diener, dessen trübselige Miene Pompejus zu dem Ausrufe veranlaßte:

„Du kommst wohl mit leeren Händen?"

„Ich muß Dir melden, Herr", antwortete der Diener kleinlaut, „daß in gegenwärtigem Augenblick nur ein Mann in Rom Krammetsvögel hat und daß es zweifelhaft ist, ob er welche abgibt."

„Und wer ist dieser einzige Mann?" forschte Pompejus gespannt.

„Crassus!"

Das Gesicht des Pompejus verdüsterte sich.

„Du suchst Krammetsvögel?" warf Cäsar ein.

„Du siehst, daß ich leidend bin", entgegnete Pompejus.

„Mein Magen verträgt nichts als Krammetsvögel. Der Arzt hat mir sie ordinirt, aber leider sind die Krammetsvögel Zugvögel, ihre Zeit ist vorbei, meine Diener suchten sie vergeblich auf allen Märkten, und nun hörst Du's, Crassus ist der einzige Mann in Rom, der mir helfen könnte."

„Ich weiß, Crassus hat die Manie, Krammetsvögel zu mästen", bemerkte Cäsar. „Er liebt sie außerordentlich! Er wird es gewiß billigen, wenn Dir sein Koch, den er in Rom zurückgelassen, einige Dutzend überläßt."

„Wie kannst Du glauben, daß ich mir von Crassus eine Gefälligkeit erweisen ließe!" erwiderte Pompejus entrüstet.

„Laß mich nachdenken, Pompejus, ob ich Dir nicht helfen kann!" rief Cäsar, sich am Kopfe krauend. „Wenn es Dich gelüstete, Pfaue aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfische aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln von Chios, Nüsse aus Jassus, Datteln aus Aegypten oder Eicheln aus Spanien haben zu wollen, mit Allem könnte ich Dich durch meinen Delicatessenlieferanten versehen — vielleicht schaffe ich Dir auch Krammetsvögel."

„Du verbindest mich immer mehr, lieber Freund!" murmelte Pompejus mit einem dankbaren Blick.

„Laß mich gleich die Jagd nach Krammetsvögeln antreten", sagte Cäsar lächelnd, indem er Miene machte, sich zu entfernen. „Vorerst aber will ich doch noch bei Deiner Nichte, der liebenswürdigen Pompeja, vorsprechen und sie fragen, wie sie geschlafen hat."

„Wird Deine Frau schlafen können, wenn sie von Deinen häufigen Besuchen bei Pompeja hört?" scherzte Pompejus.

Siebentes Kapitel.

Pompeja.

Cäsar begab sich nach den Gemächern der Pompeja, wo er im Atrium die Sklavinnen versammelt fand, welche die Herrin anzukleiden hatten.

Die meisten waren bereits entlassen und plauderten nach gethanem kurzem Tagewerk mit einander.

Schminktöpfe, Pinsel, Handspiegel, Zahnbürsten lagen auf Tischen von Rosenholz bunt durcheinander.

Eine Negerin war beschäftigt, den Teig anzufertigen, mit welchem Pompeja nach damaliger Sitte während der Nacht ihr Gesicht beklebte, um die Haut weiß und weich zu erhalten.

Vor kaum einer halben Stunde hatten geschäftige Hände der Herrin den Teig mit warmer Eselsmilch vom Gesichte weggewaschen und denselben durch ein

zartes Weißroth auf den Wangen ersetzt, während der in feingepulverten Bleiglanz getauchte Pinsel, den eine andere Dienerin schwang, den Augenbrauen einen erhöhten Glanz verliehen hatte.

Cäsar erfuhr auf seine Frage, daß auch die Zahnputzerin ihre Aufgabe vollendet habe und der Mastix von Chios, der die Zähne so weiß und schön erhält, gekaut war und daß eben die Haarschmückerinnen die letzte Hand an die Herrin legten, indem sie deren schwarzes Haar wuschen, färbten, beizten und zuletzt mit feinem Goldstaub bestreuten, um es nach der herrschenden Mode goldblond zu gestalten.

Es dauerte nicht lange, so kam auch die Sklavin, welcher es oblag, das Haar Pompeja's mit wohlriechenden Essenzen einzuspritzen, aus dem Ankleidezimmer.

Sie hatte gleichsam den höchsten Rang unter ihren Colleginnen inne, denn von ihrer kunstfertigen Hand und noch mehr von ihrem kunstgeübten Munde, mit welchem sie die duftenden Essenzen in die aufgelockerten Haare der Herrin sprühte, hing es ab, das Haar dieser letztern so wohlriechend zu machen, daß Jeder glauben mußte, das ganze glückliche Arabien dufte ihm aus diesem Haar entgegen.

Jetzt war die Toilette der Herrin so gut wie vollendet und Cäsar brauchte sich nur noch zu gedulden,

bis die Sklavin, welche Pompeja zu bekleiden hatte, ihr die blendendweiße Tunica von feinster milesischer Wolle übergeworfen und die Fingernägel mit kleinen silbernen Zangen und Messerchen geglättet hatte.

Nachdem auch dieses geschehen war, stand seinem Eintritt in das Ankleidezimmer nichts mehr im Wege.

Eine reichgekleidete Thürsteherin schlug den Vorhang von tyrischem Purpur zurück, der das Ankleidezimmer Pompeja's von den Vorgemächern schied, und Cäsar befand sich in einem kostbar eingerichteten Gemach, dessen Wände mit Marmor bedeckt waren, dem man, um seine Einförmigkeit in gefälliger Weise zu unterbrechen, stellenweise eine massive Vergoldung gegeben.

Pompeja lehnte auf einem niedrigen Lager, dessen Fußgestell von Silber war.

Von demselben Metall war der große Spiegel, der sich ihr gegenüber befand und ihre ganze Gestalt zurückstrahlte.

Seine starke, glänzend polirte Fläche hatte eine Unterlage von Goldblech und eine Einfassung von kostbaren Edelsteinen.

Pompeja's Arm ruhte auf einem Toilettentische von afrikanischem Citronenholz, auf welchem ein paar Leuchter standen, welche die weite Wanderung aus den Kunstwerkstätten Aeginas nach Rom gemacht hatten.

Der Fuß des schönen Mädchens fand einen Ruhepunkt auf einem Fußbänkchen von gediegenem Silber.

Nachdem die Kosmeten — so nannte man die Schminkmädchen, die Roth- und Weißauflegerinnen, Augenbrauenmalerinnen, Zahnputzerinnen und Spiegelhalterinnen — ihre Mission vollendet hatten, war die Reihe an die Sklavinnen gekommen, welche das Frühstück zu serviren hatten.

Eine derselben stellte eine silberne Kochmaschine, in welcher siedend heißes Wasser brodelte und zischte, auf den Toilettentisch, während eine andere einen zierlichen Steinkrug brachte, in welchem alter Chioswein funkelte.

Eine dritte versah den Frühstückstisch mit Feigen, Datteln und Weintrauben.

Pompeja aß zuerst einige Feigen und mischte sich dann den Wein mit Wasser, während Cäsar jede ihrer Bewegungen mit Wohlgefallen betrachtete.

Dieses Wohlgefallen schien übrigens ein gegenseitiges, denn auch Pompeja's Miene drückte Zufriedenheit über den Morgenbesuch aus.

Seit dem Tage, wo Pompeja Cäsar zum ersten Male in dem Vorsaal, der zu den Gemächern ihres Oheims führte, erblickt, hatte das Interesse für den schönen jungen Mann, der so einschmeichelnde Manieren hatte, eine stetige Steigerung erfahren und

sie hatte es durchaus nicht übel vermerkt, als Cäsar Miene machte, sich ihr zu nähern.

Cäsar ließ sich bei diesen Annäherungsversuchen von einem doppelten Gesichtspunkt leiten.

Zuerst gefiel ihm die Nichte des Pompejus und dann lag ihm daran, diesen letztern glauben zu machen, daß ihm nichts am Herzen liege als der Umgang mit schönen Frauen und das Bestreben, sein Vermögen durch Cultivirung alles erdenklichen Luxus möglichst schnell unter die Leute zu bringen.

Da die wohlberechnete Verschwendung Cäsar's viel zur Vermehrung seiner Popularität beitrug, so konnte es Pompejus nur erwünscht sein, wenn sein Haus einen Magnet besaß, der Cäsar anzog, weil er dann vorkommenden Falls auch auf den großen und täglich wachsenden Anhang Cäsar's rechnen zu dürfen glaubte.

Es war keine ausgesprochene Liebe, welche sich zwischen Cäsar und der Nichte des Pompejus entwickelt hatte, denn die letztere ließ sich bei allem Wohlgefallen, das ihr Cäsar einflößte, doch stets von der Rücksicht für dessen Gemahlin leiten, und Cäsar war sich wieder der Linie bewußt, über die er nicht hinwegvoltigiren durfte, wenn er sich das Vertrauen des Pompejus erhalten wollte, auf dessen Täuschung es doch abgesehen war.

Aber die Beziehungen zwischen den beiden jungen Personen waren doch so beschaffen, daß nicht viel zu einem vertraulichen Verkehr fehlte.

Schon manche indische Lotosblume, deren Kelch einen mit Huldigungsworten beschriebenen Pergamentstreifen barg, hatte den Weg in Pompeja's Hände gefunden und manche Rose mit einer von Cäsar herrührenden zärtlichen Inschrift schmückte ihren Toilettentisch.

Selbst angebissene Aepfelchen und verwelkte Kränze, die Cäsar bei irgend einer Festlichkeit getragen und ihr dann geschenkt, waren auf diesem Tische zu schauen.

Das letzte Geschenk, durch welches er Pompeja erfreut, war ein zierlich geschriebenes Heft jener milesischen Erzählungen, welche damals ihren Weg aus der Hauptstadt Joniens durch die ganze gebildete Welt machten und die Frauen, soweit als nur die griechische Sprache reichte, entzückten.

Neben dem aus massivem Silber verfertigten und mit Gold ausgeschlagenen Bettgestelle der vornehmen Römerin lag in jenen Tagen sicher auf dem Nachttisch von Acajouholz neben der Nachtlampe ein Bändchen jener sinnebestrickenden, zumeist von Frauen verfaßten und für Frauen bestimmten milesischen Erzählungen.

Mit dem Pergamentheftchen, das die reizenden Sagen von Milet enthielt, in der Hand schlüpfte die Dame aus dem Schlafkabinet in das Ankleidezimmer, und wenn die bei der Toilette beschäftigten Sklavinnen ihre kleinen Verstöße an manchen Tagen seltener durch Nadelstiche büßen mußten, die ihnen die erzürnte Herrin beibrachte, so hatten sie diese Schonung gewiß nur dem Wohlgefallen zu danken, welches die Herrin an den Fabeln von Milet fand und das sie in gute Laune versetzte und unwillkürlich nachsichtiger machte.

„Wie hat der schönen Pompeja die letzte Erzählung von Milet gefallen, die ich ihr brachte?“ erkundigte sich Cäsar.

„Nicht so gut wie eine andere Erzählung, deren Schauplatz Rom ist“, entgegnete Pompeja scherzhaft.

„Von welcher Erzählung spricht meine huldvolle Herrin?“ fragte Cäsar.

„Man erzählt sich in Rom von einem großmüthigen Herrn, der den Sklaven, der ihn vergiften wollte, einfach mit dem Tode bestrafte“, gab Pompeja zur Antwort.

„Meine angebetete Pompeja spielt auf einen kleinen Vorfall in meinem Hause an“, lächelte Cäsar. „Was hätte ich mit dem Giftmischer anfangen sollen? Hätte ich ihn peitschen, foltern oder stückweise meinen Mu-

ränen als Futter vorwerfen lassen sollen? Man sagt zwar, daß Muränen, mit Menschenfleisch gefüttert, besonders gut schmecken sollen, aber Cäsar kann nun einmal nicht grausam sein."

„Es ist wahr", scherzte Pompeja, „man könnte ein milesisches Märchen von Cäsar's Großmuth schreiben. Cäsar reist mit einem Freunde über Land, überläßt ihm das einzige Bett im Wirthshause und schläft im Vorsaal."

„Bei der Göttin, deren obersten Priester ich mich nenne, das Opfer war nicht groß", lachte Cäsar. „Pompeja vergißt, daß ich auf meinen Reisen immer einen Mosaikfußboden mit mir führe, der eine gute Grundlage für ein improvisirtes Lager abgibt. Ich reise nicht wie Freund Cato, der kein anderes Gepäck als eine Matratze und zwei Regenmäntel mit sich führt, von denen ihm der eine als Ueberzug, der andere als Decke dient."

„Aber die Schreibtafel Cato's wäre bei Cäsar am Platze!" meinte Pompeja.

„Sollte ich in dieselbe eintragen, wie oft ich an Pompeja denke?" warf Cäsar feurig ein. „Dann käme der Griffel nie aus meiner Hand."

Pompeja erröthete und sagte abwehrend:

„Ich dachte an die Großthaten Cäsar's, die der

Aufzeichnung würdig wären. Rühmte man nicht erst jüngst Cäsar's hochherziges Benehmen gegen einen Wirth, der ihm schlechtes Oel vorsetzte und ohne Rüge davonkam? Ja, soll nicht Cäsar sogar seinem Magen das Unheimliche zugemuthet und noch einmal von dem schlechten Oel genommen haben, blos damit der Wirth sein Versehen nicht gewahr werde?"

„Pompeja ist heute in besonders guter Laune", bemerkte Cäsar. „Sie foppt mich mit halbwahren Geschichten, welche meine Schmeichler in Curs gesetzt haben. Ich hätte einen dankbarern Stoff für die schöne Pompeja, wenn es sie gelüstete, eine freie Uebertragung der Erzählungen von Milet ins Lateinische zu versuchen, was ihr bei ihrem Witze kaum mißglücken dürfte."

„Was ist das für ein Stoff?" forschte Pompeja neugierig.

„Cäsar, der hingeht, Rom in Bewegung zu setzen, um einen Krammetsvogel ausfindig zu machen", entgegnete Cäsar mit fingirtem Ernst.

„Was ist's mit dem Krammetsvogel?" wollte Pompeja wissen.

„Wenn ich Pompeja den Schlüssel zu der kleinen geheimnißvollen Erzählung schon heute in die Hände geben wollte", entschuldigte sich Cäsar, indem er sich

zum Fortgehen anschickte, „so hätte sie nichts, worüber sie sich heute im Bade den Kopf zerbrechen könnte.“

„Böser Schäker!“ rief Pompeja halb im Ernst, halb im Scherz dem Enteilenden nach und winkte dann der Thürsteherin, damit sie den Vorhang öffne, der zum Bade führte.

Achtes Kapitel.

Cäsar und Myrsa.

Während Pompeja im Badezimmer verschwand, das ebenso luxuriös ausgestattet war wie die übrigen Gemächer und über dessen Thür die Worte angebracht waren: „Betritt sorgenfrei diesen Ort, damit Du von Krankheit befreit ihn verlassest; Genesung erwarte hier nicht, wer mit Sorgen sich quält", begab sich Cäsar nach seiner Wohnung im Tempel der Vesta, nach der sogenannten Regia, in welcher der Pontifex Maximus und die Vestalinnen wohnten und die mit ihrem die Abhänge des Palatin einnehmenden Hain einerseits an das Forum, andererseits an die Via sacra stieß.

Nicht ungefährdet sollte diesmal Cäsar seine Wohnung erreichen, denn der Philosoph Philostratus lauerte ihm vor der Thür derselben auf und über-

reichte ihm ein ziemlich umfangreiches Heft von Pergamentblättern.

Der Bart des Philosophen war womöglich noch seit dem Tage, wo wir ihn bei Cäsar's Gastmahl sich der Ode rühmen hörten, die er auf die ihm vom Festgeber geschenkte Toga verfaßt, gewachsen und er bemühte sich jetzt, diesen struppigen Bart glatt zu streichen, indem er sagte:

„Ich überreiche Dir hier, erhabener Oberpriester der Vesta, den von mir zu Ehren Deines Amtsantritts verfertigten Originalcodex sämmtlicher in der Praxis des römischen Staatsgottesdienstes bei dieser oder jener Gelegenheit vorgetragenen Gebete, mit Hülfe dessen es Dir sehr leicht werden wird, als Oberaufseher des öffentlichen Cultus die religiöse Praxis zu überwachen. Du findest in diesem Buche alle Götternamen und alle Gebete verzeichnet, welche nach altherkömmlicher Weise bei den verschiedensten Veranlassungen des Lebens, bei Geburten, Hochzeiten, Todesfällen und für die verschiedensten Gegenstände, für die Aecker, für das Vieh und so weiter an die Götter gerichtet zu werden pflegten."

„Ich danke Dir, Philostratus", sagte Cäsar, in dem ihm gewidmeten Werke blätternd. „Du hast Dich, indem Du die Gebete zusammenstelltest, einer großen Mühe unterzogen, die man nicht genug würdigen kann."

„Ich habe auch ganz speciell auf Deine Stellung zu den edlen vestalischen Jungfrauen Bezug genommen", bemerkte der Philosoph geschmeichelt. „Du wirst in dem Buche die Formel finden, durch welche die vestalischen Jungfrauen flüchtige Sklaven, welche noch nicht die Stadt verlassen haben, zurückzuhalten vermögen. Du wirst auch bei der Lectüre des Werkes auf die herkömmlichen Beschwörungsformeln stoßen. Denn glaube mir, nicht gleichgültig sind die Worte, mit denen die höchsten Magistratspersonen die Götter beschwören, und wichtig ist es, daß kein Wort ausgelassen oder in der unrechten Folge gesprochen wird. Denn was sollte sonst die alte Sitte bedeuten, nach welcher eine Person die Formel nach dem geschriebenen Texte vorliest, während eine andere zur Controle dabei steht, eine dritte aber wacht, um jedes störende Wort zu verbieten, und eine vierte die Flöte bläst, damit ja nichts Störendes gehört werde?"

„Du hast Recht, Philostratus", stimmte Cäsar lächelnd dem die Sache sehr ernst nehmenden Philosophen zu. „Liegen nicht berühmte Beispiele vor, daß entweder ein Fluch geschadet hat oder das Gebet durch eine falsche Wendung sein Ziel verfehlte und daß in solchen Fällen die Merkmale der Eingeweide oder das Herz des dastehenden Opfer-

thieres entweder ganz verschwanden oder sich verdoppelten?"

„Sehr wahr", nickte der Philosoph, seinen Bart streichend und sich innerlich freuend, daß Cäsar seine Arbeit nicht unterschätzte. „Und wenn Du je in die Lage kommen solltest, im Namen des Staats ein Gelübde auszusprechen", fuhr er ernst fort, „oder Deine Seele für das Wohl des ganzen Volkes den Unterirdischen zu verschwören, wie es zum Beispiel die Decier oder die in Würden ergrauten Senatoren nach der Niederlage an der Allia thaten, so ziehe nur getrost mein Buch zu Rathe, es bietet Dir Aufschlüsse für jegliche Lage und Antwort auf jeden Zweifel."

„Die Götter mögen zwar verhüten, daß ich je in die Lage komme, meine arme Seele den Unterirdischen verschreiben zu müssen", sagte Cäsar mit einem leichten Anfluge von Ironie in Ton und Mienen, „aber ich unterschätze darum Dein Buch nicht, weil es selbst für diese unangenehmste aller denkbaren Situationen einen Wegweiser enthält. Willst Du mir nicht den Gefallen erweisen, Philostratus, Dir von meinem Schatzmeister zwanzigtausend Sesterzien auszahlen zu lassen? Nicht als ob ich damit glaubte Deine Mühe genügend zu belohnen, sondern nur, weil ich glaube, daß Dich die kleine Gabe in die Lage versetzen dürfte, ausruhen zu

können und nicht gleich wieder geistige Anstrengungen aufsuchen zu müssen."

Der beglückte Philosoph, der sich vielleicht wieder nur auf eine neue Toga Rechnung gemacht hatte und sich plötzlich so reich beschenkt sah, erschöpfte sich in Danksagungen und entfernte sich strahlenden Gesichts.

Cäsar aber sah auf dem Wege zu seiner Wohnung noch einmal seine Schritte gehemmt.

Es war Myrsa, die ihn ansprach.

„Meine Lage ist hier eine unerträgliche, Cäsar", klagte die Bithynierin mit Thränen im Auge. „Meine Schwestern behandeln mich mit stolzer Geringschätzung und geben mir auf jede Art zu erkennen, daß ich unter ihnen nur eine Geduldete sei. Ich aber möchte ihnen durch eine kühne That zeigen, daß ich ein Herz habe wie sie, daß ich ihre Verachtung nicht verdiene und würdig sei, ihrem Verbande anzugehören."

„Von was für einer kühnen That träumst Du?" fragte Cäsar gütig das in rathloser Niedergeschlagenheit vor ihm stehende Mädchen.

„Von einer That, wie sie Canopa jüngst ausführte, als sie die Kriegsfahne vom Janiculus riß", entgegnete Myrsa lebhaft.

„Canopa hat die Fahne vom Janiculus gerissen weil sie mich haßte", murmelte Cäsar.

„Und ich möchte etwas Großes thun, weil ich Dich liebe, was mir die Schwestern nicht verzeihen können“, fiel Myrsa Cäsar fast in die Rede.

„Laß sie Dich hassen“, sagte Cäsar. „Ihr Haß schadet weder Dir noch mir. Canopa hat mir, indem sie mir einen Streich zu spielen glaubte, einen großen Dienst erwiesen. Nicht um das Leben des alten Rabirius war es mir zu thun, ich hätte ihn so wie so gerettet, auch wenn das Volk meinen Spruch bestätigt hätte. Aber so ist's besser, ich habe keine weitere Mühe und über dem Greise schwebt ewig das Schwert des Damokles, er muß ewig zittern und seine Partei mit ihm, ob ich den Proceß wider ihn nicht neu aufnehme, und so lebt er uns wie ein lebendiger Beleg für die souveräne Macht des Volkes und für des Adels Ohnmacht.“

„Ich habe an etwas gedacht, Cäsar, was die Schwestern zwingen müßte, mir fürderhin mit Achtung zu begegnen und mich wie ihresgleichen zu behandeln“, sagte Myrsa nach einer kurzen Pause, zu Cäsar aufschauend.

„Worüber sinnst Du? Sprich!“ munterte Cäsar die Zaghafte auf.

„Die Römer haben in dem letzten Treffen sechstausend Gefangene an den Fechter Spartacus ver-

loren", sagte Myrsa. „Es sind an tausend Söhne aus den ersten Familien darunter und in Rom herrscht große Trauer darüber. Die Mütter und Frauen der Gefangenen wehklagen, denn sie haben kaum gute Behandlung ihrer Angehörigen zu gewärtigen, nachdem die Römer mit schlimmem, grausamem Beispiele vorangingen und jeden gefangenen Fechter ans Kreuz schlugen. Ich möchte nun mit einer Sendung an Spartacus gehen. Vielleicht gelingt es der vestalischen Jungfrau, ihn zur Herausgabe der Gefangenen zu vermögen."

„Wir haben dem Fechter keine Gefangenen im Austausch zu bieten", sagte Cäsar düster. „Die Fechter lassen sich tödten, nie fangen."

„Vielleicht kann Rom die Rückgabe der sechstausend durch einen Vortheil ausgleichen, den es dem Fechter bietet", bemerkte Myrsa. „Es heißt, daß er schnell an Rom vorüber will, um Gallien zu erreichen; man könnte ihm andeuten, daß ihm Crassus nicht den Weg verlegen wird, wenn ihm daran liegt, aus Italien fortzukommen. Was schadet der Fechter mit seinem zusammengeschmolzenen Heer auf gallischem Boden den Römern? Er und seine Leute werden froh sein, die Freiheit davongetragen zu haben, und sie nicht wieder aufs Spiel setzen."

„Du hast so Unrecht nicht, Myrsa“, sagte Cäsar nachdenklich. „Es wäre nicht so übel, wenn wir die Gefangenen zurückerhielten und der blutige Krieg ein unblutiges Ende nähme. Laß mich mit den Consuln darüber sprechen.“

Cäsar, dem daran gelegen war, daß des Crassus Heer sobald als möglich verfügbar werde, begab sich auf das Forum, um die Consuln mit Myrsa's Antrag bekannt zu machen.

Neuntes Kapitel.

Vae victis!

Die blutige Lehre, welche der auf seine eigene Faust operirende Kappadocier von Crassus erhalten, hatte zur Wiedervereinigung der beiden Heerführer geführt.

Sie bildeten wieder eine einzige Armee, deren Vorhut der Kappadocier befehligte.

Die Allianz der Feldherrn hatte den Muth der Soldaten von neuem belebt und wieder regte sich frohe Siegeszuversicht in den Reihen der Fechter.

Man hoffte in einer großen Schlacht, zu welcher alle Vorbereitungen im Stillen getroffen wurden, Crassus zu werfen, zu umgehen und sich durch ein kühnes Manöver zwischen das geschlagene römische Heer und das von Truppen entblößte Rom zu werfen.

Die Dispositionen zur Schlacht waren getroffen, als man dem Kappadocier das Erscheinen einer Vestalin bei den Vorposten meldete.

Der Kappadocier war nicht wenig erstaunt, als er in der ihm vorgeführten vestalischen Jungfrau die Tochter des Königs von Bithynien erkannte, die er einmal zu freien beabsichtigt und die es verstanden hatte, sich unkenntlich zu machen und seine Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

Dunkle Röthe bedeckte sein Gesicht, als er Myrsa gewahrte und an die List dachte, deren Opfer er geworden, und an den Spott und Hohn, mit dem man ihn am Hofe des Bithyniers überhäuft.

Auch Myrsa wechselte die Farbe vor Bestürzung, als sie des Kappadociers ansichtig wurde.

Mußte sie sich doch sagen, daß sie nach allem Vorgefallenen nichts Gutes von dem wilden Manne zu erwarten habe, an dem ihr Vater und Cäsar in Nikomedia ihr Müthchen gekühlt, indem sie ihn wie ein wildes Thier behandelten und in einen Käfig sperrten.

Myrsa glaubte sich zu retten, wenn sie verlangte, vor Spartacus geführt zu werden, dem allein sie eine Mittheilung zu machen habe.

„Spartacus nimmt keine Römerbotschaft entgegen“,

beantwortete der Kappadocier das ihm gestellte Ansinnen. „Er wird, ehe drei Tage verfließen, dem Crassus Auge gegen Auge gegenüberstehen, dann mag ihm Crassus sagen, was er ihm zu sagen hat. Ich erspare Dir einen vergeblichen Weg, wenn ich Dich nicht weiter ziehen lasse."

„Wenn Du mich hinderst, Deinen Feldherrn aufzusuchen, dann gib mir ein frei Geleite zu den Römern", sagte Myrsa.

„Das Geleite soll Dir werden", entgegnete der Kappadocier mit einem tückischen Lächeln. „Vorher muß es aber blank und klar werden zwischen uns. Glaubst Du, ich würde den wunderbaren Zufall, der Dich mir so unerwartet in die Hand gibt, nicht nützen? Glaubst Du, der Kappadocier habe vergessen, daß er einmal, als er noch auf dem Meere schwamm, eine Königstochter freien wollte? Er ist auf dem festen Lande nicht weniger ehrgeizig geworden."

„Ich hoffe", fiel Myrsa mit bebender Stimme dem unheimlichen Manne in die Rede, „der Kappadocier wird sich auch erinnern, daß eine vestalische Jungfrau vor ihm steht und daß Rom, was dieser Jungfrau Uebles geschieht, schwer rächen würde."

„Ich hab's vernommen", nickte der Kappadocier mit einem spöttischen Lächeln. „Du bist eine vestalische

Jungfrau von Cäsar's Gnaden. Du erröthest? Das zeigt mir, daß das Gerücht wahr gesprochen, daß wir in unserm Lager ganz gut über das berichtet sind, was in Rom vorgeht. Aber nenne mir das Recht, mit welchem Cäsar über die Braut des Kappadociers verfügen konnte! Er wußte, daß ich Dich mir zur Gemahlin ausersehen, als ich noch auf dem Meere herrschte, und er hätte meine ältern Ansprüche auf Dich besser respectiren sollen. Vor allem hätte er des Kappadociers Braut nicht zu seiner Geliebten erniedrigen sollen. Das Mäntelchen, das er dem Liebeshandel umhing, indem er Dich zur vestalischen Jungfrau machte, sei ihm vergeben."

Myrsa's Antlitz glühte und sie vermochte den unverrückt auf sie gerichteten Blick des Kappadociers nicht auszuhalten.

„Aber wenn Du auch Cäsar's Geliebte warst", fuhr der Kappadocier fort, „so will ich Dich doch zu mir erheben. Ich habe es mir einmal vorgenommen, eine Königstochter zu freien. Myrsa, halte Dich bereit, mir angetraut zu werden."

„Unsinniger!" rief Myrsa und wandte sich empört ab.

„Diesmal sind keine Zofen bei der Hand, die Deine Rolle übernehmen", lachte der Kappadocier.

„Diesmal ist Niemand da, der dem Kappadocier die Braut entführt.“

„Wage nicht, mich zu berühren!“ rief Myrsa.

„Der Stolz steht der Königstochter und der vestalischen Jungfrau gut zu Gesicht“, bemerkte der Kappadocier. „Nichtsdestoweniger wirst Du Dich in Dein Schicksal ergeben müssen. Du wirst noch heute mein Weib, Myrsa, dann werde ich des Weitern über Dich beschließen.“

Und der Kappadocier machte aus seinen Worten Ernst.

Myrsa mochte sich noch so sehr sträuben, der Priester weihte sie zu des Kappadociers Weib.

Zwei Tage zeigte sich der Kappadocier nicht seinen Soldaten, am Morgen des dritten Tages wählte er aus seinen Leuten die verlaßlichsten aus und sagte zu ihnen:

„Ihr werdet mein Weib an das Meer bringen, dort eine Barke miethen und mit ihr nach Antium segeln. In Antium wohnt noch immer in stiller Vereinsamung Cornelia, Cäsar's Gemahlin. Dieser übergebt Ihr mein Weib und das versiegelte Pergamentblatt, das ich Euch hier einhändige.“

Als Alles zur Abreise bereit war, entließ der Kappadocier Myrsa, in deren Zügen sich Verstörtheit und Verzweiflung malte, mit den Worten:

„Du magst gehen, Myrsa. Bei dem, was in den nächsten vierundzwanzig Stunden hier vorgehen wird, sind die Weiber überflüssig. „Ich sorge für Dich, indem ich Dich in Sicherheit bringe. Solltest Du aber dort, wohin ich Dich sende, einem Weibe begegnen, welches Du kennst und welches sich wie Du der Ehre rühmen darf, des Kappadociers Weib gewesen zu sein, dann sage ihm, der Kappadocier lasse seine verstoßene Gemahlin durch das Weib grüßen, das er in diesem Augenblick gleichfalls verstößt."

Der Kappadocier hatte sich von der Frau, an der er sich so grausam gerächt hatte und die nun mit einem Hassesblicke von ihm schied, um einer ihr unbekannten, geheimnißvollen Zukunft entgegenzugehen, kaum abgewandt, als ihn ein Sendbote des Spartacus begrüßte.

Der Bote überbrachte den Befehl zum Angriff.

Der Kappadocier warf sich mit der Vorhut mit allem Ungestüm auf die Römer und trieb die Abtheilungen, welche der Quästor Tremelius Scrofa befehligte, vor sich her, daß Scrofa, schwer verwundet, kaum zu entfliehen vermochte.

Spartacus rückte ihm mit der schweren Masse nach, von dem Gefühl geleitet, daß von dem Schicksal dieses Tages Alles abhänge.

Darum tödtete er das Pferd, das er sonst zu reiten pflegte, und sagte zu seinen Offizieren, die sich über sein Beginnen verwunderten: „Entweder wir siegen und dann werde ich heute noch manches schönere Pferd erbeuten, oder wir werden besiegt und dann brauche ich kein Pferd mehr.“

Entweder — oder: das war die Losung an diesem blutigen Tage.

Spartacus kämpfte wie ein Löwe unter den Vordersten, that Wunder der Tapferkeit und stieß mit eigener Hand zwei Centurios nieder, da traf ihn ein Wurfspieß in die Hüfte, sodaß er sich auf ein Knie niederlassen mußte.

Knieend focht er weiter, bis ihn ein Hagel von Pfeilen traf und todt zu Boden streckte.

Als die Fechter ihren Anführer fallen sahen, geriethen sie in Unordnung und begannen die Waffen wegzuwerfen und zu fliehen.

Der Kappadocier, der den Oberbefehl übernahm, suchte das Treffen noch länger zu halten, aber seine verzweifelten Anstrengungen scheiterten an der Entmuthigung der Truppen.

Die Legionen des Crassus nützten die Verwirrung und rückten mit Ungestüm vor. Der Kappadocier und achttausend Sklaven geriethen in ihre Hände,

während zehntausend Leichen das Schlachtfeld bedeckten und ebenso viele Flüchtlinge das Weite suchten.

Crassus hatte den Sklavenkrieg siegreich beendet.

Zehntes Kapitel.

Die Perle.

„In drei Tagen also, sagst Du?"

„In drei Tagen steht Crassus mit dem Heere vor Rom!" beantwortete Epidius die Frage Cäsar's, der ihn nachdenklich ansah.

Epidius, der seine Geschäfte im Orient längst beendigt hatte und bereichert zurückgekehrt war, hatte sich und sein Vermögen in Rom Cäsar von neuem zur Verfügung gestellt, da seine Anhänglichkeit für den Neffen des Marius keine Schwächung erfahren.

Cäsar hatte den verlaßlichen Mann in geheimer Sendung an Crassus geschickt, bei dem er Doppeltes auszuführen hatte.

Zuerst sollte er Crassus ausholen und sich überzeugen, ob sich jener noch der alten Verabredungen

erinnere und bereit sei, sich der Bewegung anzuschließen, die Cäsar und Catilina hervorrufen wollten, um die Tage des Marius in erneuter Auflage zurückzuführen.

Dann sollte er Crassus vermögen, Cäsar einige Millionen Sesterzien zu borgen, damit dieser einige seiner unverschämtesten Gläubiger befriedigen könne.

Denn nur wenn es ihm gelang, den ungestümen Mahnern den Mund zu stopfen, war seine Stellung in Rom haltbar; im entgegengesetzten Falle hätte er sich genöthigt gesehen, gerade im entscheidenden Augenblicke die Stadt zu meiden.

Epidius hatte wohl Cäsar gebeten, sein Vermögen als sein Eigenthum betrachten und darüber nach Gutdünken schalten zu wollen, dieser hatte aber den großmüthigen Antrag mit den Worten zurückgewiesen:

„Behalte, was Du Dir erworben hast. Deiner Tochter kann es nützen, mich würde es nicht retten. Meine Schulden sind so groß, daß ich, wenn ich Dir auch Alles nähme, noch immer nichts hätte. Meine Gläubiger habe ich aber viel zu wenig lieb, als daß ich ihnen Deine Ersparnisse gönnte. Mißlingt das Unternehmen, welches uns die Reichthümer Roms dienstbar machen soll, so mag mir Dein Geld behülflich sein, mir das Exil erträglich zu machen.“

Epidius hatte Cäsar neben der Nachricht, daß Crassus

in drei Tagen vor Rom stehen werde und gemeinschaftlich mit Cäsar von der Abwesenheit des Pompejus Nutzen ziehen zu können hoffe, auch wirklich die tröstliche Kunde gebracht, daß sich Crassus die finanziellen Verlegenheiten seines geheimen Verbündeten zu Gemüth geführt und beschlossen habe, ihm mit fünf Millionen Sesterzien unter die Arme zu greifen.

„Nun ist Alles gut!“ sagte Cäsar zufrieden. „Wir haben wieder Geld. Und wir wollen damit eine That ausführen, von der Rom die drei Tage hindurch, die zwischen heute und dem Tage der Ankunft des Crassus mitten inne liegen, sprechen soll!“

„Ich dachte, Du wolltest das Geld, das Dir Crassus geborgt hat, Deinen Gläubigern zuwenden?“ fragte Epidius besorgt.

„Meine Gläubiger sollen in der That auch nicht ganz leer ausgehen“, entgegnete Cäsar heiter. „Ich mache aus dem Gelde des Crassus zwei Hälften. Die eine werfe ich meinen Gläubigern in den Rachen, die andere verwende ich zum Ankaufe einer Perle.“

„Einer Perle?“ wiederholte Epidius erstaunt.

Cäsar nickte lächelnd mit dem Kopfe und sagte:

„Willst Du mir den Ankauf besorgen, Epidius? Wenn das der Fall ist, so mache es geschickt, damit die Sache noch heute in aller Müßiggänger Munde ist.“

„Was kann Dir jetzt, wo Du an ernste Sachen zu denken hast, eine Perle frommen?" warf Epidius hin, da er seine Verwunderung noch immer nicht verwinden konnte.

„Eine Perle, mein Freund, ist nicht wie die andere!" gab Cäsar gelassen zurück. „Eine solche Perle wie die, welche ich heute durch Dich kaufen lassen will, hat Rom noch nicht gesehen. Sie kostet aber auch drei Millionen Sesterzien —"

„Drei Millionen!" fuhr Epidius entsetzt dazwischen.

„Und vor allem gefällt sie Servilia!" fuhr Cäsar unerschüttert fort.

„Cato's Schwester?" forschte Epidius.

Cäsar bejahte und sagte halblaut:

„Wenn ich Servilia die Perle zu Füßen lege, erweicht sich vielleicht ihr Herz und sie würdigt mich ihrer Liebe. Welcher Triumph wäre es dann für mich, wenn Servilia den Mann liebte, den ihr Bruder tödtlich haßt! Und ich sage Dir, Epidius, Servilia ist schön und die Perle wäre an sie nicht verschwendet!"

„Aber ist es nicht leichtsinnig, solche Geschenke zu machen, während Dich, wie Du selbst sagst, zahllose Gläubiger bedrohen und Dir den Aufenthalt in Rom verleiden?"

„Du vergißt eins, Epidius!" erwiderte Cäsar

zuversichtlich, indem er sein Gegenüber mit einem sieghaften Blicke festhielt. „Wenn ich die Perle kaufe und baar bezahle, so ist mein Credit wieder glänzend hergestellt. Die Gläubiger werden warten, denn was haben sie von einem Manne zu befahren, der die berühmte Perle, die schon seit Wochen die Herzen aller Römerinnen, die sich gern schmücken, höher schlagen macht, kaufen, bezahlen und verschenken kann?"

Epidius leuchtete das Richtige dieser Schlußfolgerung so sehr ein, daß er sich begnügte, zu bemerken:

„Was wird Deine Gemahlin sagen, wenn sie erfährt, für wen Du die Perle gekauft hast?"

„Du hast mit Deiner Frage mein Gewissen in Aufregung gebracht, wenn auch in einer andern Richtung, als Du wohl meinst", entgegnete Cäsar ernster. „Ich sage mir in diesem Augenblicke, daß ich mich schon viel zu lange von Cornelia fern gehalten und mich nicht einmal nach ihrem Befinden erkundigt habe. Ich muß nach Antium hinaus, sobald nur erst hier in Rom das Dringendste besorgt ist und die Dinge im Flusse sind."

„Und Pompeja? Wird auch die an der Perle keinen Anstoß nehmen?" warf Epidius lächelnd hin.

„Pompeja ist mir viel zu werth, als daß ich nur

einen Augenblick daran denken könnte, ihre Liebe durch Perlen erkaufen zu wollen!“ entgegnete Cäsar ernst. „Und dann hat Pompeja keinen hochmüthigen Bruder, dem es einen Dolchstoß versetzte, wenn er wüßte, daß mich seine Schwester liebt!“

„Du bestehst also auf der Perle?“ forschte Epidius.

„Geh hin in die Via Lata zu Roms erstem Juwelier, zu Marcenarius“, beschied Cäsar den Frager; „das kostbare, einzige Stück wird Dir aus seinem Laden sogleich entgegenglänzen. Und hast Du die Perle Servilia gebracht und mit dem Reste des Geldes, das mir Crassus bewilligt, die ärgsten Schreier unter meinen Gläubigern, die Du auf diesem Pergamente verzeichnet findest, zum Schweigen gebracht, so eile nach Etrurien. Du kennst dort Land und Leute aus des Marius Tagen, wenn mir recht ist.“

„Das Land genau, genauer noch, bis ins Herz hinein, die Leute!“ entgegnete Epidius. „Sie schwärmen noch heute für Marius —“

„Dann wird es Dir um so leichter sein, sie auch für den Neffen des Marius zu erwärmen!“ fiel Cäsar Epidius in die Rede. „Sieh zu, daß Du mir in Etrurien eine Schaar Bewaffneter wirbst, die ich im rechten Augenblicke zu dem Heere des Crassus stoßen lassen kann. Ich möchte zu Crassus nicht gern mit

leeren Händen kommen. Was Dir die Werbung kostet, magst Du Cäsar zur Last schreiben. Der glückliche Cäsar wird Dir's mit Zinsen zurückzahlen; sollte er aber Unglück haben, so wird er dadurch nur noch mehr zu Deinem Schuldner."

Cäsar drückte, indem er so in herzlichem Tone zu Epidius sprach, diesem die Hand und hielt den Kaufmann, als er sich bereits entfernen wollte, noch mit den Worten zurück:

„Ist Dir noch keine Kunde geworden von Urbilia, seit sie auf ihrer Reise nach Galatien auf so geheimnißvolle Art verschwand?"

Epidius, den die Erinnerung an die zum zweiten Male verschollene Tochter trübe stimmte, zuckte mit den Achseln und entgegnete:

„Ich warte noch immer auf den Tag, der mich auf die Spur meines verlorenen Kindes bringt. Es scheint, daß der Ueberfall, bei dem sie in feindliche Hände fiel, ein weitsichtig angelegter war, und daß er von Leuten ausging, die in Galatien nicht zu Hause sind, da alle Nachforschungen, die in diesem Lande nach der Geraubten angestellt wurden, bisher fruchtlos geblieben sind. Es scheint, als ob mir das Kind nur zum Kummer geboren worden wäre; seit jenem Tage, wo sie bei Gelegenheit des Triumphs des Pom-

pejus verschwand, trägt sie ein räthselhaftes Schicksal durch die Welt."

„Hoffe das Beste von der Zukunft!" tröstete Cäsar, den die Erinnerung an das erste Verschwinden Urbilia's nicht angenehm berührte, den bekümmerten Vater und entließ ihn dann.

Elftes Kapitel.

Das Complot.

Cäsar blieb nicht lange allein.

Catilina störte ihn aus seiner kurzen Ruhe auf, indem er ihm zu melden kam, daß alle Vorbereitungen getroffen seien, um den Consul Cicero in seinem eigenen Hause gefangen zu nehmen, in das man an dem Tage, wo das Unternehmen reif sein würde, unter dem Scheine eines ehrerbietigen Besuchs eindringen wollte.

„Wer wird den Angriff auf den Consul leiten?" forschte Cäsar.

„Narcissus hat Cicero auf sich genommen."

Cäsar schüttelte den Kopf zu der Antwort und sagte:

„Du setzest ein großes Vertrauen in Deinen Frei-

gelassenen, ein zu großes, will mir fast scheinen. Ich hätte an Deiner Stelle den schlauen Mann, der sich auf Deine Kosten bereichert hat, nicht so tief in das Geheimniß blicken lassen. Ich will hoffen, daß er nicht zu viel von meiner Betheiligung an dem Unternehmen weiß."

„Sei ohne Sorge", entgegnete Catilina leichtblütig „Selbst wenn er der Verräther wäre, der er nicht ist, könnten seine Aussagen doch nur mich belasten. Ich habe Dich überall geschont, und geht es heute wieder alles Vermuthen schief, so bin ich der einzige, der verloren ist; Du kannst Alles so wenden, daß Dir Niemand etwas anhaben kann."

Cäsar athmete wieder leichter.

„Ich will Dir sagen, was mir bei Narcissus befremdlich vorkam", sagte er. „Er steht, wie mir meine Freunde berichten, in zärtlichen Beziehungen zu Fulvia!"

„Was hat das auf sich?" lachte Catilina. „Warum sollte der Freigelassene die Geliebte nicht aufheben, die sein ehemaliger Herr fallen gelassen hat?"

„Frauen verzeihen selten denen, die sie fallen ließen", meinte Cäsar.

„Du glaubst, daß mich Fulvia hasse?"

„Man will in der letzten Zeit Cicero in ihrem Hause gesehen haben!" bemerkte Cäsar ausweichend.

„Es geschähe dem Knauser Narcissus Recht, wenn ihm der Consul bei Fulvia ins Gehege ginge“, lachte Catilina. „Diese reichgewordenen Emporkömmlinge sind geizig genug, selbst ihre Geliebten hungern zu lassen!“

„Du mußt Fulvia und Narcissus besser kennen als ich“, brach Cäsar das Thema ab und lenkte das Gespräch auf die Gesandten der Allobroger, welche in Rom verweilten.

Das Volk der Allobroger gehörte zu den kriegerischsten Nationen Galliens.

Hatte es auch in der letzten Zeit Roms Herrschaft anerkannt und sich einen römischen Bürger zum Patron gewählt, so trug es seine Ketten doch nur mit Murren und war jeden Augenblick bereit, sie abzuschütteln.

Jetzt eben fühlte es sich durch die Zölle und Steuern, die man ihm auferlegt, beschwert und hatte deshalb an den Senat recurrirt, welcher die Beschwerde in schroffer und ablehnender Weise erledigte.

Die Gesandten hatten eben in der unfreundlichsten Stimmung Rom verlassen wollen, als Catilina seinen Vortheil ersah und ihnen durch seine Freunde Lentulus und Cethegus Anerbietungen machen ließ, die darauf hinausliefen, die Allobroger zur Stellung eines Reitercorps zu vermögen, das sich bei dem Versuche

betheiligen sollte, in Rom eine Umwälzung hervorzubringen, die den Allobrogern Vortheile bringen sollte.

„Wie weit bist Du mit den Allobrogern?“ erkundigte sich Cäsar.

„Sie reisen heute ab. Cethegus und Lentulus haben in überraschend schneller Weise mit ihnen Alles in Ordnung gebracht.“

„Sie stellen uns die zehntausend Reiter?“

„Sie werden sie zu dem Heere stoßen lassen, das wir in Etrurien bilden werden“, entgegnete Catilina. „Durch unsere Fechter und Clienten können wir dieses Heer leicht in acht Tagen auf fünfzigtausend Mann bringen, wenn die Allobroger es verstärken.“

„Haben die Allobroger keinerlei Garantien von Dir verlangt?“ forschte Cäsar.

„Sie begnügten sich mit Briefen, die ihren Landsleuten die Sache, um die es sich handelte, klar machen sollten“, warf Catilina leichtfertig hin.

Cäsar erschrak.

„Ich hoffe, Du selbst gabst nichts Schriftliches von Dir?“ fragte er hastig.

„Ich nicht; Lentulus und Cethegus aber gaben ihnen die gewünschten Briefe!“

„Eigenhändig geschriebene Briefe? Und gesiegelt?“ drängte Cäsar bestürzt und sah Catilina erstaunt

an. „Welche Thorheit! Welche Unvorsichtigkeit!“ murmelte er, mit dem Fuße stampfend, als der Andere bejahte.

„Welche Gefahr ist dabei?“ verwunderte sich Catilina. „Zum Ueberflusse begleiten Lentulus und Cethegus die Abgeordneten, die jetzt eben von Rom abziehen, bis nach Etrurien.“

„Es bleibt doch höchst unvorsichtig von Euch, ihnen etwas Schriftliches in die Hände gegeben zu haben“, beharrte Cäsar.

In diesem Augenblicke wurde der Vorhang von tyrischem Purpur, der zu dem Kabinet Cäsar's führte, zurückgeschlagen und der Nomenclator meldete den Senatsboten, der eine Sitzung anzusagen kam.

„Eine Senatssitzung? Zu dieser vorgerückten Stunde?“ fragte Cäsar überrascht. „Und an welchem Orte?“

„Im Tempel des schützenden Jupiter!“ entgegnete der Bote, indem er sich zurückzog.

Cäsar und Catalina sahen einander starr an.

Im Tempel des schützenden Jupiter tagte der Senat nur, wenn Rom in großer Bedrängniß war.

Dazu die so unerwartete Berufung.

Alles rechtfertigte die Bestürzung der beiden Männer.

Cäsar winkte den Nomenclator ins Gemach.

„Hast Du in den Straßen etwas Außergewöhnliches wahrgenommen?“ fragte er ihn gespannt.

„Man wollte eine große Anzahl junger Ritter mit gezückten Schwertern dem Tempel des schützenden Jupiter zueilen gesehen haben“, lautete die Antwort.

„Es ist kein Zweifel — etwas geht vor!“ sagte Cäsar gefaßt. „Rufe alle meine Freunde und Clienten zusammen, sie sollen sich vor dem Tempel des schützenden Jupiter einfinden.“

Der Ausrufer verließ das Gemach.

„Du gehst zur Sitzung?“ fragte Catilina lebhaft.

Cäsar bejahte rasch.

„Du nicht?“ rief er.

Catilina zögerte mit der Antwort.

„Wird es nicht Aufsehen erregen, wenn Du fehlst?“ drängte Cäsar.

„Du hast Recht! Wenn aber Cicero etwas gegen mich, gegen uns im Schilde führt?“

„Dann zeigen wir ihm eine eherne Stirn!“ beschied Cäsar in entschlossenem Tone den Frager.

„Wohlan denn, laß uns gehen!“ rief dieser entschlossen.

„Nicht vereint“, meinte Cäsar. „Man würde auf Verabredungen rathen, wenn man uns zusammen in die Curie eintreten sähe.“

„So will ich denn meinen Freunden und Clienten ein Zeichen geben und mich allein nach dem Tempel des schützenden Jupiter begeben!“ stimmte Catilina bei.

„Ich folge Dir dahin!“ schloß Cäsar die Unterredung.

Zwölftes Kapitel.

Quonsque tandem, Catilina!

Als sich Cäsar langsamen Schritts dem Tempel des schützenden Jupiter näherte, wich ihm die Menge zwar wie gewöhnlich ehrerbietig aus, aber die Ritter, welche mit gezückten Schwertern die Tempelthür hüteten und dem Andrang des Volkes wehrten, richteten drohende Blicke auf ihn, welche nichts Gutes verkündeten und gleichsam die Dolmetscher der unfreundlichen Stimmung waren, die der Adel gegen ihn hegte.

Diese ungewöhnliche Leibwache, mit der sich der Senat umgeben hatte, deutete wie der Versammlungsort darauf hin, daß er sich bedroht glaubte.

Als Cäsar in die Versammlung eintrat, richteten sich aller Augen auf ihn und ein bedeutungsvolles Murmeln ging von Mund zu Mund.

Catilina saß einsam und, wie es schien, von allen gemieden auf einer Bank, während sich die übrigen Senatoren dicht um den Consul schaarten, der eben dabei war, Catilina eine fürchterliche Anklage ins Gesicht zu schleudern.

Und je eindringlicher der gespensterhaft magere Mann auf der Tribüne diese Anklage entwickelte, je rücksichtsloser er auf den von allen Verlassenen loshämmerte, desto bleicher wurde dieser, desto rathloser schweiften seine Blicke in dem weiten Raum umher, ohne irgendwo haften zu bleiben.

Als ihm jetzt Cicero mit Donnerstimme die Frage zuwarf: „Wie lange wirst Du noch unsere Geduld mißbrauchen, Catilina?“ *) erhob er sich und rief nach Beweisen.

„Beweise verlangst Du, Catilina?“ fertigte ihn Cicero ab. „Sie sollen Dir werden! Denke zunächst an Fulvia, die Buhlerin, die Du verstoßen hast!“

Catilina zuckte zusammen, während sein Ankläger fortfuhr:

„Denke an Narcissus, Deinen Freigelassenen, der

---

*) Das „Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?“ der Rede Cicero's gegen Catilina hat Berühmtheit erlangt.

Dein Nachfolger bei Fulvia wurde und den Du unvorsichtigerweise in das Geheimniß der Verschwörung einweihtest!"

Ein Blick Cäsar's traf Catilina, ein Blick, in welchem eine Mahnung an die leider zu spät gekommene Warnung lag, Narcissus nicht zu viel zu trauen, eben weil er sich mit Fulvia eingelassen.

Die Entdeckung, daß ihn der so liebevoll behandelte Freigelassene hintergangen, färbte auf Sekundendauer Catilina's Wange röther und er rief:

„Seit wann verdient ein verrätherischer Freigelassener mehr Glauben als ein Senator?"

„Eben weil Narcissus kein Verräther mit Wissen und Willen ist, wird seine Aussage glaubwürdig!" antwortete Cicero auf den leidenschaftlichen Einwurf. „Nicht Narcissus, Deine ehemalige Geliebte Fulvia hat Dich verrathen. Mit ihr magst Du rechten, nicht mit Deinem Freigelassenen, der blos schwach war und sich von dem schlauen Weibe, das Dich haßte, die Geheimnisse ablocken ließ, um die er wußte. Fulvia verdanke ich es, wenn ich nicht Dein Gefangener werde, denn wisse, Catilina, daß Narcissus seiner Geliebten selbst den letzten Trumpf anvertraut hat, den Du gegen mich und durch mich gegen die Republik ausspielen wolltest!"

Catilina fand diesmal keine Worte, um zu widersprechen.

Cato erhob sich und schleuderte dem Verstörten die Aufforderung zu, sich ehestens mit seinem Anhang aus Rom zu entfernen. Dabei warf er einen bedeutungsvollen Blick auf Cäsar, als ob er Catilina's Anhang wenigstens mit dem Auge näher bezeichnen wollte.

Cäsar fing den Blick mit einem Lächeln auf und sagte zu Cato gewendet:

„Erlaube mir, Cato, daß ich Deinem beredten Blick dieselbe Ruhe entgegensetze, mit der Du als Knabe das Andringen der Abgeordneten der Bundesstädte beantwortetest, die Dich scherzweise zwingen wollten, für sie bei ihrem Patron vorzusprechen!" *)

---

*) Als Cato fünf Jahre alt war, strebten die römischen Bundesgenossen das Bürgerrecht an. Ihre Abgeordneten wohnten bei Catos' Oheim und Erzieher Drusus und thaten mit dem Knaben Cato sehr freundlich, weil sie durch ihn dem einflußreichen Oheim sich angenehm zu machen glaubten.

Einmal baten sie ihn direct, bei dem Oheim für sie fürzusprechen.

Cato schlug die Bitte trotzig ab und beharrte bei der Weigerung, als ihn einer der Abgeordneten zum Fenster hinauszuwerfen drohte und wirklich zum Fenster hinausschwang.

Da rief der Abgeordnete, den Knaben wieder niedersetzend: „Dem Himmel sei Dank, daß dieses Kind noch nicht erwachsen ist; wir bekämen dann unter dem ganzen Volke keine einzige Stimme."

Cato war eben daran, Cäsar mit stummer Verachtung den Rücken zu kehren, als man letzterem einen

---

Als Cato dreizehn Jahre alt war, wurde er einst von seinem Hofmeister Sarpedo zu Sulla, der seines Vaters Freund war, geführt. Es war zur Zeit der blutigen Proscriptionsauftritte.

Der Knabe sah beim Weggehen, wie man einige Häupter der Ermordeten brachte und viele Anwesende unwillkürlich seufzten.

Hastig wandte er sich zu Sarpedo und fragte:

„Warum tödtet Niemand diesen Mann?"

„Weil man ihn noch mehr fürchtet als haßt", lautete Sarpedo's Antwort.

„Hätte ich das doch früher gewußt", sagte der Knabe, „und hättest Du mir meinen Dolch mitgegeben, um mein Vaterland von der Knechtschaft zu befreien!"

Cato war ein Sonderling in jeder Beziehung. Er ging ohne Schuhe und Tunica aus, nahm keine Zinsen, memorirte bei Wahlen die Namen aller Wähler, um jeden Wähler, den er um seinen Namen anging, beim Namen nennen zu können, und wenn er reiste, so nahm er fast kein Gepäck mit und behalf sich ohne Dienerschaft und mit einem Wagen. Sollte geruht werden, so legte man ihm eine Matratze auf die bloße Erde; von zwei Regenmänteln diente der eine als Ueberzug, der andere als Decke.

Die Mahlzeit konnte nicht einfacher sein.

Sie war in nicht mehr als einer Stunde bereitet; niemals fehlten dabei trockene Feigen und die Schreibtafel zu Aufzeichnungen von Bemerkungen und Gedanken.

Sein Wagen war ein Bauerwagen, der Fuhrmann barfuß, der Schritt der Maulthiere gerade hinreichend, um für ein Lebenszeichen zu gelten.

Oft reiste er auch zu Fuß, und es machte ihm dann mitunter Spaß, wenn ihm die Beamten, an die er sich wegen eines Nacht-

Brief brachte, den er hastig erbrach, las und dann versteckte.

Cato, der an Cäsar eine gewisse Verlegenheit wahrzunehmen glaubte, verließ seinen Platz, stürzte auf jenen zu und rief:

„Was sind das für Briefe, die Dir in die Senatssitzung gebracht werden? Heult draußen bereits der

---

lagers wandte, nicht glauben mochten, daß er der berühmte Cato sei.

Oft geschah es, daß er so im Freien übernachtete, wenn er auf besonders ungläubige Leute stieß und das Wirthshaus überfüllt war.

Je reicher er wurde, desto geiziger wurde er auch.

In seinen jungen Jahren hatte er wenigstens seinen Bruder geliebt und seine Antwort auf die Frage, wen er am meisten liebe, erinnert an die Montecuculi's: „Zum Kriegführen braucht man Geld, wieder Geld und noch einmal Geld."

Cato erwiderte nämlich auf die Frage: „Wen liebst Du am meisten?" — „Meinen Bruder." — „Und nach diesem?" — „Wieder meinen Bruder." — „Und danach?" — „Meinen Bruder."

Aber der geizige Mann wurde plötzlich ein Trinker und zechte oft die ganze Nacht.

Als er daher einmal Cäsar, der sehr mäßig im Trinken war, einen Trunkenbold nannte, konnte ihm Cäsar mit größerem Recht den Vorwurf zurückgeben.

Cato war ungemein schroff und rücksichtslos gegen seine Freunde.

Als sich eines Tages Catulus für einen verurtheilten Fälscher bei ihm verwendete, drohte er ihm, ihn durch den Lictor hinausführen zu lassen.

Zwischen Cäsar und Cato bestand Todfeindschaft.

Aufruhr und wenden sich die Rädelsführer mit geheimen Botschaften an Dich? Denn mache uns nicht glauben, daß Du mit Deinem Freunde Catilina nicht unter einer Decke spielst!"

„Wie kannst Du Dich so von Deinem Hasse gegen mich fortreißen lassen, Cato?" rief Cäsar. „Was kümmern Dich die Briefe, die ich erhalte?"

„Es sind verrätherische Briefe!" beharrte Cato.

„Es steht bei Dir, Cäsar, Cato zu entwaffnen und uns allen einen Argwohn zu benehmen, von dem wir, ich gestehe es offen, uns nicht zu befreien vermögen", sagte Cicero mit ernster Stimme. „Wir klagen Dich nicht an, Cäsar, aber man flüstert sich in Rom zu, daß Du um die verruchten Pläne Deines Freundes Catilina wußtest und nichts thatest, sie zu hintertreiben. Ist der Brief, den Du eben empfangen und mit ängstlicher Sorgfalt unsern Blicken entzogen hast, unschuldiger Natur, so zeige ihn uns, zeige ihn Cato wenigstens."

„Ihr wollt es?" sagte Cäsar mit einem spöttischen Lächeln. „Es sei! Ich sage Euch, wenn Cato den Brief erst gelesen hat, wird er seine Neugierde bedauern."

Cäsar langte den Brief heraus und reichte ihn Cato, der ihn hastig aufrollte.

Aber kaum hatte er die Schriftzüge erblickt, so entfärbte er sich.

Er las auch nicht laut, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, sondern ganz für sich Folgendes:

„Geliebter Cäsar! Der Kaufmann Epidius hat mir vor einer halben Stunde in Deinem Auftrag die kostbare Perle übergeben, nach deren Besitz mein Herz so sehr verlangte. So viel zarte Aufmerksamkeit muß auch die entschlossenste Sprödigkeit überwinden! Eile zu Deiner Servilia, damit sie Dir danken kann!"

Cato erhob das Auge von dem Briefe und starrte Cäsar unverwandt an, während Zorn, Haß und Verachtung in seinen arbeitenden Zügen um die Oberhand stritten.

Cäsar sah ihn unbefangen an, während ein Schimmer von Schadenfreude aus seinen Augen blitzte.

„Du wolltest es nicht besser, Cato!" sagte er kalt.

Cato keuchte mehr, als er athmete, schleuderte seinem Gegenüber noch einen giftigen Blick zu, warf ihm dann den zusammengeknitterten Brief ins Gesicht und sagte, ihm den Rücken kehrend:

„Da hast Du den Brief wieder, Verführer!" *)

---

*) Der Vorfall hat sich wirklich in offener Senatssitzung zugetragen, nur sollen die Worte, mit denen Cato den Liebesbrief

Cäsar zuckte mit den Achseln und wandte sich an die Versammlung mit den Worten:

„Wenn Cato aufrichtig sein will, muß er mir das Zeugniß geben, daß der Brief nichts Verrätherisches gegen das Vaterland enthält!"

„Ich habe mich geirrt", sagte Cato, nach Fassung ringend.

„Es freut mich, daß Cato selbst Dir, entwaffnet durch Deine Offenheit, ein ehrendes Zeugniß geben und von seinem Verdachte lassen muß", bemerkte Cicero.

Während sich dieser Auftritt zwischen Cäsar und Cato abspielte, hatte Catilina seinen Platz und den Tempel verlassen.

Wuth im Herzen, Schaum auf den Lippen, Flüche und Verwünschungen murmelnd, war er fortgestürzt.

Cicero, der sein Beginnen beobachtet hatte, rief jetzt triumphirend:

„Er, den wir für die Seele der Verschwörung halten, ist fort. Wir mußten ihn ziehen lassen, denn gegen ihn spricht nur das Zeugniß einer Buhlerin und eines Freigelassenen Aussage. Es sind aber noch Männer

---

seiner durch die Perle bezwungenen Schwester Cäsar ins Gesicht warf, nach einer andern Version gelautet haben: „Da, Trunkenbold!"

unter uns, gegen welche sich weit gewichtigere Zeugnisse erheben. Sie klage ich hier an. Lentulus, Dich und Dich auch, Cethegus, zeihe ich des Verraths gegen das Vaterland!“

Die beiden Aufgerufenen waren bleich geworden, erhoben aber jetzt ihre Stimmen fast gleichzeitig zur Abwehr.

„Wo sind die, welche uns beschuldigen?“ fragte Lentulus.

„Mich soll man nicht so schnell in die Flucht jagen wie Catilina!“ ließ sich Cethegus vernehmen.

„Gegen Euch spricht Eure Handschrift und Euer Siegel“, sagte Cicero, den beiden Angeklagten die Briefe hinhaltend, die sie den allobrogischen Gesandten eingehändigt hatten. „Könnt Ihr leugnen, daß das Eure Schrift, Euer Siegel ist? Daß Ihr diese Briefe den Gesandten der Allobroger gabt, damit sie sich zu Hause damit ausweisen?“

Die Angeklagten wußten kein Wort zu erwidern.

„Ihr mögt erfahren, Senatoren“, wandte sich Cicero an die Versammlung, „daß ich, aufmerksam gemacht durch den geheimnißvollen Verkehr, der sich zwischen den allobrogischen Gesandten und einigen Senatoren, die ich für verdächtig zu halten vollen Grund hatte, entsponnen hatte, die Gesandten an der Milvischen

Brücke aufheben ließ, als sie vor wenigen Stunden Rom verlassen wollten. Diese Briefe, in welchen Lentulus und Cethegus die Allobroger auffordern, ein Reitercorps gegen Rom aufzustellen, das unter den Mauern der Stadt eine Rom feindliche Armee bereit zum Losschlagen finden solle, nahm man den Gesandten ab."

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Versammlung.

„Wo sind die Allobroger?" riefen zehn Senatoren auf einmal. „Sie sollen es bestätigen, daß sie die Briefe aus den Händen römischer Senatoren erhalten haben."

„Und wenn sie es bestätigt haben, dann richte man die Verräther!" rief Cato unter allseitiger Zustimmung.

Der Consul ließ die Allobroger in den Tempel bringen, und das mit ihnen vorgenommene Verhör belastete die zwei Senatoren so, daß sie es für das Beste hielten, es nun doch Catilina nachzumachen und das Weite zu suchen.

Cicero aber rief ihnen gebieterisch ein Halt zu und sagte:

„Die Anklage, die Euch trifft, ist eine so schwere, daß ich es nicht vor dem Volke verantworten kann, Euch frei von dannen ziehen zu lassen. Ich erkläre

Euch für gefangen und übergebe Euch dem Pontifex Maximus Cajus Julius Cäsar zur Aufbewahrung."

Die feine Wendung, mit welcher der Consul gerade Cäsar zum Wächter der Gefangenen bestellte, fand allgemeine Zustimmung.

War Cäsar, wie Viele vermutheten, in die Verschwörung eingeweiht, so war es eine bittere Strafe für seine Betheiligung, wenn er seine Freunde und Gesinnungsgenossen hüten mußte.

Es war ihm so zugleich Gelegenheit gegeben, seine wahre Gesinnung zu zeigen.

Ließ er die Gefangenen entfliehen, so lag es auf der Hand, daß er mit ihnen sympathisirte.

Während Cäsar nachdachte, wie er sich am besten aus der Schlinge ziehen könnte, rief Cato:

„Wozu erst lange Vorbereitungen? Wozu eine lange Gefangenschaft? Ist die Schuld nicht erwiesen? Sind die Richter nicht versammelt? Wer hindert uns, über die Verräther augenblicklich zu Gericht zu sitzen und durch ein großartiges Beispiel zu zeigen, wie rasch der Senat das Richtschwert zu schwingen weiß gegen pflichtvergessene, auf der That betretene Genossen? Ich fordere Euch auf, Senatoren, augenblicklich über die Männer zu richten, welche die Drangsale und Grausamkeiten des Bürgerkriegs von neuem über Rom

heraufbeschwören wollten! Sind in den letzten Bürgerkriegen nicht genug tapfere Männer gefallen, nicht genug Kinder aus der älterlichen Umarmung gerissen worden? Sind nicht genug Knaben und Jungfrauen geraubt worden, nicht genug Jungfrauen des Siegers Lüsten anheimgefallen, nicht genug Häuser und Tempel geplündert worden? Den Tod über die, welche neuerlich Mord und Brand hervorrufen, ungerührt durch die Vergangenheit neuerlich Alles mit Leichnamen, Waffen, Blut und Trauer überdecken wollten! Bei den unsterblichen Göttern! Nicht schnell genug kann die Todesstrafe die Schuldigen treffen! Wer mit mir dafür stimmt, daß schnelle Rache die Verräther trifft, daß sie noch heute sterben, der trete auf meine Seite!"

Cato sah sich im Handumdrehen von hundert Senatoren umgeben.

„Halte Umfrage, Consul, halte Umfrage!" forderte Cäsar Cicero auf. „Ueber das geheiligte Leben von Senatoren darf nicht eine ungewisse Majorität entscheiden!"

„Laß mich meines Amtes walten, Du aber bürgst uns für Lentulus und Cethegus!" fertigte der Consul den Pontifex Maximus ab, der sich mit den ihm anvertrauten Angeklagten auf jene Bank zurückzog, welche vordem Catilina eingenommen hatte.

Es gab damals noch keine Kerker in Rom, in welchen man Verhaftete eine längere Zeit hindurch hätte verwahren können.

Gewöhnlich kamen in die öffentlichen, schon von Ancus Martius erbauten Kerker Gefangene, zumal wenn sie den höhern Ständen angehörten, nicht eher, als bis ihnen schon das Todesurtheil gesprochen war und die Hinrichtung bevorstand. Feindliche Könige und Feldherrn wurden oft, nachdem sie hinter dem Triumphwagen ihrer Ueberwinder einhergezogen, in diese Kerker geworfen, um dort den Hungertod zu sterben.

Der verhaftete Senator wurde einem Standesgenossen zur Aufbewahrung übergeben, der dafür einstehen mußte, daß sich der Gefangene nicht durch die Flucht dem Gange der Justiz entzog.

„Wohl liegt mir blos ob, Umfrage zu halten und durch Einsammlung Eurer Stimmen, versammelte Väter, das Schicksal der Angeklagten festzustellen", wandte sich Cicero an die Versammlung, „aber erlaubt wird es doch dem Consul sein, zu bemerken, daß er strenge Maßregeln schon des abschreckenden Beispiels wegen für nothwendig hält. Noch ist Rom nicht unbedingt gerettet, noch hat es von Catilina, der grollend und racheschnaubend von dannen ging, das Aeußerste zu gewärtigen."

„Laßt mich zu Gunsten derjenigen, die hier bange Eurer Entscheidung harren und für die ich bis zu dieser Entscheidung verantwortlich bin, mein Wort in die Wagschale werfen", rief Cäsar. „Wenn über schwierige Gegenstände Männer berathschlagen, dann soll billig ihre Seele frei sein von Haß und Freundschaft, von Zorn und Mitleid. Wo diese sich entgegenstemmen, erkennt der Geist die Wahrheit nicht, und noch Niemand ist seiner Leidenschaft und seinem wahren Vortheil zugleich gefolgt. Mächtig ist der Verstand, wenn er gehört wird, wo aber die Begierde Raum gewinnt, herrscht sie und der Geist erliegt. Manches Beispiel könnte ich Euch anführen, wie Könige und Völker, vom Zorn getrieben, sich übel beriethen. So auch, versammelte Väter, seht Euch jetzt vor, daß Euch die Frevelthat der Angeklagten nicht mehr gelte als Eure Hoheit, daß Ihr auf Euren Zorn nicht mehr als auf Eure Ehre achtet."

So still war es im Tempel geworden, während Cäsar sprach, daß man, als er jetzt eine Pause machte, deutlich hören konnte, was draußen vorging.

Es schien, als ob Cäsar's Anhänger und Clienten bereits vor dem Tempel versammelt und in Unruhe über sein Schicksal wären, denn die Rufe: „Wo ist Cäsar? Warum läßt man das Volk nicht bis an die

Thür des Tempels, damit es sieht, was in der Sitzung vorgeht?" hallten vernehmbar herein.

Dazwischen ertönte Schwertergeklirr, als ob die Ritter ihre Säbel kreuzten, um das gegen die Zugänge anstürmende Volk abzuhalten.

Cäsar schien kein Gewicht darauf zu legen, daß das ihm ergebene Volk draußen stürmisch seinen Namen in die Luft schrie, sondern fuhr in seiner Rede fort:

„Wenn Männer, die im Dunkeln leben, aus Jähzorn einen Fehler begehen, erfahren ihn nur Wenige, denn Stand und Ruf gleichen sich bei ihnen. Aber die Handlungen derjenigen, die auf erhabenem Schauplatz stehen, denen Macht und Würde zu Theil ward, dringen zum Ohr sämmtlicher Mitmenschen. Je höheres Glück, desto geringere Freiheit. Vorliebe und Haß, noch mehr jeder Zorn muß hier verbannt sein. Denn was Jähzorn bei Andern heißt, wird hier für Grausamkeit gehalten. Zwar scheint auch mir bei jenen Frevlern jede Strafe eine gemilderte Behandlung, doch nur aufs Ende sehen gewöhnlich die Menschen, vergessen bei Bösewichtern das Verbrechen und sprechen nur von der schweren Strafe. Ich will nicht bezweifeln, daß Cato bei Abgabe seiner Stimme nur Eifer für den Staat und nicht persönliche Feindschaft leitete, aber verbieten nicht Gesetze die Hinrichtung verurtheilter Bürger?"

„Nur die Geißelung verbieten sie, nicht die Hinrichtung!“ fiel Cato dem Redner ins Wort.

„Wenn schon die Geißelung als das Kleinere, um wie viel mehr die Hinrichtung als das ungleich Größere!“ hielt Cäsar seine Behauptung aufrecht. „Freilich, wer wird je einen Rathschluß tadeln, der gegen Vaterlandsverräther gefällt war? Aber, versammelte Väter, bedenkt, was Ihr zugleich über Andere aussprecht! Alle bösen Beispiele entsprangen aus guter Quelle. Doch wenn die Regierung auf Unwissende oder minder Redliche übergeht, dann wird jedes neue Beispiel von billigen, passenden Fällen auf unbillige, unpassende angewandt. Die Spartaner bestellten nach Athens Eroberung dreißig Männer zur Verwaltung des Staats. Anfangs ließen diese nur offenbar böse und durchgängig verhaßte Personen ergreifen und ohne Verhör hinrichten. Das Volk jubelte und nannte es wohlgethan. Doch allmälig befestigte sich ihre Macht; nun ließen sie Biedermänner und Bösewichter gleichfalls nach Belieben tödten und erschreckten alle Uebrigen. Dann büßte die unterdrückte Stadt hart für ihre thörichte Freude.“

„Bleibe in Rom, schweife nicht nach Athen!“ rief Cato.

„Ja, bleiben wir in Rom!“ griff Cäsar, mit dem

Kopfe nickend, den Einwurf auf. „Erinnert Euch selbst, als der siegende Sulla den Damasippus, der in Rom ein gräßliches Blutbad über alle jene Senatoren verhängt hatte, die auch nur im entferntesten Verdacht standen, dem Sulla gewogen zu sein, niedermetzeln ließ, wer rühmte nicht diese That? Hieß es nicht, es geschehe den Männern Recht, die durch das Unglück des Staats groß geworden seien? Wer nannte die Hinrichtung lasterhafter, parteisüchtiger Bürger und Staatsempörer nicht eine verdienstliche Handlung? Und doch war sie eines großen Blutbades Anfang! Denn Jeder, den es nach eines Andern Haus oder Villa, endlich gar nach seinen Gefäßen oder Gewändern gelüstete, strebte, deren Besitzer auf die Aechtungsrolle zu bringen. So wurden diejenigen, die über Damasippus' Tod sich gefreut hatten, bald selbst zum Tode geschleift, und das Metzeln endete nicht früher, bis Sulla alle seine Anhänger mit Schätzen überhäuft hatte."

„Aus Dir spricht der Neffe des Marius und der Todfeind Sulla's!" schrie Cato dem Redner zu.

„Wohl bin ich der Neffe des Marius, und daß ich es bin, das ist mein Stolz", sagte Cäsar, und indem er auf die Thür zeigte, in welcher die Ritter sichtbar wurden, die sich vor dem ungestüm hereinbrechenden Menschenschwall schrittweise zurückzogen, da sie doch

nicht im Ernst von der Waffe Gebrauch machen wollten, fuhr er fort: „Und wie Ihr seht, versammelte Väter, gibt es in Rom Viele, welche weniger Anstoß daran nehmen, daß ich des Marius Neffe bin, als Cato!"

Das den Tempel stürmende Volk rief, als ob es seines Lieblings stolze Rede bestätigen wolle:

„Wir grüßen Dich, Cäsar, und freuen uns, Dich ungefährdet zu sehen, denn es gingen schlimme Gerüchte, daß man Dir hier ein Leid anthun wolle!"

„Wo wäre ich sicherer als im Senat, meine Freunde?" sagte Cäsar, nicht ohne einen Anflug von Ironie im Tone. „Stehe ich hier nicht unter dem Schutze des Consuls und unter dem Schutze Cato's, der keinem Gerechten ein Haar krümmen läßt, so streng er auch gegen die Ungerechten ist? Haltet Euch ruhig, meine Freunde, und stört die Berathung nicht!"

Die Ritter drängten das Volk, das nun einmal da war und nicht weichen wollte, auf einen kleinen Raum zusammen und Cato fragte Cäsar ungeduldig:

„Hast Du noch etwas zu Gunsten der Angeklagten zu sagen?"

„Versammelte Väter", wandte sich Cäsar noch einmal an die Richter, „weder an Klugheit noch an Muth gebrach es unsern Vorfahren. Auch hinderte sie kein Stolz, fremde Sitten nachzuahmen, sobald sie solche

löblich fanden. Waffen und Kriegsgeräthe entlehnten sie größtentheils von den Samnitern, die Zeichen obrigkeitlicher Würden von den Tusciern; immer, wenn sie bei Bundesgenossen oder Feinden etwas Ersprießliches sahen, trugen sie es auf ihre Heimat über und wollten das Gute lieber nachahmen als beneiden. Eben damals verfuhren sie nach griechischer Sitte mit Geißelung gegen Bürger, mit der Todesstrafe gegen Verurtheilte. Doch als der Freistaat wuchs und bei der großen Bürgermenge Parteien mächtig wurden, als man Unschuldige zu bestricken und andere ähnliche Ungerechtigkeiten zu begehen anfing, da wurden Bürger blos verbannt. Ein mir wichtig scheinender Grund für uns, versammelte Väter, auch jetzt keine Neuerung zu beginnen."

Cäsar's Rede hatte einen so mächtigen Eindruck auf die Versammlung gemacht, daß, als der Consul jetzt die Namen der Senatoren aufrief, viele für Verbannung stimmten.

Das Volk, das anfing zu begreifen, um was es sich handle, jubelte den Begnadigungsrufen zu und brach in ein wildes, bedrohliches Geschrei aus, als Cato, zur Stimmabgabe aufgerufen, ausrief:

„Wenn Cäsar wirklich Besorgniß vor dem hegt, was die Angeklagten angezettelt haben, so war sein

Rath, diese zu begnadigen, ein böser, ich will nicht sagen, ein verrätherischer."

„Er klagt Cäsar an!" schrie ein Mann aus dem Volke.

„Laß den Neffen des Marius aus dem Spiele!" drohte ein anderer.

„Wir schützen Dich, Cäsar, wenn sie es doch auf Dich abgesehen haben sollten!" ließen sich drei, vier zugleich vernehmen und alle drängten in der Richtung vor, wo Cäsar saß, sodaß die zurückweichenden Ritter diesen bald wie in einem Kreise umgaben und man nicht wußte, ob sie mit ihren entblößten Schwertern ihn oder das Volk bedrohten.

Cäsar erhob seine Toga wie zum Schutze gegen die Ritter, unter welchen er die vorzüglichsten Parteigänger des Adels gewahrte, von denen er sich keiner guten That zu versehen hatte.

„Cato hat das Wort!" rief Cicero und sein Ruf schaffte Ruhe.

„Ich klage Cäsar nicht an", vertheidigte sich Cato; „es ist auch möglich, daß er in guter Absicht handelt und unter uns und in dieser allgemeinen Furcht, die uns beherrscht, der einzige Unerschrockene ist. Dann ziemt es mir um so mehr, für mich und Euch besorgt zu sein. Der ruchlose Anschlag frevelhafter Bürger

hat den Staat in die größte Gefahr gestürzt. Da die Angeklagten überwiesen sind, gegen Mitbürger und Vaterland sich gerüstet zu haben, so ist ihr Leben verwirkt und man muß nach der Vorfahren Sitte mit der Todesstrafe gegen sie verfahren."

Und „Tod! — Tod! — Tod!" lauteten die nächsten Stimmen. Der Consul zählte die Stimmen für und wider, die Mehrheit war für augenblicklichen Tod.

„Cäsar", wandte sich Cicero zu dem Pontifex Maximus, „Du hast den Spruch gehört, Du hast auch gehört, daß er noch heute vollzogen werden soll. Du bist daher der Nothwendigkeit überhoben, die Verurtheilten ferner zu bewachen. Lictoren, nehmt sie in Eure Mitte, man hole den Henker!"

Indem sich die Lictoren den Verurtheilten näherten, die blaß und verstört neben Cäsar standen und sich an denselben in wahrer Todesangst anzuklammern schienen, riefen Männer aus dem Volke, sich ihnen in den Weg werfend:

„Willst Du, Cäsar, daß wir die Verurtheilten schützen?"

Cäsar hatte nicht Zeit zum Antworten, die Ritter zückten förmlich ihre Schwerter gegen seine Brust, um ihn sofort niederzustoßen, wenn er das Volk zum Schutz der Verurtheilten auffordern sollte.

Cäsar machte eine abwehrende Bewegung gegen die Menge und warf einen vorwurfsvollen und Hülfe heischenden Blick auf den Consul.

Der ersah die Gefahr, in der Cäsar schwebte, und winkte den Rittern, indem er sagte:

„Platz für den Pontifex Maximus!"

Fast widerwillig wichen die Ritter zurück und Cäsar erhielt freie Bahn, während die Lictoren die Verurtheilten zu sich herüberrissen.

Erst als sich Cäsar in der Mitte der ihm ergebenen Volksschaar sah, fühlte er sich sicher und ging nach Hause. *)

---

*) Suetonius sagt: „Als Cäsar allzu hartnäckig auf seiner Meinung verharrte, da bedrohten ihn die zur Bedeckung des Senats umherstehenden Ritter mit dem Tode und kamen ihm mit ihren gezogenen Schwertern schon so nahe, daß den Sitzenden alle Nachbarn plötzlich verließen." Sallust und Plutarch lassen dies beim Hinausgehen aus dem Tempel geschehen und Plutarch sagt, daß Curio Cäsar mit seiner Toga prätexta bedeckte. Plutarch sagt auch ausdrücklich, daß Cicero bei dieser Gelegenheit, indem er den Rittern winkte, zur Lebensrettung Cäsar's das Seinige beigetragen habe, obwohl sich Cicero selbst dessen nirgends rühmt.

Dreizehntes Kapitel.

Der Magier Oropos.

Wenn man vom Aventin sich in der Richtung des Janiculus dem Flusse näherte, kam man zu dem Testacäischen Berge, an welchen sich ein Haus anlehnte, das auf einer Seite tief in den Felsen hineingebaut war, sodaß es in seiner Fortsetzung eine Art gemauerter Höhle bildete.

Das Haus bewohnte die Wahrsagerin Sagane, die in Rom jedes Kind kannte.

Die Höhle diente ihrem Gehülfen, dem Perser Oropos, zum Aufenthaltsorte.

Oropos war, als er noch in seiner Heimat geweilt, ein Mithraspriester gewesen und glaubte auch jetzt noch an Mithras, den Gott des Lichts, den allsehenden, allgegenwärtigen, Alles durchdringenden Geist, der

zugleich dem Perser für die personificirte Wahrheit und Treue, für den Hüter alles Verkehrs unter den Menschen, für den Beschützer aller Armen und Unterdrückten galt.

Die Perser verehrten Mithras nur in Höhlen. Rom lernte den Mithrascultus zuerst durch die Seeräuber kennen, welche ihn aus Cilicien nach Italien verpflanzten, das sie so sehr brandschatzten.

Oropos, der auf einem Piratenschiffe nach Rom gekommen, hatte Mithras die erste Höhle in Rom erbaut und in derselben den geheimnißvollen Gott als einen Krieger auf gewaltigem Schlachtwagen mit goldenem Helm und silbernem Panzer aufgestellt, da Mithras zugleich auch für einen streitenden Helden und Gegner aller Dämonen galt, der auch König über alle Geister war, die er durch Nacht und Tod zur Unsterblichkeit führte.

Die Höhle bewohnte Mithras symbolisch, um durch diesen Aufenthaltsort das Dunkel anzudeuten, aus welchem er immer von neuem hervortritt, um der Welt zu leuchten und sie zu beherrschen.

Oropos war, ehe er nach Rom verschlagen worden, durch alle achtzig Weihen gegangen, denen sich der Mithraspriester zur Zeit des neuen Jahres oder während der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, wo

das Licht den Sieg über die Finsterniß gewinnt, unterziehen mußte.

Er war von leichtern zu immer schwerern Uebungen aufwärts gestiegen, in denen der Einzuweihende Muth und Seelenstärke an den Tag legen mußte.

Er war durch Feuer gegangen, hatte starken Frost und Hunger ausgehalten, war mehrere Tage gewandert und bis zur äußersten Ermüdung geschwommen und hatte schließlich drei Tage und drei Nächte in der Wüste gefastet, worauf er zuerst den Rang der „Raben" und später den höhern der „Geheimen" erlangt hatte, als welchem ihm gewisse Bilder geheimer Gottheiten gezeigt wurden.

Vom Geheimen zum „Streiter" vorgerückt, hatte er in der Mithrashöhle zu Tarsos, dem Mittelpunkte des Mithrasdienstes, ein Schwert und mit diesem auch einen Kranz bekommen, den er erst aufs Haupt setzen und dann wieder von demselben herunterstoßen mußte, dabei ausrufend: Mithras sei sein einziger Kranz.

Zuletzt war er „Löwe" und „Sonnenläufer" geworden, als welchem ihm höhere Aufschlüsse über dieses und das künftige Leben, über die Seelenwanderung und über den ganzen Weltzusammenhang wurden.

Diese Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen Leben und Tod setzte ihn in die Lage, in Rom den

Magier zu spielen und gewöhnlichen Sterblichen den Schleier der Zukunft zu lüften.

Waren auch die Magier durch Senatsbeschlüsse aus Rom ausgewiesen, so drückte man ihnen gegenüber immer wieder ein Auge zu, zumal gerade die vornehmsten und gebildetsten Leute dem Aberglauben huldigten und es liebten, sich von den Magiern Nativitätsstellungen machen zu lassen.

Seit Oropos der Stadt Rom das Horoskop gestellt hatte, war er vollends in die Mode gekommen, und die von Patriciern vielfach aufgesuchte Wahrsagerin Sagane hatte sich mit ihm verbunden, weil sie in ihm den Mann erkannt hatte, der ihr noth that, um die Gemüther aller Abergläubischen in Rom unbedingt zu beherrschen.

Die Magie, welche Oropos und Sagane im Vereine trieben, war eine harmlose.

Keine Menschenopfer fielen der Magie am Fuße des testacäischen Berges; Hekate, welche als Gebieterin über Himmel und Erde, Meer und Unterwelt, über das Schicksal der Lebendigen und der Todten Sagane's Laboratorium ganz so schmückte, wie Mithras die Höhle des Oropos zierte, mußte sich begnügen, wenn ihr in unblutiger Weise gehuldigt wurde.

Die Zeit mit ihren politischen Kämpfen und Leiden-

schaften war aber ganz danach angethan, eine wahre Völkerwanderung dem testacäischen Berge zuzuleiten, da der Vornehme wie der Geringe Fragen an das Schicksal zu stellen hatte.

Lag dem erstern daran, zu erfahren, ob er nicht fallen würde, so war der zweite neugierig zu hören, ob und wie hoch er steigen würde.

Es war natürlich, daß in solchen Zeitläufen die Geister der Verstorbenen keine Ruhe im Grabe hatten, sondern immer bereit sein mußten, auf Sagane's Wink und Oropos' Ruf den um die Zukunft fragenden Nachkommen zu erscheinen.

In dem Augenblicke, wo wir Oropos in seiner Höhle aufsuchen, brütet er beim matten Scheine eines Lämpchens über einem Buche, in welchem der Etrusker Aulus Cäcina die geheimnißvolle Lehre von den Blitzen zusammengestellt hatte, welche für Rom um so wichtiger war, weil Stadt und Land so häufig von Gewittern heimgesucht wurden. Schreckten doch von jeher so heftige Blitze Stadt und Land, daß schon Numa den Jupiter im Blitze vom Himmel beschwor, um von ihm selber ein sicheres Mittel der Blitzsühne zu erfahren, und daß er dem auf die Beschwörung erscheinenden Gotte statt der geforderten Menschenseele einen Fisch, eine Zwiebel und einen Büschel Menschenhaare

anbot, was Jupiter auch unter der Bedingung annahm, daß dieses wunderliche Triassurrogat einer Menschenseele in einem eigens auf dem Aventin zu erbauenden Blitztempel niedergelegt würde.

Diesmal lag Oropos ein eigener, schwieriger Fall zur Beurtheilung vor.

Pompejus, der eben daran war, die Piraten mit Stumpf und Stiel auszurotten, war auf dem Admiralschiffe von einem Blitze berührt worden, ohne Schaden zu leiden.

Abergläubisch, wie er war, hatte er sich an seine in Rom zurückgebliebene Nichte Pompeja mit dem Auftrage gewandt, den seltsamen Fall Sagane, die er in Rom häufig zu besuchen pflegte, vorzutragen, damit sie ihn durch Oropos entscheiden lasse.

Oropos blätterte vergeblich in dem Buche des Etruskers. Ueber den Blitzcasus, der dem Pompejus zugestoßen, war in den Blättern, welche sonst, von dem obersten Grundsatze ausgehend, daß die Blitze eine Offenbarung des Willens der Götter seien, alle Arten von Blitzen behandelten, kein Aufschluß enthalten.

Unzufrieden griff er nach einem andern Manuscripte, welches eine Abschrift eines auf Eingebungen einer etruskischen Nymphe Begon beruhenden Werkes war, das im Original in dem Jupiter dem Blitzenden

geweihten Tempel auf dem Aventin aufbewahrt wurde und eine Anweisung der vom Blitz getroffenen Stätten und Gegenstände enthielt, welche für heilig galten, weil Jupiter selbst davon Besitz genommen zu haben schien.

Oropos' Auge schweifte zuerst über die Stellen des Manuscripts hin, wo davon die Rede war, wenn der Blitz in die Erde gefahren.

In diesem Falle wurde, wie das Buch belehrte die von dem himmlischen Feuer berührte Erde zuerst sorgfältig gesammelt und eingescharrt, dann die Stätte durch das Opfer eines zarten Lamms geweiht und endlich in Form einer Brunnenmündung bedeckt und ummauert.

Indem Oropos weiter blätterte, kam er zu den Verhaltungsregeln, welche Anwendung fanden, wenn der Blitz die Bäume eines Hains getroffen, die dann nach sorgfältigen Sühnungen entfernt und durch andere ersetzt wurden.

Weiter behandelte das Buch den Fall, wenn der Blitz einen Menschen erschlug, der dann an Ort und Stelle liegen gelassen und eingescharrt werden mußte

Plötzlich leuchtete des Persers Auge auf, denn er stieß auf folgende Worte:

„Wenn der Blitz Personen hohen Standes nur be-

rührt, ohne sie zu tödten, so dürfen sie dieses für ein sicheres Zeichen der höchsten Ehren nehmen, die ihrer harren."

„Ich habe es gefunden!" murmelte der Perser zufrieden, indem er das Buch zumachte. „Und ich hoffe, Pompejus wird, wenn er die Auslegung hört, nicht weniger zufrieden sein, als ich es war, da ich sie fand."

Der Perser sah auf, denn ein leises Knistern des Fußbodens sagte ihm, daß er nicht mehr allein sei.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wahrsagerin Sagane.

Es war Sagane, die er auf sich zuschreiten sah.

„Pompeja ist da!“ sagte Sagane. „Was soll ich ihr melden?“

„Ich werde ihr ein versiegeltes Schreiben für ihren Oheim geben, das ihn über das seltene Ereigniß, welches ihn so sehr beschäftigt, aufklären soll“, entgegnete Oropos.

„Es paßt in meinen Plan, daß ich das Mädchen aufhalten kann“, bemerkte Sagane. „Ich erwarte ohnehin Cäsar jeden Augenblick.“

„Hat er Dir sagen lassen, daß er kommt?“ forschte der Perser.

„Nein, aber ich weiß es!“ rief Sagane bestimmt. „Es ist ihm in der Senatssitzung etwas Ungewöhn=

liches begegnet und er wird uns über die Zukunft ausholen wollen."

„Was hat sich im Senat zugetragen?" fragte Dropos lebhaft.

„Cäsar wurde von dem jungen Adel am Leben bedroht, als er die Theilnehmer der Verschwörung, in die er selbst zu tief geblickt, um seine Hände in Unschuld waschen zu können, schützen wollte."

„Das Ereigniß paßt nicht zu der Deutung, die ich dem Traume Cäsar's geben will, den er mir kürzlich vortrug", murmelte Dropos.

„Was träumte Cäsar?" erkundigte sich Sagane.

„Daß er seine Mutter zur Geliebten gehabt habe", gab Dropos trocken zurück.

„Und wie deutest Du den Traum?" warf Sagane gespannt hin.

„Ich wollte dem Pontifex Maximus die Freude machen, ihm zu sagen, daß ihm einst die Herrschaft der Erde zufallen werde; er ist ehrgeizig und wird es gern hören, wenn ich ihn belehre, daß die Mutter, der er Gewalt angethan und die er sich also unterworfen hat, die Erde sei, unser aller Mutter, über die einmal zu herrschen seine Bestimmung sei."

Sagane dachte nach und sagte dann:

„Bleibe bei dieser Deutung des Traums, aber laß

einfließen, daß Dir bei allen Herrlichkeiten, die der Traum unfehlbar für eine spätere Zeit in Aussicht stelle, doch für die nächste Zeit in ihm eine Gefahr zu liegen scheine, der Cäsar am besten aus dem Wege gehen könne, wenn er Rom verlasse."

„Du willst ihn aus Rom entfernen?"

„Er ist einer meiner besten Kunden, warum soll er jung sterben?" antwortete Sagane mit einem Lächeln. „Es ist besser, er geht dem erbitterten Adel eine Zeit lang aus dem Wege. Er mag zu seiner Gemahlin gehen. Ich gebe Dir mit diesen Andeutungen die Handhabe, ihn zu fassen. Sage ihm, des Traums nächste Deutung sei darin zu suchen, daß Cornelia zürne, weil er sich ihr gar so fern halte und sie gänzlich über den Staatsgeschäften vergesse."

„Ueber den Staatsgeschäften!" bemerkte der Perser mit einem ironischen Lächeln. „Ich glaube, mehr als die Staatsgeschäfte sind Servilia und Pompeja daran schuld, wenn Cäsar seine Gemahlin vernachlässigt."

„Er wird bald zwischen den Beiden, die Du eben genannt hast!, zu wählen haben!" sagte Sagane ernst.

„Steht es so schlecht um Cornelia?" warf der Perser nicht ohne Theilnahme hin.

„Sie siecht an einer unheilbaren Auszehrung dahin!" entgegnete Sagane. „Wir müssen dafür sorgen,

daß sich Cäsar zu Pompeja neigt, wenn der Fall eintritt, daß er eine zweite Gemahlin wählen kann."

„Wünscht Pompejus den Pontifex Maximus an sich zu fesseln?" fragte Oropos neugierig.

Sagane bejahte rasch.

„Als er das letzte Mal bei mir war", sagte sie, „und das Gespräch darauf kam, daß es mit Cornelia nicht mehr lange dauern werde, sagte Pompejus wie in Gedanken versunken: Ich glaube, meine Nichte Pompeja ist Cäsar nicht gleichgültig; ich wollte, ich könnte den ehrgeizigen Neffen des Marius durch die Nichte an mich fesseln."

„Das ist deutlich gesprochen", meinte Oropos.

„Wir können auf den Dank des Pompejus zuversichtlich rechnen, wenn wir ihm Cäsar ins Netz liefern!" rief Sagane. „Vielleicht fangen wir ihn heute. Wenn er, durch Deine Deutung seines Traums angeregt, weitere Fragen nach der Zukunft stellt, so lassen wir ihm diese unverhüllt erscheinen."

„Welchen Verstorbenen soll ich citiren, damit er Cäsar in glaublicher Weise die Zukunft genauer deute?" fragte der Perser.

„Bemühen wir die Geister so lange nicht, als uns Lebendige zur Verfügung stehen!" lautete Sagane's Antwort. „Ich werde Pompeja so lange zurückhalten,

bis Cäsar kommt, denn ich bin überzeugt, daß er kommt, weil er noch immer kam, so oft ihm etwas Unerwartetes begegnete. Um wie viel mehr wird es ihn heute hertreiben, wo sein Freund Catilina so eben aus Rom geflohen ist und er schwanken wird, wie er sich fernerhin zu dem Entflohenen stellen soll."

„Was aber soll uns Pompeja nützen?" forschte Dropos.

„Sie vor Cäsar zu verbergen, daß er ihre Anwesenheit in meinem Hause nicht ahnt, wird meine Sorge sein", antwortete Sagane. „Du aber gehe hin in das Gemach, in welchem wir die Geister der Verstorbenen zu beschwören pflegen, und stelle Deine Silberspiegel so, daß sie statt eines Geistes das Bild Pompeja's wiederspiegeln, wenn ich Dir diese in die Lage bringe, in welche ich Dir jene Personen herzurichten pflege, die wir als Geister Verstorbener erscheinen lassen."

„Ich fange an zu begreifen", murmelte der Perser. „Wenn Cäsar einen genauern Blick in seine Zukunft wird thun wollen, so zeigst Du ihm Pompeja, damit sie ihm durch ihr Bild die Wege andeute, die er zu wandeln habe?"

Sagane nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Pompeja hat in diesem Augenblicke eine doppelte

Bedeutung für Cäsar. Sie soll ihm die zweite Gemahlin und das Hand in Hand Gehen mit Pompejus bezeichnen. Sieht er heute Pompeja im Zukunftsspiegel, so fällt sie ihm gewiß ein, wenn er in kurzer Zeit neben Cornelia's Leiche steht und darüber nachdenkt, wen er nun freien soll."

„Du heißt nicht umsonst Sagane, die Schlaue!" sagte der Perser, indem er sich erhob, im Tone unwillkürlicher Bewunderung.

In diesem Augenblicke wurde an die Thür des Hauses geklopft.

„Das ist sicherlich Cäsar!" meinte Sagane. „Ich will ihm öffnen."

„Und ich will die Spiegel stellen", sagte der Perser. „Wenn Du mich brauchst, so rufe mich."

Oropos ging aus seiner Höhle nach dem Hause, und als er den Gang betrat, der beide Räume verband, hörte er wüstes Geschrei, das von dem nahen Forum herübertönte.

Greller Fackelschein, der gleichfalls vom Forum herzuleuchten schien, brachte etwas Licht in die ziemlich weit vorgerückte Nacht.

„Was mag die Meute wieder treiben?" fragte der Perser.

Eine ähnliche Frage stellte sich Sagane, als sie

den Lärm vernahm und den Lichtschein gewahrte, während sie zuerst ging, Pompeja aus dem Bereich der Neugierde Cäsar's zu bringen, und dann der Pforte zuschritt, um dem Manne, der sich mittlerweile durch ein neuerliches Klopfen bemerkbar gemacht hatte, Einlaß zu gewähren.

Fünfzehntes Kapitel.

Sie haben gelebt!

Sagane hatte Cäsar richtig beurtheilt.

Die Lebensgefahr, in welcher er während der Sitzung geschwebt, hatte ihn zwar nicht furchtsam gemacht, aber doch ein wenig eingeschüchtert, sodaß er sich nicht mehr die rechte Fühlung über das, was im gegenwärtigen kritischen Augenblick zu thun oder zu lassen, zutraute und seine Zuflucht zu der Wahrsagerin zu nehmen beschloß, die ihm schon oft mit ihrem Rathe und ihrer Erfahrung an die Hand gegangen war.

Sagane sollte ihm auch diesmal behülflich sein, sich in der verwickelten Situation, in die er plötzlich durch die Energie des Consuls gerathen war, zu orientiren.

Anstatt daß die Verschworenen Cicero überrumpelt hätten, war es der Mann mit dem gespensterhaften Aussehen, der ihnen durch seine Entschlossenheit den Vorsprung abgewonnen und sie so zu sagen an die Wand gedrückt hatte, daß ihnen nichts übrig blieb als ihre Pläne entweder aufzugeben oder wenigstens zu vertagen, oder Alles auf eine letzte Karte zu setzen.

Für Cäsar, der sich noch nicht so tief eingelassen hatte, um nicht jeden Augenblick stillstehen zu können, handelte es sich zunächst darum, ob er auch fernerhin seinen Freund Catilina wenigstens moralisch unterstützen oder sich durch eine augenblickliche Entfernung aus Rom von jeder weitern Action zurückziehen sollte.

Indem er sich anschickte, Sagane aufzusuchen, hörte er, wie vom Forum her Jubelgeschrei ertönte, sah er, wie die an das Forum grenzenden Straßen plötzlich in blendendes Licht getaucht erschienen.

Er hatte seine Freunde und Clienten bereits entlassen und schlug ohne jede Begleitung von seiner Wohnung den Weg nach dem Forum ein, da ihn einerseits Neugierde dahin trieb, anderseits aber auch der kürzeste Weg von seinem Hause nach dem testacäischen Berge über das Forum führte.

Auf diesem angekommen, sah er den Consul, von Freunden, Bürgern und Wachen umgeben, den Platz

quer durchschreiten, während ihm das Volk zujauchzte und ihn den Vater des Vaterlandes nannte.

Dem Consul folgten, ebenfalls von Wachen umgeben, die peinlichen Richter, die Triumviri capitales, unter welchen die Stadtdiener, Gefängnißhüter und Nachrichter standen.

Da, wo der Menschenknäul, der den Zug begleitete, am dichtesten war, wo sich die Wachen auf das engste an einander schlossen, erblickte man des Lentulus und Cethegus blasse Gesichter.

Die beiden Patricier, welche noch vor wenigen Stunden als freie Männer in die Senatssitzung gekommen waren, wankten jetzt als Gefangene, mit der rechten Hand an die linke eines Wächters angeschmiedet, dem Gefängnisse zu.

Denn diesem unheimlichen Orte bewegte sich der Zug zu, und kaum war er bei demselben angelangt, als sich eine tiefe Stille über den ungeheuern Platz lagerte, der in grellem Lichte glänzte.

Einige Minuten dauerte diese Stille; aller Augen waren auf die Pforte gerichtet, die zu dem öffentlichen Kerker führte, in welchen Cicero zugleich mit den Verurtheilten eingetreten war, während sein Gefolge draußen seine Rückkehr erwartete.

Jetzt öffnete sich diese Pforte, die sich früher hinter

dem Consul geschlossen hatte, ein Murmeln der Erwartung ging durch die Menge, tausend Hälse streckten sich, um den Augen zu freierer Ueberschau zu verhelfen, die Spannung theilte sich so zu sagen den Zehenspitzen mit, auf welche sich die Neugierigen stellten, um den Consul zu sehen, der nun mit durchdringender Stimme ausrief:

„Sie haben gelebt!“

Cäsar hörte, als er tief erschüttert durch das, was er so eben vernommen, das Forum verließ, die fanatischen Zustimmungsrufe der Anhänger Cicero's, die sich geberdeten, als ob der Consul Rom vom Verderben gerettet hätte, indem er gegen Gesetz und Recht römische Bürger ohne Proceß hinrichten ließ.

Kaum minder aufgeregt, als er es betreten hatte, verließ Cäsar nach einer Stunde das Haus am testacäischen Berge.

Eine große Zukunft, allerdings durch eine augenblickliche Gefahr getrübt und in Frage gestellt, war ihm daselbst geweissagt worden, und auf seine dringende Bitte, ihm nähere Andeutungen über die Gestaltung dieser Zukunft zu geben, hatte man ihm Pompeja's Bild gezeigt.

Doch nein, das war nicht Pompeja's Bild, das war Pompeja selbst! Pompeja, wie sie lebte, wie er

sie oft auf dem Ruhebette hingegossen gesehen, ein Buch in der Hand, und sie hatte das schöne, feurige Auge auf ihn gerichtet, als ob sie ihm das Geständniß seiner Liebe aus dem Herzen ziehen wollte.

Cäsar hatte erwartet, daß ihm eines Verstorbenen Mund die Zukunft künden würde, und das Leben hatte ihm unerwartet einen lieblichen Dolmetscher geschickt, der ihm die Zukunft deuten sollte. Aber wie war die herrliche Erscheinung zu deuten, die ihm die Kunst Sagane's flüchtig vor das Auge gezaubert, um sie in der nächsten Sekunde wie ein Nebelbild zerrinnen zu lassen?

Lag in der Erscheinung eine Aufforderung, sich an Pompejus anzulehnen und im Vereine mit diesem, an dessen Entfernung von Rom er früher gearbeitet, um dieselbe als Stufe zur eigenen Erhöhung zu benutzen, die große Zukunft anzustreben, die ihm Oropos in Aussicht gestellt?

Was konnte sonst darin liegen?

Wenn er ein freier Mann gewesen wäre, so hätte er gedacht, das Schicksal wolle ihm, indem es ihm das Luftbild Pompeja's vorgespiegelt, den Wink geben, in einer innigen Verbindung mit Pompeja den Schlüssel zu suchen, der ihm die Pforte des Glücks öffnete.

So aber war er an Cornelia gebunden, an Cornelia, um die er sich wochenlang nicht gekümmert hatte.

Seit er die Kränkelnde nach Antium gebracht, hatte er nichts von ihr gehört, und fast beschlichen ihn jetzt Selbstvorwürfe darüber, als er vom testacäischen Berge nach seinem Palaste ging.

Ein Brief Cornelia's erwartete ihn daheim, ein Eilbote hatte ihn vor einer Stunde gebracht.

Zögernd erbrach ihn Cäsar.

Er fürchtete die Vorwürfe, die er sich selbst im Stillen machte, zu leidenschaftlichen Anklagen formulirt zu sehen.

Er fühlte sich daher auf das angenehmste enttäuscht, als er Folgendes las:

„Komme nach Antium, Cäsar, wenn und sobald es Dir Deine Geschäfte erlauben. Aber zögere nicht zu lange. Cornelia."

Der Brief kam in seiner milden Fassung Cäsar sehr gelegen.

Er hatte doch nun eine äußere Veranlassung, Rom zu verlassen.

Seine Gemahlin rief ihn und der Ruf war in eine Form gekleidet, die es ihm erlaubte, den Brief unser seinen Freunden circuliren zu lassen.

Der Zufall, der ihm gerade im rechten Augenblicke einen plausiblen Vorwand, aus Rom zu verschwinden, an die Hand gegeben, versetzte ihn in heitere Laune und er trat gutgestimmt am frühen Morgen die Reise nach Antium an.

Sechzehntes Kapitel.

Auf der Appischen Straße.

Cäsar war noch nicht weit gekommen, als sich das aus dem Sklavenkrieg siegreich zurückkehrende Heer des Crassus allerorten längs der Appischen Straße wahrnehmbar machte.

Nicht nur, daß die zumeist von Freigelassenen gehaltenen Schenken und Herbergen von Soldaten strotzten, so lagerten diese auch unter Zelten zu beiden Seiten der Straße und ihre Führer unterhandelten, mitunter auf ihrem Gepäck oder auf improvisirten Feldbetten unter freiem Himmel sitzend, mit den Behörden der nächstgelegenen Stadt wegen eines ihrem Stande angemessenen Unterkommens.

In den Schenkzimmern trieben sich Pferdeknechte und Maulthiertreiber mitunter in benebeltem Zustande

umher und verscheuchten die gewöhnlichen Reisenden durch den wüsten Lärm, den sie machten, von den mit Büscheln der Rohrblüte statt mit Federn gestopften Polstern der Ruhebetten.

Seufzend gaben die Wirthsleute her, was man im barschen Commandoton von ihnen verlangte, und dachten an die schönen Zeiten, wo sie es statt mit ungeschlachten Kriegsleuten mit vornehmen Vergnügungsreisenden zu thun gehabt, welche sich auf dem Wege nach dem Bade Bajä durch das lockende Wirthshausschild, auf welchem geschrieben stand: „Wer einkehrt, wird später besser daran sein; Fremder, siehe zu, wo Du bleibst", zu flüchtiger Einkehr hatten verleiten lassen.

Auch die Zöllner sahen mißmuthig darein; ihr Privilegium, das Gepäck der Reisenden zu durchwühlen, litt auf die Habe der Soldaten keine Anwendung und diese lachten ihnen ins Gesicht, wenn sie mit ihren beutegefüllten Bündeln die Zollschranken passirten.

In einer Hinsicht aber war der harmlose Reisende, der in den Soldatentrubel unversehens hineingerieth, besser als sonst daran: er war sicher, daß ihn keine Räuber anfielen.

Freilich pfuschten die Soldaten selbst den Räubern ins Handwerk, indem sie den Landleuten ungescheut

die Viehheerden wegtrieben, um sich an dem erbeuteten Fleisch gütlich zu thun.

Den Reisenden aber ließen sie ungeschoren, und solange die Armee längs der Straße campirte, kam es nicht vor, daß Räuber des abschreckenden Beispiels wegen längs derselben aufgehangen werden mußten.

Aber darum kamen die Galgen und Kreuze längs der Appischen Straße nicht außer Uebung.

Im Gegentheil, diese Straße hatte solcher unheimlichen Werkzeuge seit zehn Jahren nicht so viel gesehen wie gerade in den letzten Tagen.

Das Würgen und Morden war auf der Appischen Straße an der Tagesordnung.

Kreuz reihte sich an Kreuz, denn die Soldaten machten kurzen Proceß und hingen alle Gefangenen.

Wenn sie nicht alle Sklaven, die sie mit den Waffen in der Hand gefangen genommen hatten, an einem Tage ans Kreuz nagelten, so war nicht menschliches Erbarmen daran schuld, sondern der Mangel an Kreuzen.

Crassus hatte nämlich geschworen, daß er die Appische Straße bis Rom hinauf mit Kreuzen einsäumen wolle, und darum durfte keiner der an das Marterholz Genagelten von demselben herabgenommen werden.

Die Hinrichtungen häuften sich in dem Maße, als Kreuze disponibel wurden, die man von nah und fern herbeibrachte, hunderte unmittelbar an Ort und Stelle aus ungehobeltem Holze improvisirend.

Je mehr sich Cäsar Antium näherte, desto mehr sah er sich von Würgern und Leuten, die unter den Händen dieser Würger den letzten Seufzer aushauchten, umgeben.

Die Meilenzeiger wurden durch Dutzende von Kreuzen auseinander gehalten, die gleichsam ebenso viele Minutenzeiger zwischen den Stundenzeigern waren.

Plötzlich sah er sich von Soldaten umgeben, die ihm zujubelten; er erkannte in den bärtigen Männern, die ihn anhielten, um ihm zuzujauchzen, Kriegsgefährten aus alten Tagen.

Als er als vierzehnjähriger Knabe seinen ersten Feldzug gemacht, hatte er der Legion angehört, auf die er hier stieß.

Mit ihr hatte er Mytilene erobert, vor dessen Thoren er aus den Händen des Kriegstribuns Thernus die Bürgerkrone entgegengenommen hatte.

„Wir freuen uns, Dich zu sehen, Cäsar!“ sagte ein alter Soldat, der den Dolmetscher seiner Kameraden machte. „Wir haben erst vor wenigen Stunden Deiner lebhaft gedacht!“

„Bei welcher Gelegenheit?“ erkundigte sich Cäsar neugierig.

„Als wir eben einen der Gefangenen aufknüpfen wollten.“

„Das ist spaßhaft“, lachte Cäsar. „Wollt Ihr mir nicht den Zusammenhang näher erklären, der zwischen mir und dem Aufzuhängenden bestand?“

„O, der Aufzuknüpfende war kein gewöhnlicher Fechter“, lautete die Antwort. „Er war einer der Unterbefehlshaber des Spartacus und hat uns als solcher viel zu schaffen gemacht. Man hieß ihn nur den Kappadocier.“

„Den Kappadocier?“ wiederholte Cäsar lebhaft. „Ihr habt den Kappadocier ans Kreuz genagelt?“

„Wir hätten ihn bald daran genagelt, wenn er nicht einen Ring am Finger gehabt hätte, den wir als den Deinen kannten.“

„Der Kappadocier trägt meinen Ring?“ verwunderte sich Cäsar.

„Den Ring mit dem Bilde der bewaffneten Venus“, entgegneten mehrere Soldaten gleichzeitig. „Wir haben ihn oft genug bei Dir gesehen, um ihn auf den ersten Blick wiederzuerkennen.“

Cäsar konnte nicht begreifen, wie der Ring, den er dem Cilicier gegeben, welchem er auf dem Schiffe

des Kappadociers Myrsa abgekauft hatte, in den Besitz des Kappadociers gekommen sei.

„Der Kappadocier lebt also noch?“ fragte er lebhaft.

„Als wir den Ring bei ihm erblickten, ließen wir ihn für den Augenblick leben; wir wollten Dich über sein Schicksal entscheiden lassen, da wir dachten, daß Du an ihm ein Interesse haben mußt, wenn Du ihm Deinen Ring geschenkt hast.“

„Ich danke Euch, meine Freunde!“ sagte Cäsar in herzlichem Ton und reichte den Nächststehenden die Hand. „Bringt mir den Kappadocier!“

In wenigen Minuten war dieser zur Stelle, und als er sah, um was es sich handle, blitzte es wie hämische Schadenfreude in seinen Augen.

Er hatte Cäsar auf den ersten Blick erkannt und anstatt, wie er dies sonst wohl in den Tagen seiner Gefangenschaft bei Cäsar's Anblick gethan, vor Wuth mit den Zähnen zu knirschen, hielt er ihn mit einem eigenthümlichen Blick, der sich fast wie ein selbstgefälliges Lächeln ansah, fest.

„Ich habe oft bedauert, den Bitten Urbilia's nachgegeben und Dich begnadigt zu haben“, sprach Cäsar den Kappadocier gelassen an. „Du hast den Römern großen Schaden zugefügt.“

„Es freut mich, wenn Du das einsiehst", sagte der Kappadocier trotzig.

„Selbst der Ring, den Du am Finger trägst, predigt Deinen Römerhaß", fuhr Cäsar fort und stellte sich an, als ob er den Ring zufällig bemerkt hätte. „Es ist ein römischer Ring, ich erkenne ihn; welchem Gefangenen oder Gefallenen hast Du ihn abgenommen? Sprich, kanntest Du den Mann, dem Du den Ring vom Finger zogst?"

Der Kappadocier schwieg einen Augenblick, als dächte er über die Antwort nach, die er dem verhaßten Feind geben wollte.

Plötzlich mochte ihm einleuchten, daß die Wahrheit in diesem Fall für Cäsar die bitterste Antwort sein dürfte, und er sagte, den letztern mit einem höhnischen Blick festhaltend:

„Den Ring trug kein Römer. Den Ring trug der Cilicier, der auf meinem Schiffe gedient und Dir geholfen hat, mich wehrlos zu machen und zu überrumpeln."

„Der Cilicier, der Myrsa freien wollte, ohne zu ahnen, daß sie die Tochter des Königs von Bythinien sei?" fragte Cäsar, den Unbefangenen spielend.

„Derselbe", entgegnete der Kappadocier finster, setzte aber alsbald mit jenem hämischen Lächeln hinzu, das

während der gegenwärtigen Unterredung nur auf Augenblicke von seinem Antlitze wich, wenn die Erinnerung an den Streich, den ihm einst Cäsar gespielt, bei ihm die Oberhand gewann: „Hast Du ihm vielleicht den Ring geschenkt, um ihn dafür zu belohnen, daß er die Königstochter und mich Dir in die Hände gespielt? Dann wisse, daß ihm das Geschenk nur geringen Segen gebracht und daß er sich des Ringes nicht lange gefreut hat. Ich schlug ihn mit eigener Hand nieder."

„Bei welcher Gelegenheit?" warf Cäsar lebhaft ein.

„Als er die Wittwe des Königs von Bithynien auf ihrem Zuge nach Galatien als Offizier der Leibwache begleitete", sagte der Kappadocier, sich an Cäsar's Ueberraschung weidend.

„Weißt Du vielleicht, wohin die Königswittwe von Bithynien verschwunden ist?" fragte Cäsar rasch, den Kappadocier, der ihn triumphirend ansah, forschend anstarrend.

Der Kappadocier begnügte sich mit dem Kopfe zu nicken.

„Wo ist Urbilia?" entstürmte es Cäsar.

„Dort, wohin ich sie gebracht habe!" lautete die trotzige Antwort.

„Du hattest sie in Deiner Gewalt?" stieß Cäsar,

dessen Verwunderung mit jeder Gegenrede des Kappadociers zunahm, hastig heraus.

„Nicht blos das, sie war eine kurze Zeit hindurch meine Gemahlin“, entgegnete der Kappadocier stolz; „dann verstieß ich sie.“

„Wo ist sie?“ drängte Cäsar.

„Das ist mein Geheimniß! Noch sollst Du es nicht erfahren.“

„Auch nicht, wenn ich Dich ans Kreuz nageln lasse?“

„Dann erst recht nicht!“

„Kameraden“, wandte sich Cäsar an die Soldaten, wollt Ihr mir Euren Gefangenen überlassen? Ich gebe Euch eine Goldstange für ihn!“

„Nimm ihn hin, auch ohne die Goldstange, wenn Dir etwas an ihm liegt“, riefen die Soldaten.

Cäsar winkte seine Sklaven herbei und übergab ihnen den Kappadocier.

„Bewacht ihn gut“, sagte er; „ich nehme ihn nach Antium mit.“

Ein wildes Lachen verzerrte des Kappadociers Gesicht, als er ausrief:

„Gut, Cäsar, gut! Gehen wir nach Antium!“

Siebzehntes Kapitel.

In Antium.

In der glänzenden Villa, welche Cornelia in Antium bewohnt, ist es still wie in einem Grabe.

In einem mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Gemache, dessen auf das Meer gehende Fenster geöffnet sind, liegt bleich und zu einem Schatten abgezehrt Cornelia auf einem golddurchwirkten Ruhebett.

Sechs Wochen und während dieser sechs Wochen namenloses Herzeleid haben Cornelia's Kränklichkeit zur Krankheit gesteigert und seit zwei, drei Tagen ist Cornelia kaum mehr eine Kranke zu nennen, viel eher eine Sterbende.

Und sie weiß es, daß sie sterben wird, ob es ihr auch kein Arzt gesagt hat.

Sie weiß es seit dem Tage, wo ihr Myrsa mit

einem Brief ins Haus geschneit kam, der wie jener, der mit Urbilia in ihre Hände gekommen war, nichts als die geheimnißvollen Worte enthielt:

„Ein Freund Cäsar's schickt Cäsar's Gemahlin das Weib, welches Cäsar neben ihr liebt.“

Von Myrsa's Existenz hatte Cornelia bis dahin nichts gewußt, Urbilia hatte sie wenigstens gekannt.

Einen schmerzlichen Blick nur hatte Cornelia auf den neuen, schönen Ankömmling geworfen, dann hatte sie ihn mit der Hand hinausgewinkt, um wieder ihrem dumpfen, schmerzlichen Sinnen zu verfallen.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie zwei Geliebte ihres Gemahls bei sich beherberge, und so viel Untreue auf Seite dieses letztern brach ihr das Herz.

Sie hatte jedoch keine Vorwürfe, keine Klagen für ihn, ihr Tod sollte des Flatterhaften einzige Strafe sein.

Zuerst wollte sie sterben, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. Dann, als die Todesstunde fühlbar herannahte, kam es wie eine unnennbare Sehnsucht über sie, sie mußte ihn noch einmal sehen, sie liebte ihn ja noch immer trotz Allem, was er ihr angethan, ja vielleicht liebte sie ihn nur um so mehr, weil er ihr das Herz gebrochen.

Als sie sich klar bewußt wurde, daß es mit ihr zu Ende gehe, schrieb sie ihm, daß er sie besuchen möge.

Und als der Brief fort war, zitterte sie, daß er den Ruf in den Wind schlagen oder daß ihn Geschäfte abhalten könnten, sofort nach Antium zu eilen.

Jedes Geräusch ließ sie aufblicken, ließ sie hoffnungsvoll aufathmen — vielleicht, daß er es war.

Jetzt war er es wirklich.

Das war sein leichter Schritt, das war seine liebe Stimme; so hatte er das Wort Cornelia ausgesprochen in den Tagen der jungen Liebe, so feurig, so innig hatte es geklungen wie jetzt, als er es im Atrium rief.

Ihr Name, mit seiner melodischen Stimme gesprochen, wirkte so mächtig auf sie, daß sie sich erheben wollte, um ihm entgegenzueilen, aber die Kräfte versagten ihr.

Und als sie wenigstens seinen Namen stammeln wollte, brachte sie vor Aufregung auch nicht mehr über die Lippen als einige Tropfen Blut.

Da sickerte es nieder auf die golddurchwirkten Polster, er aber hatte kein Auge dafür, als er eintrat.

Er tänzelte leichtfüßig daher, in bester Stimmung, wie es schien, und näherte sich ihr mit den Worten:

„Da bin ich, Cornelia, da bin ich! Wie freut es mich, Dich wiederzusehen! Warum hast Du mich nicht früher gerufen? Du weißt es, der Mann

braucht immer Lockrufe von außen, wenn er es über sich bringen soll, die Last der Geschäfte abzuschütteln."

Sie heftete ihr großes, schönes und noch immer glanzvolles Auge auf ihn, reichte ihm ihre kleine, weiße, magere, durchsichtige Hand und hauchte:

„Ich danke Dir, mein geliebter Mann, daß Du gekommen bist — daß Du Dich so sehr beeilt hast, zu kommen!"

„Ich wäre noch früher gekommen, wenn ich unterwegs nicht aufgehalten worden wäre!" sagte Cäsar. „Ich stieß auf den Kappadocier. Du wirst von ihm gehört haben, und wenn ich nicht irre, erzählte ich Dir selbst von dem wilden Manne, der einmal die Piraten geführt hat, dann, in meine Gefangenschaft gerathen, in Bthynien von mir begnadigt worden ist und der zuletzt des Spartacus Unterfeldherr war. Die Soldaten wollten ihn ans Kreuz schlagen, als ich zufällig dazukam und mich seiner bemächtigte."

„Was gedenkst Du mit ihm anzufangen?" fragte Cornelia, gefällig genug, selbst in diesem Augenblick auf das einzugehen, was Cäsar so lebhaft zu interessiren schien.

„Ich will ihn in meine Fechterschule bringen! Er soll meinen Freunden in Rom zur Kurzweil dienen! Du selbst sollst beurtheilen, was er im Circus und im

Amphitheater zu leisten im Stande ist. Und nicht zu Lande soll er kämpfen, ich spare ihn für die Seeschlacht auf, die ich den Römern zum Besten geben will. Ich bin neugierig, Cornelia, wie Dir das neue Schauspiel gefallen wird! Du wirst das Marsfeld kaum wieder erkennen, denn ich habe in der Mitte desselben einen See graben lassen, auf welchem ich eine tyrische und eine ägyptische Flotte gegen einander kämpfen lassen will. Auf beiden Seiten sollen Zwei-, Drei- und Vierruderer gegen einander anprallen; tausend Seesoldaten, die ich dem Pompejus abborgen will, wenn er erst die Piraten besiegt hat, sollen die von zweitausend Ruderern in Bewegung gesetzten Schiffe besetzen. Fische und große Seethiere will ich zum Staunen des Volkes in dem künstlichen See umherschwimmen lassen. Ein silberner Triton wird, aus dem Wasser auftauchend, mit der Trompete das Zeichen zum Anfang des Seegefechts geben. Nach Beendigung des letztern werden Brücken über den See geschlagen, auf welchen meine Gladiatoren fechten sollen."

Cornelia, welche geduldig die Schilderung der von ihrem Gemahl projectirten Feste angehört hatte, sagte jetzt mit einem wehmüthigen Lächeln:

„Du gaukelst mir Herrlichkeiten vor, an denen ich keinen Antheil mehr nehmen werde. Siehst Du denn

nicht, geliebter Mann, wie krank ich bin und daß ich mich kaum mehr regen kann?"

Cäsar erschrak, ergriff Cornelia's Hand, beugte sich über seine Gemahlin und rief, jetzt erst die Zerstörung gewahrend, die ihrem sonst so lieblichen Antlitz und ihren ehemals so weichen und üppigen Formen aufgeprägt war:

„Bist Du wirklich ernstlich krank, Cornelia?"

„So ernstlich", hauchte Cornelia, ihm sanft die Hand drückend, „daß ich eilen mußte, Dich noch einmal zu sehen."

„Du siehst zu schwarz, geliebte Cornelia!" rief Cäsar. „Du wirst wieder genesen —"

„Nie mehr!" fiel ihm Cornelia, traurig den Kopf schüttelnd, in die Rede. „Füge Dich in das Unvermeidliche, wie ich mich darein ergeben habe. Die gütigen Götter meinen es immer freundlich mit uns, was sie auch über uns beschließen mögen. Wer weiß auch, wozu es gut ist, daß sie uns trennen."

„Sprich von keiner Trennung!" versuchte Cäsar noch immer die düstere Wirklichkeit, die in den Worten Cornelia's unerwartet auf ihn einstürmte, abzuwehren. „Die Einsamkeit hat Dich traurig und tiefsinnig gemacht. Das wird anders werden, nun ich wieder da bin. Ich klage mich an, daß ich nicht früher gekommen bin."

„Ich mache Dir deswegen keine Vorwürfe", flüsterte Cornelia, den Gemahl mit einem zärtlichen Blicke festhaltend. „Ich vergebe Dir, daß Du mich in der letzten Zeit ein wenig vernachlässigt hast. Du hast ja früher so viel Liebe an mich verschwendet, daß es nicht immer so bleiben konnte. Ich danke Dir, Cäsar, für alle Liebe, mit der Du mich beglückt hast —"

Cornelia war nicht im Stande, weiter zu sprechen.

Thränen erstickten ihre Stimme, ein Brustkrampf benahm ihr den Athem, ihr Antlitz wurde weiß wie Kreide und auf der Hand Cäsar's, die sie den Lippen genähert, wurde Blut sichtbar.

„Du leidest wirklich!" rief Cäsar verstört. „O ich Thor, der ich Dich in Antium wohl aufgehoben glaubte! Was ist das für ein Arzt, der mir Deinen Zustand verheimlichte —"

„Klage Niemand an!" fiel Cornelia dem Aufgeregten sanft ins Wort. „Mir hilft kein Arzt, ich habe auch keinen in das Geheimniß eingeweiht. Etwas vielleicht hätte mir helfen können — Deine liebe Nähe hätte mir das Leben vielleicht verlängert. Aber wie konntest Du von Deinen Geschäften lassen! Darum kein Wort mehr darüber!"

„Es soll anders werden!" betheuerte Cäsar. „Ich weiche nicht mehr von Deiner Seite, ich werde bei

Dir bleiben, mit diesen meinen Händen werde ich Dich bei warmem Sonnenschein an das Ufer des Meeres tragen, damit Du die wohlthuende Seeluft, in der Genesung liegt, mit vollen Zügen schlürfen kannst; dann reisen wir nach Aegypten."

„Für mich gibt es nur noch eine Reise, geliebter Mann", murmelte Cornelia. „Deine Worte gefallen mir, sie scheinen mir ein liebliches Flötenspiel, das auf Augenblicke die Sinne bestrickt, aber der nächste Augenblick schon bringt Klarheit und tödtet alle Poesie, alle Hoffnung. Glaube mir, daß ich Dich nicht von Rom hierher beschieden hätte, wenn ich nicht den Tod im Herzen trüge. Ich fühle seines Athems Wehen und bin auf seine Umarmung vorbereitet. Wenn ich aber erst dahin bin, dann wirst Du sehen, wie sehr ich Dich geliebt habe."

„Habe ich je an Deiner Liebe gezweifelt?" fragte Cäsar.

„Du hättest mich bald an der Deinen zweifeln lassen", entgegnete Cornelia. „Aber wie Du siehst, habe ich die Eifersucht, die mich bald umstrickt hätte, überwunden und zeige Dir im Sterben ein freundliches Gesicht. Ja, auch Deine Untreue vergebe ich Dir, geliebter Mann; ich will glauben, daß, wenn Deinen Augen auch zuweilen andere Frauen gefielen, Du mich doch immer im Herzen trugst."

Die letzten Worte waren mit einer rührenden Weichheit gesprochen worden, die tiefen Eindruck auf Cäsar machte.

„Meine geliebte Cornelia könnte wirklich im Ernst glauben, daß ich ihr untreu gewesen?“

Cornelia zuckte auf ihrem Lager in die Höhe; indem sie sich gewaltsam aufrichtete, auf ihren Arm stützte und Cäsar starr ansah, wich der sanfte Ausdruck von ihrem Gesichte und ihre Züge kleideten sich in Herbheit.

Cäsar's heuchlerische Rede schien sie verletzt zu haben; mit einer heftigen Geberde griff sie unter ihr Kopfpolster, nahm die dort verborgen gehaltene Papyrusrolle hervor, die zerknittert war und das Aussehen eines Briefes hatte, und reichte dieselbe Cäsar, ohne ein Wort zu sprechen.

Sie sah ihn unverwandt an, während er die wenigen Worte, die der Brief enthielt, las, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wo ist das Weib, von dem der Brief spricht?“ fragte Cäsar, von dem Papiere mit möglichster Unbefangenheit aufschauend.

„Hier!“ rief Cornelia aus gepreßter Brust.

„Wie heißt sie?“ rief Cäsar rasch.

„Urbilia!“

Cäsar entfärbte sich.

Darauf war er nicht gefaßt gewesen.

„Deine plötzliche Blässe ist zum Ankläger wider Dich geworden!“ murmelte Cornelia. „Leugne noch, wenn Du kannst.“

Cäsar hatte sich rasch gefaßt und durchschaute sofort den Zusammenhang.

Den Streich hatte ihm kein Anderer als der Kappadocier gespielt.

Dessen Weigerung, ihm den Aufenthaltsort Urbilia's bekannt zu geben, wurde ihm mit einem Male klar.

Es war kein Zweifel, der Rachsüchtige hatte die von ihm entführte Urbilia, nachdem er sie gezwungen, sich mit ihm zu vermählen, an Cornelia geschickt, um diese zum Hasse gegen ihren Gemahl anzuregen.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ Cäsar das Gemach.

Als er nach einigen Augenblicken zurückkam, fragte ihn Cornelia:

„Wo warst Du?“

„Ich habe meinen Sklaven einen Auftrag gegeben, der für Dich kein Interesse hat. Zürnst Du mir noch, Cornelia?“

Cornelia sah den Frager lange an, und je länger ihre Augen auf seinen Zügen weilten, desto mehr büßten die ihrigen an Herbheit ein, und sie rief

endlich in weichem Tone, Cäsar ihre Hand entgegenstreckend:

„Gestehst Du, geliebter Mann, daß Du doch treulos an mir gehandelt?“

„Herz und Seele waren immer Dein, Cornelia!“ flüsterte Cäsar ausweichend, indem er ihr zulächelte.

„Ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich Dir sterbend Alles verzeihe!“ rief Cornelia mit ausbrechendem Gefühle, den Geliebten an sich ziehend und mit beiden Armen umspannend.

Cäsar beugte sich gerührt über seine Gemahlin, bei welcher der leidenschaftlichen Erregung mittlerweile wieder eine solche Ermattung gefolgt war, daß sie die Arme, die Cäsar einige Augenblicke hindurch festgehalten hatten, erschöpft auf das Lager niedergleiten ließ.

In diesem Augenblick wurde an der Thür ein Geräusch hörbar.

Cäsar wandte sich mit einer raschen Geberde dem Eingange zu, wo der Vorhang von außen zurückgeschoben und in der hierdurch entstandenen Oeffnung Urbilia's Antlitz sichtbar geworden war.

Auch Cornelia hatte ihr Auge auf die Thür geheftet und der Unmuth über die unerwartete Störung wich einem sanften Lächeln, als sie Urbilia erkannte.

Sie griff nach der Hand des Gemahls, in dessen

Zügen sich eine lebhafte Verlegenheit ausdrückte, und sagte, ihm in die Augen sehend, die er eben erst von der ihm so unerwartet erschienenen Urbilia abgewendet hatte und unsicher im Gemache umherschweifen ließ:

„Das ist ein eigenthümlicher Zufall, Cäsar; Urbilia kommt wie gerufen. Was mag sie wollen? Frage sie, Du wirst Dich ja ohnehin bald eingehender mit ihr und ihrer Zukunft beschäftigen müssen. Ich wollte sie eben Deinem Schutz empfehlen, denn mit mir, die ich ihr meinen Schutz bis heute angedeihen ließ, geht es rasch zu Ende. Du aber wirst nicht vergessen, daß sie Dir einmal, als Du arm und hülflos die sabiner Berge durchzogst, diente. Auch ich habe die Dienste, die sie Dir erwies, im Gedächtniß behalten, geliebter Mann, und sie hätte mir noch weher thun können, als sie mir ohnehin schon that, oder besser, als Du mir durch sie wehe thatest, ich hätte sie doch nicht fallen lassen. Du aber wirst sicherlich nicht weniger mild gegen sie sein, denn sie liebte Dich ja."

Urbilia schnitten die Worte, welche Cäsar's sterbende Gemahlin mehr hinhauchte als sprach, ins Herz und sie stürzte schluchzend zu Cornelia's Lager, um sich vor demselben niederzuwerfen und ihr Antlitz in den Kissen zu verbergen, die Cornelia's zartem und jetzt

leider zur Hinfälligkeit verurtheiltem Körper zur Stütze dienten.

„Steh auf, Urbilia", flüsterte Cornelia, „steh auf, ich zürne Dir nicht. Ich habe ihm verziehen, wie sollte ich Dir grollen, die Du doch nur sein Opfer warst! Was konntest Du dafür, daß er so liebenswerth war! Ich hätte ihn weniger lieben müssen, als ich ihn in Wirklichkeit liebte, wenn ich diejenigen verurtheilen wollte, die ihn auch schön und verführerisch fanden! Steh auf, Urbilia, und sage mir, was Dich ungerufen zu mir geführt hat. Wußtest Du, daß er da war? Kamst Du, von der Liebe getrieben, ihn zu sehen?"

„Nein, nein!" rief Urbilia. „Denke nicht so schlimm von mir, edle Cornelia! Wie kannst Du glauben, daß ich ihn noch lieben könnte, nachdem ich gesehen, welches Elend er über Dich gebracht hat! Was mich zu Dir trieb, Cornelia, ist etwas Entsetzliches. Wenn Du Dich von Deinem Lager erheben und zum Fenster hinaussehen könntest, würdest Du die Entdeckung machen, daß man angesichts Deines Landhauses Vorbereitungen zu einer Hinrichtung trifft; man richtet ein Kreuz auf und hat einen Mann herbeigeschleppt, den man ohne Zweifel an dies Kreuz nageln will, einen Mann, den ich nicht ohne Bewegung ansehen kann, weil er verhängnißvoll auch in mein Schicksal eingriff. Aber so

gewaltthätig er auch gegen mich handelte, so mag ich ihn doch nicht sterben sehen, nicht durch Cäsar sterben sehen, der nach Allem, was zwischen ihm und dem Kappadocier vorgegangen, am wenigsten berufen ist, sein Richter zu sein."

„Geschieht es auf Deinen Befehl, Cäsar, daß in dieser Stunde Jemand stirbt?" fragte Cornelia rasch. „Urbilia spricht von einem Kappadocier; ich erinnere mich, daß auch Du mir kurz nach Deinem Erscheinen bei mir von einem Kappadocier erzähltest, den die Soldaten ans Kreuz schlagen wollten. Sind die Beiden eine Person?"

Cäsar bejahte stumm.

„Sagtest Du vorhin nicht, daß Du den Kappadocier in eine Fechterschule thun wolltest? Warum willst Du ihn jetzt kreuzigen lassen? Gestehe, Du hast mich vorhin, kurz zuvor, ehe Urbilia eintrat, nur darum verlassen, um draußen den Befehl zu geben, daß man den Kappadocier, dessen Leben Du ursprünglich schonen wolltest, hinrichte."

„Du hast das Richtige errathen", sagte Cäsar. „Ich habe befohlen, den Kappadocier ans Kreuz zu schlagen. Er soll es büßen, daß er die Frechheit hatte, sein Müthchen an Cäsar kühlen zu wollen, indem er Dir Urbilia in die Hände spielte."

„Du hältst ihn also für den Schreiber des Briefes, der mit Urbilia kam?“ warf Cornelia lebhaft dazwischen.

„Er wollte sich an mir rächen, indem er den Frieden meiner Ehe störte“, bejahte Cäsar in herbem Ton.

„Urtheile selbst, geliebter Mann, ob ihm das gelungen ist“, flüsterte Cornelia, indem sie einen schmelzenden Blick auf Cäsar richtete und dessen Hand sanft drückte.

„Er konnte nicht ahnen, daß in Deinem Herzen so namenlose Güte wohne“, erwiderte Cäsar unwillkürlich gerührt mit bewegter Stimme und spendete seiner Gemahlin einen so liebevollen Blick, daß sie entzückt ausrief:

„Mit diesem Blick hast Du alle Deine Fehler ausgelöscht, geliebter Mann. O daß Du mich öfter so liebevoll angesehen hättest! Aber nein, lösche meine letzten Worte, die wie ein Vorwurf klingen könnten, aus Deinem Gedächtniß! Wenn Du dereinst an meine Todesstunde denkst, soll Dir auch nicht ein Schatten die Erinnerung trüben. Darum sage ich Dir noch einmal, geliebter Cäsar, daß Du mir mit allen Deinen Fehlern lieber warst als all die tugendhaften Männer, die makellos durch das Leben schreiten und in ihrer Treue der Stolz ihrer Frauen sind. Wenn ich Umschau halte über diese fleckenlosen Männer, die das Glück meiner verheiratheten Freundinnen ausmachen, so komme ich zu dem Schlusse, daß ich Dich mit allen

Deinen kleinen Mängeln für keinen derselben hingegeben hätte."

„Du beschämst, Du erdrückst mich, edle Cornelia, mit Deiner Großherzigkeit", murmelte Cäsar in vergeblichem Bemühen, seine Rührung niederzukämpfen.

„Du wirst mich auch in meiner Sterbestunde keine Fehlbitte thun lassen, Cäsar", hauchte Cornelia nach einer kurzen Pause der Erholung. „Du wirst meine Todesstunde nicht dadurch entheiligen, daß Du in derselben eine Handlung der Rache ausführst und einen Unglücklichen, den Du in Deiner Gewalt hast, dem Tode weihst! Du wirst den Kappadocier nicht hinrichten lassen, Cäsar, ich bitte für sein Leben."

Urbilia richtete einen Blick voll Dankbarkeit auf Cäsar's Gemahlin, die in diesem Augenblick ebenso ernst für den Kappadocier einschritt, wie sie selbst sich einmal seiner in Nikomedia angenommen hatte.

Was der Kappadocier auch gegen sie gethan, sie konnte ihn doch nicht hassen, denn sie sah in ihm den bis aufs Aeußerste gereizten und herausgeforderten Mann, der in einer seinem wilden Sinne entsprechenden Art Rache an dem genommen, von welchem er sich nach seiner Auffassung beleidigt und gekränkt gesehen hatte.

Cäsar befand sich in einer gewissen Verlegenheit.

Er hätte mit Wollust zusehen mögen, wie man den

Kappadocier an das Kreuz nagelte, und es widerstand ihm doch, seiner Gemahlin die letzte Bitte abzuschlagen, zumal er eine ähnliche Bitte dereinst Urbilia bewilligt hatte.

Nachdem er eine kurze Weile mit sich gekämpft hatte, sagte er zögernd:

„Dem Kappadocier sei das Leben geschenkt!"

Cornelia winkte Urbilia, welche die stumme Aufforderung verstand und hinauseilte, um in Cäsar's Namen den Sklaven zu befehlen, mit der Hinrichtung des Kappadociers innezuhalten.

„Das Leben und die Freiheit", hatte mittlerweile Cornelia die Aeußerung ihres Gemahls ergänzt, indem sie denselben bittend ansah, sodaß er nicht umhin konnte, in ihrem Sinne schrankenlose Gnade walten zu lassen, und ausrief:

„Meinetwegen auch die Freiheit, wenn Du es wünschest."

„Ich danke Dir, geliebter Mann", flüsterte Cornelia, indem sie nachdachte, wie sie den Kappadocier auch über die Zeit hinaus, wo sie noch die Augen offen hatte, vor Cäsar's Rache sichern könnte. Sie mußte sich sagen, daß ihm nichts Gutes bevorstehe, wenn er über ihren Tod hinaus in Cäsar's Machtsphäre bliebe.

Darum bemerkte sie:

„Wenn es Dir Ernst damit ist, dem Kappadocier

Leben und Freiheit zu schenken, so mußt Du ihm auch die Mittel gewähren, Italien verlassen zu können. Denn ihn mit dem nackten Leben beschenkt einfach auf der Heerstraße aussetzen, die von Soldaten wimmelt, heißt so viel, als ihn mit Willen tausend Fährlichkeiten preisgeben. Du sagtest vorhin, er sei des Spartacus Unterfeldherr gewesen, die Soldaten werden ihn also gewiß erkennen, wo er sich immer zeigen mag, und er wird dem Kreuz nicht entgehen. Sollen ihm Leben und Freiheit, die Du ihm großmüthig geschenkt, von Nutzen sein, so mußt Du noch ein Uebriges thun und ihm ein Fahrzeug schenken, damit er den Soldaten aus dem Wege gehen und sich ohne Gefahr dahin begeben kann, wohin er will."

„Ich habe ihm schon einmal das Meer geöffnet und wie hat er mir's gelohnt!" murmelte Cäsar unmuthig.

„Was kann er Dir jetzt noch schaden?" entkräftete Cornelia den Einwurf. „Gib ihm eine Deiner Barken und laß ihn segeln, wohin er will."

„Was bin ich Dir gegenüber doch für ein schwacher Mann!" fügte sich Cäsar mit erzwungenem Lächeln.

Eine halbe Stunde später schwankte die Barke, in welche die Sklaven Cäsar's auf das Geheiß dieses letztern den Kappadocier gebracht hatten, über die Meereswogen hin.

Cäsar aber blieb bei seiner Gemahlin, bis sich deren Auge für immer schloß.

Als Cornelia ihre Kräfte vollends schwinden fühlte, erfaßte sie noch einmal die Hand ihres Gemahls und sagte:

„Wenn ich todt bin, wirst Du noch ein Wesen in Antium entdecken, an dem ich Gastfreundschaft geübt habe. Dieselbe geheimnißvolle Hand, welche mir Urbilia zugeführt, legte auch dieses zweite Geschöpf in meine Hände, mir andeutend, daß Dir dasselbe dereinst nahe gestanden, so nahe wie Urbilia. Du wirst auch die unglückliche Myrsa nicht fallen lassen, Cäsar, nicht wahr?“

Cäsar hatte keine Zeit zu weitern Fragen, denn Cornelia hastete nun dem Tode zu, aber ein tiefes Bedauern beschlich ihn, daß er den Bitten Cornelia's nachgegeben und sich aller Gewalt über den Kappadocier entschlagen habe, dessen Hand er auch hier in räthselhafter Weise im Spiele sah.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Allianz.

Vom Sterbelager seiner Gemahlin hinweg eilte Cäsar zu Crassus, der ihn in einem Landhause auf halbem Wege zwischen Antium und Rom erwartete.

Die beiden Männer, zwischen welchen eine Art Cooperation bestanden, die bei Crassus mehr als bei Cäsar ihren letzten Grund in einem Eifersuchtsgefühle gegen die sich täglich steigernde Bedeutung des Pompejus hatte, von dessen Abwesenheit sie gar zu gern beide Nutzen gezogen hätten, hatten es dringend nöthig, sich zu besprechen, da die Dinge in Rom durch das energische Eingreifen Cicero's in die Ereignisse, das allen so unerwartet gekommen, und durch die Flucht des Catilina eine ganz andere Wendung genommen hatten, als welche sie in dem Augenblicke im Auge

gehabt, wo sie eine Art unbestimmten Uebereinkommens getroffen hatten, Catilina bei seiner projectirten Action zu unterstützen.

Nun galt es natürlich, der blitzschnell veränderten Situation gegenüber die vortheilhafteste Stellung einzunehmen.

Catilina war verloren, und seine beiden Freunde hatten mit sich selbst genug zu thun und mußten den günstigen Wind abfangen, wenn sie für ihren Theil ungefährdet von den hochgehenden Wogen einer Bewegung, an deren Entfesselung sie selbst mitgearbeitet, in den Hafen gelangen wollten.

Während Cäsar zu Crassus eilte, der ihm den Ort, an dem er mit ihm zusammentreffen wollte, durch einen vertrauten Sendboten bekannt gegeben hatte, legte er sich die Haltung zurecht, die er seinem halben Alliirten gegenüber beobachten wollte.

Crassus hatte ihm kürzlich eine Riesensumme geborgt, deren Rückzahlung jetzt, wo eben die Verschwörung, auf deren Gelingen er wie Crassus mit halber Zuversicht gerechnet hatten, gescheitert war, in weitem Felde stand.

Cäsar's Stellung Crassus gegenüber war also keine günstige, wenn er mit leeren Händen kam, wenn er dem Verbündeten nichts zu bieten hatte.

Aber versetzte ihn der Tod seiner Gemahlin nicht plötzlich in die glückliche Lage, Crassus etwas bieten zu können?

Cornelia war todt, wer hinderte ihn, Pompeja an ihre Stelle zu setzen?

Freilich, Pompeja an sich bedeutete noch nicht viel, denn waren auch Pompejus und Cäsar als gute Freunde geschieden, so war es doch ungewiß, wie sich Pompejus, war er erst einmal zurückgekehrt, gegen den Gemahl seiner Nichte stellen würde, aber Crassus gegenüber ließ sich aus der Verbindung mit Pompeja doch Kapital schlagen, wenn man es nur verstand, mit imponirender Zuversicht und Sicherheit aufzutreten.

Während Cäsar mit sich zu Rathe ging, ob er mit einem festen Entschluß bezüglich Pompeja's an Crassus herantreten sollte, kam ihm der Spuk bei Sagane in den Sinn.

Als ihm die Wahrsagerin das Bild des schönen Mädchens, für das er eine lebhafte Zuneigung empfand, vor Augen gezaubert, hatte seine Gemahlin noch gelebt, und es mußte ihm räthselhaft erscheinen, was Pompeja mit seiner nächsten Zukunft zu thun habe und wie sie dazu komme, bei Cornelia's Lebzeiten in diese Zukunft einzugreifen.

Jetzt war des Räthsels Sinn gelöst. Das Schicksal

hatte ihm die nächste Zukunft andeuten wollen, indem es Cornelia's bevorstehenden Tod anticipirte und seine Augen auf jenes Wesen lenkte, das ausersehen sei, die leere Stelle an seiner Seite einzunehmen, die durch den Hingang Cornelia's entstanden.

Obwohl es Cäsar liebte, über Abergläubische die Lauge seines Spottes auszugießen, so war er selbst doch von Regungen des Aberglaubens in der Richtung nicht vollständig frei, daß er sich von der dunklen Anschauung nicht ganz losmachen konnte, daß das Schicksal, wenn es dem Menschen wohlwolle, ihm zuweilen in geheimnißvoller Weise Andeutungen über die Wege mache, die er zu wandeln habe, um den Dingen und Ereignissen eine für ihn vortheilhafte Gestaltung zu geben.

Cäsar glaubte aber aus seiner ganzen Vergangenheit die Ueberzeugung schöpfen zu können, daß er zu jenen Lieblingen des Schicksals gehöre, mit welchen dieses letztere mitunter in geheimnißvoller Weise correspondire.

An die Erwägung, ob er die Lücke, die das Schicksal durch Cornelia's Tod, welcher ihm wenigstens, der sich so wenig mit seiner Gemahlin beschäftigt hatte, unerwartet gekommen war, in seine nächste Umgebung gerissen, ebenso schnell ausfüllen solle, wie er seiner Zeit

Cornelia mit nicht zu seinem Unglück ausgeschlagener Hast an Cossutia's Stelle gesetzt, knüpfte sich eine andere von ungleich größerer Tragweite.

Crassus und Pompejus waren seit Jahren Todfeinde.

Die Ehe mit Pompeja gab ihm gleichsam ein natürliches Recht darauf, als Vermittler zwischen den beiden Feinden aufzutreten.

Mit Pompejus verwandt, mit Crassus befreundet, konnte er die Beiden zu versöhnen trachten und in der Anlehnung an dieselben sich selbst einen Rückhalt und eine Bedeutung schaffen, die ihm unberechenbare Vortheile bringen konnten.

Crassus zog Alles mit sich, was in Rom vermögend war, und neben dem Einfluß, den ihm sein riesiges Vermögen gewährte, konnte er auf die kräftige Unterstützung aller rechnen, die etwas besaßen, etwas zu verlieren hatten.

Pompejus hatte den Nimbus eines großen, populären Namens und zudem stand die Adelspartei hinter ihm.

Gelang es Cäsar, zwischen Pompejus und Crassus einen Ausgleich herbeizuführen und sich beide zu verbinden, so war des Crassus Geld auch sein Geld und des Pompejus Ansehen und aristokratischer Anhang kamen auch ihm zu statten.

Seine Laufbahn war dann gemacht und er stieg auf den Schultern seiner zwei Bundesgenossen in die Höhe, deren Popularität der seinigen kräftigen Vorschub leistete, sie gleichsam ins Unendliche, Ungeahnte verstärkte.

Das Resultat dieser innerlichen Umschau, die Cäsar auf dem Wege zu Crassus vornahm, war, daß er gleichsam mit einem festen Programm vor dem letztern erschien, der ihn nicht ohne eine gewisse Verlegenheit empfing, aus dem Bewußtsein hervorgehend, zu weit auf einer Bahn vorgeschritten zu sein, die durch Catilina's Fiasco eine entschieden abschüssige geworden war.

Cäsar zerstreute jedoch alsbald seine Besorgnisse, indem er sagte:

„Ich hoffe, Crassus, Du wirst es mir hoch anrechnen, daß ich Deiner Einladung schleunige Folge leistete, denn Du siehst in mir einen Leidtragenden. Ich komme vom Todtenbette meiner Gemahlin Cornelia, der ich vor wenigen Stunden die Augen zugedrückt habe."

Crassus fühlte sich durch diese Mittheilung insofern erleichtert, als sie ihm die Ueberzeugung beibrachte, daß Cäsar, wenn er am Sterbelager seiner Gemahlin verweilt, nicht so viel Muße geblieben sein konnte, um sich mit seinem Freunde Catilina tiefer zu compromittiren, seit dieser aus Rom gewichen war.

Crassus hatte kaum seinem Bedauern über die Familienkatastrophe, die seinen Gast betroffen, in mehr höflicher und förmlicher als herzlicher Weise Ausdruck gegeben, als ihm schon eine zweite Ueberraschung beschieden war.

Denn Cäsar sagte:

„Es ist wahr, ich habe an Cornelia ein treffliches Weib verloren, aber der herbe Schlag traf mich wenigstens nicht unvorbereitet. Die wankende Gesundheit Cornelia's ließ mich schon lange das Aeußerste fürchten. War doch Cornelia selbst seit langem so auf ihr Hinscheiden gefaßt, daß sie mir sogar schon eine zweite Gemahlin ausgesucht hatte."

„Du scherzest!" warf Crassus ein.

„Der Augenblick wäre schlecht dazu gewählt", sagte Cäsar mit einem Seufzer. „Wohl suchte ich Cornelia, so oft sie auf die Frau, die ich nach ihrem Tode nehmen müsse, zu sprechen kam, mit der Bemerkung abzuweisen, daß sie scherze. Aber sie beharrte mit solcher Zähigkeit auf ihrer Ansicht, daß ich, wenn sie der Tod dahingerafft, keine Andere heimführen könne als Pompeja, daß ich sie zuletzt gewähren ließ."

„Sie hatte also offenbar errathen, daß Du der Nichte des Pompejus gewogen warst, wie diese Dir gewiß gewogen gewesen wäre, wenn Du über eine freie Hand hättest verfügen können."

„Du irrst, Crassus“, wies Cäsar des Andern Vermuthung zurück. „Cornelia ließ sich, indem sie mir Pompeja zur zweiten Gemahlin empfahl, nur von dem Gedanken an meine Zukunft, von der Sorge um das, was sie meine Laufbahn nannte, und von der Anschauung leiten, daß es mein Interesse erfordere, mich enger mit Pompejus zu verbinden.“

Crassus sah den Sprecher mißtrauisch an; sich mit Pompejus verbinden hieß Fronte gegen ihn machen, und daß Cäsar ihm die Absicht einer intimen Allianz mit Pompejus, wenn auch vorerst in verblümter Weise, andeutete, das mußte ihn natürlich höchlich überraschen.

„Ich bin neugierig, zu vernehmen, ob Du Cornelia's Willen bezüglich der Nichte des Pompejus zur Richtschnur Deines Handelns machen wirst“, dehnte Crassus, indem er Cäsar mit Spannung ansah.

„Das versteht sich doch wohl nahezu von selbst“, sagte dieser unbefangen. „Ich betrachte mich bereits als Pompeja's Verlobten. Es ist mir eine heilige Pflicht, den Willen meiner verstorbenen Gemahlin in Ausführung zu bringen, zumal das, was sie wollte, meiner eigenen Neigung nicht widerstreitet.“

„Ich wünsche Dir Glück zu Deiner verwandtschaftlichen Annäherung an Pompejus“, bemerkte Crassus trocken.

„Glaube mir, Crassus", rief Cäsar mit erkünstelter Wärme, „mein Glückwunsch würde nicht so frostig klingen wie der Deine, wenn ich Pompejus Glück wünschen könnte zu Deiner Annäherung an ihn."

„Du nimmst unmögliche Dinge als möglich an", warf Crassus mit einem erzwungenen Lächeln ein. „Pompejus liegt herzlich wenig daran, ob ich mich ihm nähere. Gönnt er mir doch die geringen Erfolge nicht, welche ich meinem friedlichen patriotischen Streben und den Mitteln verdanke, die ich mir durch glückliche Unternehmungen erworben. Er, dessen Glück viel eher dazu angethan wäre, Neid zu erregen, neidet mir meine kleinen, bescheidenen Errungenschaften, ja, ich bin überzeugt, er, der eben die Seeräuber niedergeworfen hat und jetzt, mit einer Machtvollkommenheit wie Niemand vor ihm ausgestattet, auf den Meeren und in Asien Sieg auf Sieg häuft, er neidet mir auch meinen Sieg über Spartacus und gönnt mir den kriegerischen Lorbeer nicht, den ich mir — selbst meine Feinde werden mir das bezeugen — halb widerwillig errang, weil die friedlichen Beschäftigungen von jeher meinen Neigungen mehr entsprochen haben als der Waffenlärm des Lagers."

„Du denkst zu niedrig von Pompejus", versuchte Cäsar einzuwenden.

„Und Du bist vielleicht schon geneigt“, bemerkte Crassus mit einer ironischen Zuspitzung der Rede, „bei der Beurtheilung des Pompejus den Maßstab verwandtschaftlichen Wohlwollens in Anwendung zu bringen.“

„Laß uns nicht gegen einander eifern, Crassus“, sagte Cäsar lächelnd. „Wie, wenn Dir Pompejus, sobald er erst heimgekehrt ist, durch sein Entgegenkommen bewiese, daß er Dich lieber zum Freunde als zum Feinde hätte? Sieh, Crassus, wie sich der mißgünstige Senat über den dumpfen, schlecht verhehlten Groll freut, der zwei so bedeutende Männer trennt! Die Schwachköpfe sehen es gern, wenn Ihr zwei Euch gegenseitig schwächt und untergrabt; thun Sie denn nicht alles Mögliche, um die Kluft zwischen Euch zu erweitern und Eure gegenseitige Eifersucht zu schüren? Glaube mir, Crassus, diese Flachköpfe arbeiten Eurem Zwiespalt nur darum in die Hände, weil sie Eure Vereinigung fürchten, weil sie vor der Möglichkeit zittern, daß Ihr Euch einigen, geeinigt Rom beherrschen und dieser Tretmühle von Republik, die sie auszumachen und aufrecht zu erhalten glauben, einen Tritt versetzen könntet, der sie wackeln machte.“

Cäsar hielt einen Augenblick inne und Crassus hatte diesmal kein Wort des Einwurfs für ihn.

Dieses Schweigen ermuthigte Cäsar und er fuhr, des

Andern Hand ergreifend, noch lebhafter und eindringlicher fort:

„Siehst Du nicht ein, Crassus, daß diese Hohlköpfe, die den Senat ausmachen, nur so lange etwas gelten, nur so lange eine gewisse Rolle spielen, als Ihr zwei Euch befehdet, und daß sie, um ihre unbedeutende Geltung zu verlängern, womöglich zu verewigen, die Fehde unterstützen, die Euch auseinander hält? Wirf diesen kleinlichen Zwist über Bord und ein Bleigewicht fällt von Deinen Sohlen! Laß mich dem Pompejus die Botschaft bringen, daß Du bereit seiest, seine dargebotene Hand zu ergreifen, und Du wirst sehen, wie freudig er Dir seine Hand über die Meere herüberreichen wird, die ihn jetzt von Dir wie von Rom trennen. Du hattest eben den Muth, mit Deinen Legionen auf Rom marschiren und daselbst die Bewegung unterstützen zu wollen, die Catilina anbahnte — ein viel geringerer Muth, als ihn dieses Wagniß erfordert hätte, von welchem Dich die Flucht Catilina's befreit hat, gehört dazu, Pompejus die Hand zu reichen, die er sucht, Pompejus zuzurufen: Komme nach Rom zurück, damit wir die Gewalt theilen, die uns Niemand streitig machen kann, sobald wir einig sind! Hast Du Dir denn nicht längst gesagt, daß Euer Zwist am Ende doch nur dazu dient, Eure Gegner, Eure Neider, Eure

heimlichen Feinde zu vergnügen, daß Ihr selbst die größten Feinde Eurer großen Pläne und Ziele seid, daß Ihr Euch selbst an der Erreichung Eurer Wünsche hindert? Seid einig und Eure Gewalt wird unwiderstehlich sein! Rom ist groß genug, um den Ehrgeiz mehr als eines Menschen zu befriedigen. Vergeßt Euren bisherigen Groll, schließt einen Freundschaftsbund und, damit er fest daure, laßt mich den Friedensstifter zwischen Euch, den Dritten in diesem Bunde sein. Von unsern Winken wird dann der Senat, von der vereinten Schaar unserer Clienten und Söldner jeder Beschluß in den Volksversammlungen abhängen. Halte mich nicht für anmaßend, Crassus, wenn ich, der junge und, gegen Euch gehalten, unbedeutende Mann, die Absicht ausspreche, mich Euch anschließen zu wollen. Ich bringe Euch meine Jugend und die Partei des Marius mit. Ich kann Euch nützlich werden, wenn ich erst durch Euch festen Fuß in Rom fasse. Gebt mir ein Heer und Ihr werdet sehen, daß ich es in kurzem für Euch gebrauchen werde. Von Dir aber, Crassus, hängt es zumeist ab, mir zu einem großen Commando zu verhelfen."

Die Beredtsamkeit Cäsar's verfehlte ihre Wirkung auf Crassus nicht.

Er hatte mit Bangen einer Unterredung entgegen-

gesehen, die ihm Gewißheit über den heiklen Punkt verschaffen sollte, ob sich Cäsar nicht zu tief mit Catilina eingelassen, um noch umkehren zu können, und ob er selbst bezüglich seiner Betheiligung an Catilina's ehrgeizigen Entwürfen auf die unbedingte Discretion des in das ganze Getriebe der verunglückten Verschwörung eingeweihten Cäsar rechnen könne.

Und nun hatte er aus der Unterredung mit Cäsar nicht nur die Ueberzeugung geschöpft, daß Cäsar trotz seiner Jugend und seines Feuers ein besonnener Mann sei, der die Geistesgegenwart und Entschlossenheit habe, sich von einem Unternehmen in dem Augenblick gänzlich loszusagen, wo er es für verfehlt halten muß, sondern es hatte ihm diese Unterredung auch, indem sie ihn über Cäsar's Discretion vollständig beruhigte, eine ungeahnte Fernsicht eröffnet, die immerhin ihr Verlockendes hatte.

Was Cäsar vorschlug, war nicht danach angethan, ganz von der Hand gewiesen zu werden.

Wenn Pompejus einem Bündniß nicht abhold war, so war das, was Cäsar angedeutet hatte, immerhin mehr als einer flüchtigen Ueberlegung werth.

Und dadurch, daß Cäsar durchblicken ließ, er sei der Zustimmung des Pompejus zu dem von ihm angeregten Bündnisse von vornherein sicher, konnte er

selbst nur in den Augen des Crassus gewinnen, da es immerhin möglich war, daß Cäsar das Vertrauen des Pompejus bereits in so hohem Grade besaß, daß dieser ihn selbst zum Vermittler ausersehen und ihm die Hand seiner Nichte für den Fall des Absterbens der kränklichen Cornelia zugedacht habe.

Indem sich also Crassus die Möglichkeit offen hielt, die ihm nahegelegte Verbindung mit Pompejus in weitere Erwägung zu ziehen, wollte er sich doch schon im ersten Augenblick die Freundschaft und das Bündniß Cäsar's sichern, von dem ihm die letzte Stunde eine weit höhere Meinung beigebracht hatte, als er bis dahin von dem um so viel jüngeren Mann gehabt.

Von der Absicht geleitet, sich Cäsar zu verbinden, fragte er:

„Wie könnte ich Dir zu einem Commando verhelfen, Cäsar?“

„Indem Du meiner Candidatur um die Prätur kräftigen Vorschub leistest“, entgegnete Cäsar lebhaft. „Dank dem Gelde, das Du mir geborgt hast, kann ich mich wieder in Rom sehen lassen, ohne von meinen Gläubigern an die Wand gedrückt zu werden! Cicero wollte mich verdächtigen, ich will von Cicero an das Volk appelliren und Roms Bürger befragen, ob sie mich eines Attentats gegen die Republik,

wie mich Cicero dessen indirect beschuldigte, für fähig halten."

Ueber das Antlitz des Crassus glitt ein Lächeln, als Cäsar so sprach, und auch dieser konnte eine Anwandlung von Heiterkeit nur mit Mühe überwinden, als er des Crassus Blick auf sich geheftet sah.

Den Beiden ging es wie den Augurn, die das Lachen nicht unterdrücken konnten, wenn sie sich ansahen.

In Catilina's Complot gegen die Republik verwickelt, hüllten sie sich beide in die Maske der Unschuld, die sie selbst gegen einander nur auf Augenblicke lüfteten, um sich gegenseitig ins Gesicht zu lachen.

„Die bevorstehende Prätorwahl ist die beste Gelegenheit, an das Volk zu appelliren, damit es zwischen mir und Cicero richte", nahm Cäsar den Faden des Gesprächs wieder auf. „Wenn Du mir versprichst, Crassus, Deine Freunde und Deine Sesterzien, welche beide so zahllos sind wie die Sterne am Himmel und wie die Fische im Meere, für mich stimmen, beziehungsweise rollen zu lassen, so nehme ich meine weiße Toga aus dem Kasten, um als Candidat für die erledigte Prätur von Thür zu Thür zu wallfahrten. Bin ich aber erst Prätor, so kann mir ein Commando nicht fehlen und meine Sorge wird es sein, die Sache so

zu wenden, daß ich eine Provinz zur Verwaltung bekomme, in der ich mich auszeichnen, mir ein ergebenes Heer schulen und so viel Reichthümer sammeln kann, daß ich alle meine Schulden mit einem Schlage los werde."

Die Anspielung auf die Schulden hatte vielleicht ihr gutes Theil daran, wenn Crassus jetzt sagte:

„Ich will nach Kräften dazu beitragen, Dir die Prätur zu verschaffen!"

„Dank, bester Crassus!" rief Cäsar erfreut. „Lasse uns daher nicht zögern, Rom zu betreten. Du entläßt Deine Legionen und strafst so diejenigen Lügen, welche in Dir den geheimen Verbündeten Catilina's gewittert haben. Ich hoffe, daß auch Epidius, der in meinem Namen mit Dir unterhandelt hat und den Du als einen klugen Mann kennst, in seinen Bemühungen, der Bewegung in Etrurien, wohin ich ihn von Rom aus geschickt, Freunde und Streiter zu werben, sofort innehalten wird, sobald er die Wahrnehmung gemacht hat, daß nichts mehr zu erreichen und Catilina nichts weiter ist als ein Verzweifelter, der um sein Leben kämpft! Ich will auch hoffen, daß es Catilina gelingt, sich mit seinen Anhängern durch Etrurien nach dem cisalpinischen Gallien durchzuschlagen. Werden doch selbst manche von denen, die ihn verfolgen sollen,

ein Auge zudrücken, so wohlgesinnt sind sie ihm, so bereit wären sie gewesen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn sich die Constellation nicht mit einem Schlage seinen Entwürfen so ungünstig gestaltet hätte!"

Cäsar und Crassus schieden in vollkommener Uebereinstimmung, nachdem sie sich noch gegenseitig das Wort gegeben hatten, über den Gegenstand ihrer Unterredung das tiefste Geheimniß zu bewahren.

Selbst wenn Pompejus dem Bündnisse zustimmte, sollte die Welt von demselben vorläufig noch nichts erfahren.

Die drei Alliirten wollten in stiller Uebereinstimmung handeln, mit ihrem Zusammengehen im Großen aber Rom erst im geeigneten Momente, wenn es sich um eine bedeutende Action handeln würde, überraschen und verblüffen.

Cäsar empfand keine Sorge darüber, wie Pompejus das aufnehmen würde, was er bei Crassus angebahnt.

Er zweifelte nicht, daß Pompejus, wenn er ihm als Gemahl seiner Nichte gegenübertreten und ein so kostbares Angebot wie die Freundschaft des Crassus nahelegen würde, zugreifen werde.

Er, der vor wenigen Tagen Rom in gedrückter

Stimmung verlassen hatte, betrat es nun in der gehobensten wieder.

Wohl störten ihn die Vorbereitungen, die der Senat traf, um Catilina zu verfolgen und vollends unschädlich zu machen, wohl kränkte es ihn innerlich, daß er seinen Freund sich selbst überlassen mußte in der Stunde der Noth und Gefahr, aber die Selbsterhaltung verlangte es, sich von einer verlorenen Sache zurückzuziehen und sich von einem verlorenen Manne loszusagen.

Hatte er sich erst eine hervorragende Stellung in der Magistratur errungen, so konnte er leicht das Gewicht seiner Fürsprache für den geächteten Freund einlegen, der es, wie er noch immer hoffte, nicht auf das Aeußerste kommen lassen, sondern es verstehen würde, dem auf seine Verfolgung berechneten Apparate aus dem Wege zu gehen.

Während die Legionen, denen die Aufgabe beschieden war, den von Catilina vor den Thoren Roms organisirten Aufstand niederzuwerfen, Rom verließen, setzte Cäsar alle Hebel in Bewegung, Prätor zu werden.

Er hatte jetzt keine Zeit, sich um die Frauen zu kümmern, die er einst geliebt und die er in Antium wiedergefunden.

Doch mußte er sie aus seinem Landhause entfernen,

wenn er nicht seinen Feinden eine Handhabe geben wollte, bei der sie ihn fassen und schädigen konnten.

Solange Cornelia gelebt, konnte es Niemand kümmern, wen sie in Antium beherbergte und beschützte.

Wenn es aber jetzt ruchbar geworden wäre, daß er in seinem Landhause zwei Frauen verborgen halte, so konnten seine Feinde dieser Thatsache leicht eine Bedeutung geben, die den Erfolg seiner Candidatur zu beeinträchtigen vermochte.

Dann mußte er auch schon Pompeja's wegen Alles vermeiden, was ihn in üblem Sinne in den Mund der Leute bringen konnte.

Wenn er sich um Pompeja's Hand bewarb, mußte er Alles aus dem Wege räumen, was ihn bei dieser in ein ungünstiges Licht hätte stellen können.

Pompeja mochte noch so Nachtheiliges über ihn gehört haben, er traute sich die Redegewalt zu, es sie vergessen zu machen, sobald er den Schein aufrecht erhielt und dafür sorgte, daß sie durch nichts beunruhigt würde, was in die Gegenwart hinüberspielte.

Bezüglich Urbilia's fiel noch ein Umstand ins Gewicht.

Epidius konnte in jedem Augenblicke aus Etrurien zurückkehren, und da war es nicht nothwendig, daß ihm sein Kind unvorbereitet entgegentrat.

Wäre aber Urbilia in Antium geblieben, so hätte Epidius ebenso leicht wie Pompeja von ihrem Dasein Kunde erhalten können.

Indem Cäsar überlegte, wo die beiden Frauen am besten aufgehoben wären, bis er Muße fände, sich mit ihrer Zukunft zu beschäftigen und ihnen eine angenehme, sorgenlose Existenz zu bereiten, ohne daß man dabei seine Hand betheiligt sähe, fiel ihm ein, daß Sagane diejenige Person in Rom wäre, welche am zweckmäßigsten für ihre Unterbringung sorgen könnte.

In der Nähe ihrer Wohnung am Fuße des testacäischen Berges gab es gewiß Verstecke, wo Niemand diejenigen suchen würde, die man dort in Zurückgezogenheit und Einsamkeit begrub, wobei nicht ausgeschlossen war, daß man die Gefangenen mit allem Comfort umgab.

Cäsar fand die Wahrsagerin nicht abgeneigt, seinen Wünschen entgegenzukommen, und so wanderten eines Tages die beiden Frauen in wohlverschlossenen Sänften von Antium nach Rom und hier in der Richtung des Janiculus nach dem testacäischen Berge, wo ihnen Sagane ein Asyl bereit hielt.

Cäsar hatte es vermieden, sich ihnen persönlich zu nähern, da ihm zu Auseinandersetzungen delicater Art

in einem Augenblicke, wo ihn die politischen Angelegenheiten in vollstem Maße in Anspruch nahmen, Zeit und Stimmung fehlten.

Er hatte sich begnügt, ihnen schriftlich anzudeuten, daß ihn dringende Geschäfte unmittelbar nach Cornelia's Tode nach Rom gerufen hätten, wo er ihnen eine sichere und angenehme Zufluchtsstätte vermittelt habe und wo sich Zeit und Gelegenheit finden würden, ihre Zukunft in einer Weise zu ordnen, mit der sie sicherlich zufrieden sein würden.*)

---

*) A. G. Meißner, der Großvater meines langjährigen Freundes Alfred Meißner, schildert in seinem vor siebzig Jahren in Prag in einem Landhause auf dem die Stadt beherrschenden Laurentiusberge geschriebenen vierbändigen Leben Cäsar's (das Vorwort zu diesem Werke Meißner's trägt das Datum: Prag im Monate April 1798) die Entstehung dieser Tripelallianz zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus in folgender Weise:

„Cäsar ging an einen Plan, den er wahrscheinlich schon lange zuvor entworfen hatte und den man den Meisterstreich seines ganzen Lebens nennen kann. Dieser Plan war einfach auf den ersten Anblick, aber unübersehbar in seinen Folgen, stärker als zehn auswärtige, ja selbst mehr als alle bisherigen innern Unruhen ins Räderwerk des innern Staatskörpers eingreifend und zuletzt selbst die Form der ganzen römischen Republik umwandelnd. Er söhnte den großen Pompejus mit dem vielvermögenden Crassus aus. Diese beiden Staatshäupter hatte ein langer, bitterer und mühsam unter dem Anstriche äußerer Mäßigung verhehlter Zwiespalt getrennt. Unter je glattern Verkehrswegen sich der Unwille fortpflanzte, desto unheilbarer erschien er Der

Senat begünstigte den Zwiespalt, denn jeder von beiden schien zu groß für sein Vaterland und nur so lange unschädlich, solange ein Schwert das andere in der Scheide hielt. Cäsar wandte sich mit seinem Verführungsversuche wahrscheinlich zuerst an Crassus. Auch Pompejus, der zäher schien, schlug endlich ein. Diese Verbindung, die man in spätern Zeiten das Triumvirat zu benennen pflegte, sollte dem übrigen Rom noch ein Geheimniß bleiben, doch bald kam sie zu aller Kenntniß und Staunen ergriff den Senat, ungewisse Besorgniß die Volkspartei. Die Freunde der Neuverbundenen und ihre Clienten priesen im Tone der Begeisterung einen Schritt, der allen bürgerlichen Zwisten ein Ende mache. Cato allein schmähte laut und ohne Rückhalt dagegen. Viele seiner Worte glichen jenen berühmten Reden der Kassandra, sie waren wichtige Vorhersagungen, die man nicht glaubte. Auch sah Cato nicht ein oder wollte es nicht einsehen, daß er selbst durch seine störrische, oft in Unbeugsamkeit und gewaltthätigen Trotz übergehende Tugend ein Hauptbeförderer dieses Bundes gewesen. Cäsar sah von dem Tage an, wo er die zwei mächtigsten Römer mit und neben sich vereinigt hatte, eine Laufbahn vor sich liegen, wie sie noch vor keinem seiner Mitbürger sich eröffnet hatte. Ihm war nun das Uebergewicht in jeder Senatssitzung, ihm die Stimmenmehrheit in jeder Volksversammlung gesichert. Alle ehemaliger Krieger und Anhänger seines großen alle Schuldner und Söldner seines reichen Freundes waren gewissermaßen nun, so wenig sie es im Anfange ahnten, seine Clienten geworden. Und derjenige, der so mißhellige Kräfte vereint, der sich zwischen den beiden Neuverbündeten im vollsten Genusse und Bewußtsein eines noch jugendlichern Alters, einer noch fließendern Beredtsamkeit und einer raschern Geistesgegenwart befand, durfte dieser schlaue Mittler nicht billig hoffen, mit der Zeit auch der Lenker seiner beiden Freunde zu werden?"

Ueber den eigentlichen Zeitpunkt, wann diese Tripelallianz geschlossen worden, sind selbst die ältern Schriftsteller nicht einig. Plutarch, Dio Cassius und Varro, der eine Geschichte dieser Allianz unter dem Titel „Tricaranon" geschrieben, verlegen ihren

Abschluß in eine weit frühere Zeit als z. B. Sueton. Um wie viel mehr darf sich nicht ein moderner Autor, der einen Roman, nicht eine strenge Geschichte schreibt, erlauben, die Anregung der Idee dieses Triumvirats in eine Zeit zu verlegen, die ihm für den Aufbau seiner Handlung paßt!

Ende des dritten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1867. — Zweiundzwanzigster Jahrgang. — 1867.

Einundzwanzigster Band.

Bis zum Rubicon.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Im Paare.

Während Cäsar mit Crassus verhandelte, lenkte der wider sein eigenes Erwarten dem Leben und der Freiheit wiedergegebene Kappadocier das kleine Fahrzeug, auf welchem ihn die Sklaven Cäsar's ohne ein aufklärendes Wort dem Meere übergeben hatten, längs der Küste hin.

Der Kappadocier war kein Freund vielen Grübelns und so dachte er auch über die unerwartete günstige Wendung seines Schicksals nicht viel nach.

Er war auf den Tod gefaßt gewesen und nahm das wiedergewonnene Leben fast mit Gleichgültigkeit entgegen; einen größern Werth legte er auf die volle Freiheit, die ihm in ganz unbegreiflicher Weise geworden war, weil ihn diese Freiheit in die Lage versetzte,

sein Rachewerk gegen Cäsar weiter führen zu können, den er haßte wie keinen zweiten Menschen auf der weiten Welt.

Er hatte mit unaussprechlicher Schadenfreude Cäsar nach Antium ziehen sehen.

Diese Schadenfreude steigerte sich zu einem wahren Triumphgefühle, als man ihn herbeiholte und ihm sagte, daß das Kreuz, das vor dem Landhause Cäsar's aufgerichtet würde, für ihn bestimmt sei.

Die plötzliche Sinnesänderung Cäsar's, der ihn früher begnadigen zu wollen geschienen hatte und nun ohne ein äußerlich greifbares Motiv den Befehl zu seiner Hinrichtung gab, sagte ihm deutlich, was im Innern des Landhauses von Antium vorgegangen sei und wie gut die Streiche, die er gleichsam mit unsichtbarer Hand gegen Cäsar's Hausfrieden geführt, verfangen haben mußten.

Wenn der noch vor kurzem zur Milde gestimmte Cäsar, kaum daß er das Landhaus von Antium betreten, den Befehl zur Hinrichtung des Kappadociers an Ort und Stelle gegeben, so war es eine ausgemachte Sache, daß Cäsar durch seine Gemahlin Kenntniß davon erhalten, daß dieser seine beiden Geliebten in räthselhafter Weise zugeführt worden, und daß er den Zusammenhang der Dinge errathen und die

Hand des Kappadociers hinter dem Vorhange erkannt habe.

Der Kappadocier wäre angesichts des Landhauses von Antium mit wahrer Wonne gestorben, sodaß beinahe ein Gefühl der Enttäuschung in ihm Platz griff, als man ihm seine Begnadigung meldete.

Aber kaum sah er sich in voller Freiheit auf das Meer hinausgeworfen, so beherrschte auch schon wieder seine Seele der Gedanke, Cäsar auch fernerhin zu verfolgen.

„Die Großmuth von Antium soll Dir nicht bessere Zinsen tragen als jene von Nikomedia!“ murmelte er hämisch in sich hinein, während er überlegte, wohin er sein kleines Fahrzeug steuern sollte.

Pompejus hatte zwar im Ganzen und Großen die Seeräuber aus dem italischen Meere hinweggefegt, aber es hätte mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn er mit einem Schlage auch jenen merkwürdigen, wohlgegliederten Organismus, der dem Piratenwesen in schlau angelegter Weise allerorten auf dem festen Lande Vorschub leistete, hätte lahmlegen können.

Eingeschüchtert zwar und zur Unthätigkeit verurtheilt lebten noch auf dem Festlande zerstreut die Freunde der Piraten, welche die großartig angelegten Raubzüge dieser letztern unterstützt hatten, indem sie ihnen auf

geheimnißvolle Weise Meldungen zugehen ließen, Signale gaben, Opfer ins Garn lockten.

Der Kappadocier wußte bestimmt, daß er, wenn er von Antium längs der Küste nordwärts segelte, zu einer Uferstelle gelangen mußte, wo den Piraten ein solcher treuer Freund aus alter Zeit lebte.

Nördlich von Antium und kaum fünf, sechs Wegstunden von demselben entfernt, lag eine Trias von regen, lebhaften Handelsstädten, die sich Ardea, Laurentium und Numica nannten und namentlich mit den dahinter liegenden Binnenstädten Lavinium und Albalonga den Seeverkehr vermittelten.

Die Kaufleute dieser Handelsplätze hatten am Gestade zwischen Ardea und Laurentium eine kleine Niederlassung gegründet, die eine Art Waarendepot war, das ein herabgekommener römischer Bürger bewachte, der in seinen guten Tagen selbst einen lebhaften Handel betrieben.

Davon, daß Murgantius, der Depotwächter, mit den Piraten verbündet war, hatten die Kaufleute der Uferstädte, denen er diente, natürlich keine Ahnung.

Es konnte auch nicht leicht ein Argwohn in ihnen aufsteigen, da die Seeräuber gegen die von Murgantius bewachten Waarenmagazine nie ein Attentat ausführten, so leicht ihnen dieselben auch zugänglich gewesen wären.

Ja, es kam sogar vor, daß Murgantius durch seine Wachsamkeit einen nächtlichen Ueberfall der Magazine vereitelte.

Daß auch dies ein mit den Seeräubern abgekartetes Spiel gewesen, darauf berechnet, das Vertrauen der Kaufleute zu Murgantius unerschütterlich zu machen, davon merkten die Brodgeber des Depotwächters ebenso wenig etwas wie von den geheimen Signalen, die dieser letztere mit den Piraten wechselte und durch welche er seine geheimen Verbündeten auf die Fährte manches reichbeladenen Kauffahrteischiffes führte, das auf dem Meere schwamm.

Der Kappadocier war bald mit sich im Reinen darüber, daß er nicht fehlen könne, wenn er vor allem Murgantius aufsuchte, dessen Wohnung er in wenigen Stunden erreichen konnte, ohne unterwegs irgendwo landen zu müssen.

Er wartete die Nacht ab, um sein Fahrzeug in der Nähe der unter der Obhut des Murgantius stehenden Niederlassung mit dem Festlande in Berührung zu bringen.

Murgantius hatte den Kappadocier nie gesehen, aber Manches von ihm gehört und betrachtete ihn daher mit hohem Interesse, als derselbe sich ihm zu erkennen gab, nachdem er zuvor die geheimnißvolle Parole aus-

gesprochen hatte, durch welche die Piraten untereinander und mit ihren Freunden zusammenhingen.

„Bist Du noch der Alte?“ begann der Kappadocier den Depotwächter auszuforschen.

„Ich bin es nicht blos, sondern hoffe es auch in allen Tagen zu bleiben!“ entgegnete dieser stolz.

„So bin ich bei Dir sicher?“

„Sicher, wie Du es nur auf dem Meere sein konntest in den Tagen, wo die Piraten dasselbe noch beherrschten!“

„Kann ich mich einige Zeit hindurch bei Dir insgeheim aufhalten?“

„Solange Du willst, wenn Du es nicht vorziehen solltest, diejenigen Deiner ehemaligen Gefährten aufzusuchen, welche sich jenseits der Inseln Corsica und Sardinien umhertummeln. Dein Erscheinen würde den Versprengten neuen Muth einflößen.“

Der Kappadocier horchte auf.

„Es gibt wirklich noch Piratenschiffe, welche die See halten?“ erkundigte er sich überrascht.

Murgantius nickte mit dem Kopfe.

„Als Pompejus die große Jagd nach den Schiffen der Seeräuber veranstaltete“, sagte er, „entschlüpften ihm einige durch ein schlaues Manöver und wandten sich, die Enge zwischen Pisa und dem heiligen Vorge-

birge auf Corsica passirend, an der Insel Ilva*) vorüber, nach jener Seite der Inseln Corsica und Sardinien, welche Spanien zugewandt ist."

„Und Pompejus ließ diese Flüchtlinge gewähren?"

„Er schickte einige Fahrzeuge gegen sie, als er sich nach Asien wandte, das Gros seiner Flotte mit sich führend. Aber er unterschätzte die Gegner, und die Befehlshaber der Flotille, welche die versprengten Piraten aufbringen sollten, leisteten das Mögliche in vornehmer Sorglosigkeit. Um sicher zu gehen, theilten sie ihr kleines Geschwader in drei Abtheilungen, von denen die eine das heilige Vorgebirge auf der Nordseite Corsicas umschiffen, die zweite zwischen Corsica und Sardinien hindurchsegeln, die dritte aber um die Südseite Sardiniens herum den Seeräubern auf den Leib rücken sollte. Diese erhielten rechtzeitig Winke und manövrirten so schlau, daß sie sich mit voller Macht zuerst auf das Geschwader, das zwischen Corsika und Sardinien hervorbrach, werfen, dasselbe vernichten und dann den beiden andern Abtheilungen eine Reihe von Gefechten liefern konnten, in denen sie sich rühmlich behaupteten."

„Wie lange werden sie's treiben können!" murmelte der Kappadocier finster.

*) Das heutige Elba.

„Du hast Recht, es sind ihrer doch nur ein Häuflein!“ stimmte Murgantius zu. „Freilich, wenn sie einen tüchtigen Führer bekämen, könnte es ihnen leicht gelingen, den Schiffen, die Pompejus in nächster Zeit gewiß gegen sie abfertigen wird, zu entschlüpfen und um die Säulen des Hercules*) herum auf die westliche Seite von Spanien zu gelangen, wo sie an den Lusitaniern, die mit Rom Krieg führen, eine Stütze fänden. Man spricht davon, daß jener Prätor, dem nach der Theilung der Provinzen Spanien zur Verwaltung zufallen wird, vom Senate den Auftrag erhalten soll, den Krieg gegen die Lusitanier im westlichen Spanien um jeden Preis zu Ende zu führen.“

Der Kappadocier schwieg, denn der Groll gegen die Piraten, der seit den Vorgängen in Süditalien, wo die letztern sich hatten bestechen lassen und die Soldaten des Spartacus verrätherisch preisgaben, noch immer in seiner Seele nachklang, ließ ihm den Gedanken, mit den alten Gefährten von neuem gemeinschaftliche Sache zu machen, in keinem angenehmen Lichte erscheinen.

Auch beschäftigte ihn in erster Linie ein ganz anderer Plan, der den ihm so verhaßten Cäsar zum Angelpunkt hatte.

---

*) Das heutige Gibraltar.

Er selbst konnte sich gegenwärtig nicht nach Rom wagen, er mußte sich dort also, wenn er seinen Hauptfeind im Auge behalten wollte, um ihn im rechten Augenblick schädigen zu können, nach einem Verbündeten umsehen.

Und er kannte einen Mann in Rom, auf den er unbedingt sich verlassen und von dem er auch voraussetzen konnte, daß er ihm in Allem zu Willen sein würde.

Dieser Mann war Oropos, der Perser, der Gehülfe der Wahrsagerin Sagane.

Ein geheimnißvolles Band knüpfte Oropos an ihn, ein Band, das seinen Ursprung aus den ersten Jugendjahren beider herleitete und später durch einen Dienst, den der Kappadocier dem Perser geleistet, eine neue Verstärkung erhalten hatte.

Oropos war in seinen Kinderjahren aus Persien, das mit den kleinasiatischen Küstenländern lebhaften Handelsverkehr unterhielt, nach Cilicien, dem Vorlande von Kappadocien, gekommen.

Sein Vater hatte ihn auf Handelsreisen mitgenommen und einmal bei Verwandten in der cilicischen Hauptstadt Tarsus zurückgelassen.

Um dieselbe Zeit war auch der Kappadocier nach Tarsus gebracht worden, um bei dem Bruder seines Vaters, der in jungen Jahren aus Kappadocien nach Tarsus über-

gesiedelt war, um daselbst die Schiffsbaukunst zu betreiben, diese letztere zu erlernen.

Der Kappadocier und der Perser wohnten als Knaben in Tarsus geraume Zeit in derselben Straße, sahen einander täglich, wurden Spielgefährten und kamen zuletzt bei dem Feste der Lockenbeschneidung, das nach der in Kleinasien und seinen Binnenhinterländern, zu welchen auch Persien gehörte, herrschenden Religionssitte mit dem Frühlingsanfange zusammenfiel, in ein Paar.

Der Frühlingsanfang galt den Priestern in jenen Gegenden als eine willkommene Gelegenheit, die Götter auf eine absonderliche Weise zu ehren.

Dann bewegten sie sich in feierlichem Zuge, den zwei Hornbläser eröffneten, dem Tempel zu.

Der Oberpriester, der den langen Zug schloß, hielt eine kleine Metallstatue in der Hand, welche die Göttin des jugendlichen Lebens vorstellte.

Um das Haupt hatte diese Göttin ein Geflecht von frischen Knospen geschlungen, den Erstlingsansätzen eines Astes, die man von dem heiligen Baume abgeschnitten, der den Tempel beschattete, um die Göttin der Jugend und des Frühlings damit zu kränzen.

Nachdem sich der ganze Zug in der Vorhalle des Tempels, in welcher der Reichthum des Landes in

seinen bezeichnendsten Symbolen aufgespeichert lag, entwickelt hatte, betrat der Oberpriester das eigentliche Heiligthum, die Jugendgöttin über seinem Haupte in die Höhe haltend, sodaß sie alle Versammelten sehen konnten.

Das innerste Heiligthum des Tempels bildete ein Säulenbau, in dessen Mitte der Hauptgott kolossal aus Holz geschnitzt stand.

Sein Haupt trug einen riesenhaften Helm von Eisen, und die rechte Hand hielt einen Schild.

Rechts und links von dem obersten Gotte dehnten sich in langer Reihe auf hölzernen, mit Tüchern behängten Gestellen die Metallstatuen der Nebengötter aus, niedrig, von der Höhe einer großen Spanne.

Da thronte der gewaltige Kriegsgott und friedlich und verträglich stand neben ihm der Gott der Gewerbe und Industrie.

Weiterhin, neben dem Gotte, der die Viehzucht und den Ackerbau beschützte, streckte der Dämon der Furcht seine häßliche, verzerrte Gestalt.

Während sich zur Rechten des Hauptgottes die männlichen Untergottheiten abstuften, mit dem Zeitgotte abschließend, waren links die reizende Liebesgöttin und die üppige Beschützerin der Früchte zu schauen.

Neben der jungfräulichen Göttin, welche die Jagd

und den Forst unter ihrer Aegide hielt, sah die Todesgöttin finster und unheimlich darein.

Weiterhin hoben sich die neckischen Gestalten der Wassernymphen schlank in die Höhe und schienen ihre Kurzweil zu treiben mit ihren ernstern Nachbarinnen, den Baumnymphen.

Den Reigen schlossen hier die verführerischen Sirenen, finster angegrollt von den zänkischen Furien.

Den übrigen Raum des Heiligthums füllten Opfergeräthe aus, an welche sich die den Feinden abgenommenen Waffen und Geräthe anschlossen.

Neben der riesigen Streitaxt, auf deren Eisen rostige Blutflecke schimmerten, war ein künstlich aus feinem Draht genetztes Panzerhemd zu schauen, das einmal die Brust eines feindlichen Anführers geschützt.

Das Geschoß, das der Feind nur halb zersplittert aus der zerschmetterten Hand fallen gelassen, hing neben dem Helm, der Kunde gab von manchem wackern Hieb; Speer und Schild, Bogen und Schwert, sie alle waren den Göttern geopfert und prangten da, stumme und doch so beredte Zeugen der heimischen Tapferkeit, von andern Kriegstrophäen und Feldzeichen überragt.

Während die niedern Priester in ehrerbietiger Entfernung von dem Hauptgotte stehen blieben, näherte

sich der Oberpriester diesem letztern, sich tief vor ihm neigend und den Athem an sich haltend.

Dann ging er auf die Stelle zu, wo die Göttin des Todes stand.

Hier schlug er sich dreimal auf die Stirn, verneigte sich zu dreien Malen, hob dann mit der linken Hand die Todesgöttin von ihrem Platze und stellte mit der rechten die Göttin der Jugend und des frischen Lebens an ihre Stelle, damit sie dieselbe ausfülle bis zum Fallen der Blätter.

Die Todesgöttin auf dem Arme zeigte er sich dann wieder dem Volke.

Nachdem er sie beiseite gesetzt hatte, rief er eine Reihe von Namen auf und alsbald traten kräftige Männergestalten in die Vorhalle.

Jeder der Eintretenden führte zwei Jünglinge an der Hand, denen die Locken lang vom Haupte niederflossen.

Der Oberpriester schnitt den Jünglingen die Locken ab, um die muntern Knaben auf diese Art symbolisch dem ernstern Jünglingsalter zu überantworten.

Wie die bei jeder Körperbewegung lustig im Winde flatternde Locke fiel, so sollte der unbeständige, leichte, bewegliche und sorglose Sinn des Knaben dem festern, ernstern Trachten des Jünglings weichen.

Die Knaben, welche bei diesem symbolischen Uebergange in das Jünglingsalter mit einander im Paare gewesen, waren einander zu unvergänglicher Freundschaft geweiht und verpflichtet, einander in jeder Lage des Lebens beizustehen.

Wann auch der eine in Noth und Verlegenheit den andern zur Hülfe aufrief, der andere mußte diesem Rufe Folge leisten.

So geartet war das geheimnißvolle Band, das den Kappadocier und den Magier Oropos unzertrennlich mit einander verband.

Wohl kamen sich die beiden Jugendgenossen bald, nachdem sie im Tempel mit einander im Paare gewesen und ihre jugendlichen Locken der Gottheit geopfert hatten, aus dem Gesichte, denn der Kappadocier kehrte, nachdem er die Schiffsbaukunst erlernt, in seine Heimat zurück, um später selbst zu Schiff zu gehen, während Oropos nach Persien ging, um dort Mithraspriester zu werden.

Ein Zwist mit seinen Vorgesetzten, der ihn um eine einträgliche Priesterstellung in seiner Heimat brachte, trieb ihn zur Auswanderung.

Von dem dunklen Gedanken geleitet, daß er in Rom am ehesten sein Glück machen würde, bestieg er in Cilicien, wohin er sich durch Babylonien und Syrien auf den ihm von seiner Jugendzeit her wohlbekannten Wegen

begeben, ein Schiff, das jedoch den Seeräubern, die damals eben anfingen, ihr Unwesen in größerem Maßstabe zu treiben, in die Hände fiel.

Sein Glücksstern wollte es, daß das Piratenschiff, welches das Fahrzeug kaperte, in welchem er seine Ueberfahrt nach Rom bewerkstelligen wollte, von dem Kappadocier befehligt wurde, der den Jugendgefährten sogleich erkannte, auf das wärmste begrüßte und ihm die Wahl ließ, bei ihm zu bleiben und es mit der einträglichen Seeräuberei zu versuchen, oder mit sicherem Geleit nach Rom zu gehen.

Der Mithraspriester wählte das Erstere.

Er durchsegelte geraume Zeit an der Seite des Kappadociers die Meere, und als er sich einen ganz erklecklichen Beuteantheil erjagt, bat er den Kappadocier, ihn an der römischen Küste auszusetzen.

Der Kappadocier willfahrte dem Verlangen, und Oropos betrat als ein nicht ganz unbemittelter Mann Rom, wo er bald in der Wahrsagerin Sagane diejenige Persönlichkeit ausfindig machte, deren Allianz für ihn am vortheilhaftesten sein konnte.

Wenn er seinen Hokuspokus mit dem ihrigen verband, so konnte er sich in kurzer Zeit von einem wohlhabenden zu einem reichen Manne aufschwingen und sich dann vom Geschäfte zurückziehen.

Oropos war der Mann, auf welchen der Kappadocier im gegenwärtigen Augenblick verfiel, wo es ihm darum zu thun war, in Rom einen verlaßlichen, schlauen und entschlossenen Verbündeten zu gewinnen.

Der Kappadocier stellte an Murgantius, nachdem er sich die Ueberzeugung verschafft, daß dieser selbst der Alte geblieben und er bei ihm gut und sicher aufgehoben sei, die Frage, ob er ihm Oropos von Rom, das nur anderthalb Tagereisen von der Niederlassung entfernt war, die Murgantius bewohnte, zur Stelle schaffen könne.

Murgantius bejahte die Frage und erbot sich die Reise nach Rom in achtundvierzig Stunden anzutreten, sobald er seine Geschäfte in Ordnung gebracht, was nothwendig war, um keinen Argwohn zu erregen.

Zweites Kapitel.

Alter Haß — neue Pläne.

Die Rückkehr des Murgantius verzögerte sich, denn er hatte acht Tage gebraucht, um Oropos ausfindig zu machen, da ihm der Kappadocier über die Wohnung des Persers in Rom keine genauern Anhaltspunkte zu geben vermocht hatte.

Der Kappadocier wußte eben nur, daß Oropos, als er sich vor Jahr und Tag von ihm getrennt, entschlossen gewesen, seinen bleibenden Aufenthalt in Rom zu nehmen.

Von dessen Verbindung mit Sagane hatte er natürlich keine Ahnung und mußte es dem Scharfsinn des Murgantius überlassen, die Spur des Persers in dem großen, weiten Rom zu entdecken.

Murgantius meldete dem Kappadocier, der seine Rückkehr mit Sehnsucht und steigender Ungeduld erwartet hatte, daß er nach achttägigem Suchen und nach Aufbietung aller seiner Verbindungen und Bekanntschaften in Rom Oropos endlich gefunden habe und daß ihm derselbe wohl auf dem Fuße folgen dürfte, da er, kaum daß er vernommen, der Kappadocier verlange nach ihm, mit freudiger Bereitwilligkeit erklärt habe, sich dem alten Freunde unverzüglich zur Verfügung stellen zu wollen.

„In Rom geht es übrigens hoch her", schloß Murgantius die Schilderung seiner Irrfahrten nach der Spur des Persers. „Crassus ist im Triumph daselbst eingezogen und gibt dem Volke großartige Feste, wie sie nie gesehen worden. Ich habe die Vorbereitungen zu denselben gesehen und mich vor Verwunderung kaum zu fassen vermocht. Zehntausend Tische wurden auf dem Forum aufgestellt, an welchen halb Rom gespeist werden soll. Das Volk jubelt dem Besieger des Spartacus zu, denn es ruft sich in allen Straßen zu, daß derselbe bei seinem Einzug in Rom erklärt habe, sein für den Fall des Siegs gegebenes Versprechen halten und dem Volke den zehnten Theil seines Vermögens schenken zu wollen."

Der Kappadocier begnügte sich, statt jeder Be-

merkung mit den Zähnen zu knirschen und die Faust zu ballen.

„Hast Du nichts von Cäsar gehört?“ erkundigte er sich mit stockender Stimme.

„Dem bin ich begegnet, wie er, mit der weißen Toga bekleidet, von einem tausendköpfigen Schwarm von Clienten gefolgt, von Straße zu Straße lief, um die Stimmen der Wähler für sich zu gewinnen. Man sagt, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzt, um im nächsten Jahre Prätor zu werden.“

„Gehen die Prätoren nicht als Statthalter in die Provinzen?“ warf der Kappadocier ein.

„So ist es, und man will auch schon wissen, daß Cäsar für den Fall, daß er bei der Wahl durchdringt, woran übrigens kaum zu zweifeln ist, da er in seiner Candidatur von Crassus unterstützt wird, Spanien sich ausbitten werde, um dort im Lande der Lusitanier aufzuräumen, die noch immer, die einzige Völkerschaft in Spanien, den römischen Waffen erfolgreichen Widerstand leisten. Das Volk erzählt sich, daß Cäsar gesagt haben soll, er müsse sich in Spanien einige ehrenvolle Wunden holen, dann wolle er, wenn er sich um das Consulat bewerben würde, in der bloßen Toga ohne Tunica Stimmen sammeln gehen, damit das Volk seine Narben sehe.“

Der Kappadocier lauschte mit steigendem Interesse der Erzählung des Murgantius.

Von dem Augenblick, wo dieser erwähnt hatte, daß Cäsar an die Erlangung des Obercommandos in Spanien denke, erhielt das versprengte Piratengeschwader, von dem ihm Murgantius vor seiner römischen Reise erzählt, eine erhöhte Bedeutung in seinen Augen und er dachte plötzlich nicht mehr so wegwerfend über die Andeutung des Murgantius, daß die Piraten, die noch in der Nähe der Balearen die See hielten, leicht um die Säulen des Hercules herum den Weg nach der spanischen Westküste finden könnten, wenn sich ein entschlossener und fähiger Führer an ihre Spitze stelle.

Wenn Cäsar wirklich als Prätor in Spanien gegen die noch nicht unterworfenen Lusitanier auszog, konnten die Piraten, wenn es ihnen gelang, die Säulen des Hercules zu umsegeln, den Lusitaniern gegen die Römer leicht kräftigen Vorschub leisten.

War er dann mit dabei, so konnte diese Unterstützung eine noch nachhaltigere und ausgiebigere werden, weil er in dem Sklavenkrieg die Kampfweise der Römer gründlich kennen gelernt hatte und die Lusitanier daher so schulen konnte, daß sie in der Art zu fechten den Römern ihre eigenen Kunstgriffe entgegensetzten.

Nachdem Gedanken so weittragender Art durch die

Erzählung des Murgantius von dem, was in Rom vorging, in dem Kappadocier aufgewühlt worden waren, sah er dem Erscheinen des Persers mit doppelter Ungeduld entgegen.

Oropos ließ nicht lange auf sich warten.

Er begrüßte den Kappadocier mit ungeheuchelter Freude und sagte in herzlichem Tone, der keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, ob er es auch aufrichtig meine:

„Der Ruf, den Du an mich erlassen, läßt mich hoffen, daß ich Dir in irgend einer Richtung werde dienen können. Ich habe nie vergessen, wie sehr ich Dir zu Dank verpflichtet bin, und habe oft gewünscht, Dir nützlich werden zu können. Du würdest mich erfreuen, wenn Du mir sagtest, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, in welchem ich für Dich etwas thun kann.“

„Die Gelegenheit, mir zu dienen, soll Dir werden“, sagte der Kappadocier ernst. „Ich rufe Dich auf im Namen der Jugendgöttin, der unsere Locken zu derselben Stunde geweiht wurden. Ich brauche einen verlaßlichen Freund in Rom, da fielst Du mir ein, der Du mit mir bei der Lockenbeschneidung im Paare gewesen und dem ich später selbst den Weg nach Rom geöffnet habe. Kann ich auf Dich rechnen?“

„Wie auf Dich selbst!“

„Ich habe in Rom einen Feind, dem ich schaden will. Willst Du mir dabei behülflich sein?“

„Nenne mir Deinen Feind und von dem Augenblick, wo sein Name über Deine Lippen gekommen, ist er auch mein Feind, und wenn ich ihn zuvor auch nie gesehen hätte, ja wenn er mir selbst Gutes gethan haben sollte.“

„Mein Feind heißt Cäsar.“

Der Magier entfärbte sich.

„Du erschrickst vor dem Namen?“ fragte der Kappadocier rasch, da ihm der Eindruck aufgefallen war, welchen die Nennung des Namens auf den Andern gemacht hatte.

„Der Name, den Du nanntest, hat mich nicht erschreckt“, versicherte der Magier. „Ich stutzte blos, weil Cäsar zu den Kunden der Wahrsagerin Sagane gehört, mit der ich verbündet bin. Aber weder meine Beziehungen zu Sagane, noch die Beziehungen Cäsar's zu Sagane sind ein Hinderniß, Dir gegen Cäsar beizustehen, ja vielleicht kann ich den Cäsar, der bei Sagane aus und ein geht und dessen Schwächen ich kenne, leichter fassen, als wenn ich ihn nie gesehen hätte. Ich gebe Dir die Versicherung, daß ich dem Wunsche, Dir zu dienen, alle andern Rücksichten unter-

ordne. Und da Du nun einmal an Cäsar Antheil nimmst, so will ich Dir mittheilen, daß er in den letzten Tagen zwei weibliche Wesen, die ihm theuer zu sein scheinen, dem Schutze Sagane's anvertraut hat, welche dieselbe in der Nähe ihrer Wohnung unterbrachte."

„Wie nennen sich die Frauen, die Sagane hütet?" warf der Kappadocier lebhaft dazwischen.

„Die eine soll eine Königstochter sein und heißt Myrsa, die andere, eine Königswittwe, nennt sich Urbilia."

„Ich kenne beide", sagte der Kappadocier befriedigt, indem ein höhnisches Lächeln sein Antlitz verhäßlichte. „Beide waren Cäsar's Geliebte, beide habe ich der Gemahlin Cäsar's zugeführt, die von ihnen nicht sehr erbaut gewesen sein mag. Nur eins ist mir räthselhaft, wie Cäsar wieder freie Gewalt über die beiden Frauen bekam, die ich seiner Gemahlin in die Hände gespielt."

„Cäsar hat in diesem Augenblick keine Gemahlin", wandte der Magier ein. „Cornelia ist vor vierzehn Tagen gestorben."

Der Kappadocier schwieg einen Augenblick überrascht.

Dann murmelte er:

„Vor vierzehn Tagen! Das wäre also ungefähr zu

der Zeit gewesen, wo ich Cäsar vor Antium begegnete; darauf kam der Befehl, mich hinzurichten, dem wieder meine Begnadigung folgte. Wie reime ich das? War Cornelia schon todt, als Cäsar nach Antium kam? Starb sie dort in seinen Armen? Aber wozu grüble ich erst lange! Ihr habe ich doch eins versetzt, sie wäre sicherlich ruhiger gestorben, wenn ihr der Anblick der Geliebten ihres treulosen Gemahls erspart worden wäre, und er weiß es, daß sie unter diesem Anblick gelitten. Was will ich mehr? Aber ich will mehr! Cäsar ist nicht der Mann, lange Wittwer zu bleiben —"

„Du urtheilst ganz richtig über Cäsar", fiel der Magier dem Kappadocier lächelnd in die Rede. „Man erzählt sich in Rom, daß er bereits wieder daran denke, sich zu verloben. Er soll die Nichte des Pompejus heirathen wollen. Ich habe das erwartet, denn er schwärmte schon zu Lebzeiten Cornelia's für die schöne Pompeja, die ihm gleichfalls zugethan schien. Ich habe mit Sagane selbst etwas dazu beigetragen, das Bündniß, das sich vorbereitet, knüpfen zu helfen."

Der Magier lächelte vor sich hin, indem er an den Tag dachte, wo er auf Sagane's Geheiß den Spiegel gestellt, damit Pompeja's Gestalt dem der Zukunft auf den Zahn fühlenden Cäsar in geheimnißvoller, sein Nachdenken anregender Weise erscheine.

„Da Du, wie Du eben sagtest, das Zustandekommen der Verbindung Cäsar's mit Pompeja begünstigtest", wandte der Kappadocier mit einem mißtrauischen Blick auf Oropos ein, „so wirst Du wahrscheinlich keine Neigung empfinden, auf die Untergrabung der Ehe Cäsar's mit Pompeja hinzuarbeiten."

„Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich Deinem Interesse alle andern Rücksichten unterordne", beeilte sich Oropos mit fester Betonung zu versichern. „Befiehl und ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht, daß die Heirath Cäsar's mit der Nichte des Pompejus nicht zu Stande kommt."

„Diese Ehe mag zu Stande kommen", sagte der Kappadocier. „Aber wenn die Beiden verbunden sind, dann soll ihr Hausfriede untergraben werden. Du kennst Pompeja, Du wirst mir also auch sagen können, wie ihr Charakter beschaffen ist."

„Ich glaube nicht, daß sie eifersüchtiger Natur ist", meinte Oropos, „denn sonst würde sie wohl Cäsar nicht erhört haben, dessen mannichfache Liebesabenteuer, von denen noch einige, wie zum Beispiel jenes mit Servilia, bis in die Gegenwart hereinragen, ihr gewiß zu Ohren gekommen sein müssen. Aber man sagt von ihr, daß sie stolzen, entschlossenen Sinnes sei."

„Vortrefflich!" jubelte der Kappadocier. „Naturen

von der Art, wie Du sie schilderst, vergessen Beleidigungen nicht und fühlen sich geneigt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Pompeja muß eben nicht eifersüchtig sein, um sich, wenn ihr als der Gemahlin des Cäsar die Gewißheit würde, daß sie dieser täusche und andere Frauen neben ihr liebe, zur Nachahmung des bösen Beispiels verleitet zu fühlen."

Der Kappadocier dachte eine Weile nach und sagte dann:

„Cäsar wird die Frauen, die er Sagane zur Obhut übergeben hat, gewiß besuchen. Es wird dann Deine Sache sein, seine Gemahlin von diesen geheimen Besuchen zu unterrichten und ihr die Gelegenheit zu verschaffen, sich von der Untreue Cäsar's überzeugen zu können."

„Da Pompeja wohl auch als Cäsar's Gemahlin nicht aufhören wird, sich von Zeit zu Zeit bei Sagane Rath zu holen", meinte Dropos, „so wird es mir gewiß möglich sein, ihr Dinge ins Ohr zu flüstern, die ihr Mißtrauen gegen ihren Gemahl wachrütteln sollen."

„Du mußt dann Jemand bereit halten, der Pompeja in den Wurf kommt, wenn sie den Drang in sich verspüren sollte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der Untreue wieder Untreue entgegenzusetzen", rief der Kappadocier lebhaft.

„Am besten würde sich zu diesem Zweck ein Mann eignen, der sich früher um Pompeja's Liebe beworben hat, ohne Gehör zu finden", warf Oropos nachdenklich ein.

„Gibt es einen solchen Mann?" erkundigte sich der Kappadocier rasch, indem er einen forschenden und gespannten Blick auf den Magier richtete.

„Ich glaube einmal gehört zu haben", ließ sich dieser vernehmen, „daß Publius Clodius sein Herz der Nichte des Pompejus zu Füßen gelegt habe, ohne Erhörung zu finden. Es war kurze Zeit nach ihrem Erscheinen in Rom."

„Wer ist dieser Clodius?"

„Ein junger Mann von patricischem Geschlecht, der sehr wohlgestaltet ist bis auf den Umstand, daß sein Gesicht, obwohl er bereits vierundzwanzig Jahre zählt, bartlos ist. Man sagt ihm nach, daß er fröhlich in seinem Umgang, witzig im Gespräch, einschmeichelnd in seinem ganzen Betragen sei, den Aufwand liebe und keinem Wagnisse aus dem Wege gehe."

„Du schilderst einen Mann, wie wir ihn nicht besser finden könnten", rief der Kappadocier erfreut.

„Ich habe bisher nur dessen gedacht, was Leute sagen, die dem Clodius gut sind. Seine Feinde nennen ihn eitel, schamlos und tollkühn und sagen

ihm nach, daß er weder die Götter noch die Menschen fürchte, für keine Gesetzesschranke Achtung hege und selbst vor Verbrechen nicht zurückscheue, wenn es die Befriedigung seiner Lüste gelte. Ich habe ihn mit meinen eigenen Ohren als den ehebrecherischen Buhler seiner leiblichen Schwester bezeichnen hören. Doch ist das gewiß nur Verleumdung."

„Ich würde mich freuen, wenn es Wahrheit wäre", fiel der Kappadocier mit leuchtenden Augen ein. „Je schlimmer dieser Clodius ist, desto besser taugt er für unsere Pläne. Du wirst Dich ihm nähern und seine Aufmerksamkeit von neuem auf Pompeja lenken. Du wirst ihn ermuthigen, seine alten Absichten auf sie wieder aufzunehmen, unbeirrt dadurch, daß sie mittlerweile Cäsar's Gemahlin geworden. Du wirst dafür sorgen, daß ihm Gelegenheit wird, sich Pompeja in dem Augenblick zu nähern, wo sich diese von Cäsar's Untreue überzeugt haben wird. Glaubst Du bewerkstelligen zu können, was ich Dir hiermit ansinne, Oropos?"

„An mir soll es nicht fehlen!" versicherte der Magier. „Ich will meinen ganzen Scharfsinn zu Hülfe nehmen, um in Deinem Geiste zu handeln und die künftige Gemahlin Cäsar's zur Untreue zu verleiten."

„Ich verlasse mich auf Dich, Oropos“, schloß der Kappadocier in herzlichem Tone die Unterredung, seine wuchtige Hand zutraulich auf die Schultern des Persers legend, der sich mit seinem schmächtigen Körperbau wie ein Zwerg neben ihm ausnahm.

Drittes Kapitel.

Zwischen Himmel und Erde.

Oropos war nach Rom zurückgekehrt und der Kappadocier machte sich auf den Weg, um seine Vereinigung mit den Piraten zu bewerkstelligen, welche auf der Westseite der Inseln Sardinien und Corsica noch die See hielten.

Er war entschlossen, die Versprengten um die Säulen des Hercules herum an die Gestade von Lusitanien zu bringen und dort in nahezu unangreifbarer Stellung die Gestaltung der Dinge in Rom abzuwarten, wobei er im Stillen hoffte, daß Cäsar bei der Auslosung der Provinzen Spanien zufallen möge.

Aber der Kappadocier wollte nicht mit leeren Händen zu seinen ehemaligen Gefährten kommen.

Er gedachte ihnen vielmehr einige römische Schiffe und eine Handvoll entschlossener Männer zuzuführen.

Die Schiffe wollte er sich in dem kleinen Hafen von Vetulonia holen, welcher nicht weit von der Insel Ilva und der Nordspitze von Corsica schräg gegenüber lag.

Er hatte durch Murgantius erfahren, der wieder seine Zuträger hatte, daß sich drei römische Schiffe von jenem jetzt auseinander gesprengten Geschwader, das Pompejus nach dem Norden des Mittelmeers entsandt hatte, um dort den letzten Resten des Piratenwesens den Garaus zu machen, in den Hafen von Vetulonia geflüchtet hätten, nachdem sie in einem Seetreffen mit den Piraten den Kürzern gezogen.

Dieser Schiffe glaubte er sich mit Leichtigkeit bemächtigen zu können, wenn es ihm nur erst gelänge, eine Handvoll Leute um sich zu sammeln, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machten.

Nun wimmelte Etrurien, welches er durchziehen mußte, um von der Niederlassung, die Murgantius bewachte, nach Vetulonia zu kommen, gerade jetzt, wo sich Catilina mit seinem Anhang dahin zurückgezogen, von verwegenen Gesellen, und es hätte mit sonderbaren Dingen zugehen müssen, wenn sich unter den Banden Catilina's nicht auch versprengte Elemente aus den

ihm gründlich bekannten Lagern der Seeräuber und des Spartacus befunden hätten.

Dadurch waren ihm aber Anknüpfungspunkte gegeben, an die er seine Versuche, sich seitwärts von der Aufstellung der römischen Legionen, welche gegen Catilina marschirten, einen Anhang zu bilden, anlehnen konnte.

Den römischen Heeressäulen mußte er natürlich aus dem Wege gehen, wenngleich nicht leicht anzunehmen war, daß ihn Jemand von den Soldaten, die gegen Catilina ausgeschickt worden waren, kannte, da der Stamm dieser Truppen ein ganz anderer war als jener, der unter Crassus gegen die aufrührerischen Sklaven gekämpft hatte.

Uebrigens hatte Murgantius dem Kappadocier eine Verkleidung vermittelt, in welcher ihn selbst seine ehemaligen Kameraden nur mit Mühe erkannt hätten, um wie viel weniger erst Soldaten, die ihn vielleicht ein oder das andere Mal flüchtig im Kampfgewühl gesehen.

Da die römischen Heeressäulen, die sich dem Norden zuwälzten, im Großen und Ganzen der Heerstraße folgten, die von Rom über Sutrium, Vulsinium und Clusium gegen die Aemilia führte, Etrurien der Mitte nach durchschneidend, so brauchte er sich von dieser

Straße, Via Cassia genannt, nur fern zu halten, um unangenehmen Begegnungen auszuweichen.

Der Kappadocier hatte kaum acht bis zehn Tagereisen gemacht, sich immer vorsichtig in der Nähe des Meeres haltend und dabei doch den größern Küstenstädten, die sich auf dieser Seite häuften, aus dem Wege gehend, als er schon nicht mehr allein war.

Söldner der etrurischen Truppe des Catilina, die von ihren Abtheilungen abgeschnitten waren oder die heimzogen, weil sie keine Lust hatten, sich für eine hoffnungslose Sache abschlachten zu lassen, hatten sich zu ihm gesellt und er gebot, kaum daß er über die Städte Fregellä und Pyrgi hinaus war und sich Tarquinii und Vulci näherte, über ein ansehnliches Häuflein von Genossen, denen gegenüber er nach und nach mit seinen Absichten herausrückte.

Die verlorenen Existenzen *) jubelten seinem Plane

*) Heute würde man sagen: catilinarische Existenzen. Es ist bekannt, daß Catilina in neuerer Zeit ein Schlagwort in den Parlamenten und selbst in militärischen Tagesbefehlen wurde. Bismarck sprach im Berliner Parlament von catilinarischen Existenzen. Der Ausdruck machte damals ungeheures Aufsehen und die Wenigsten wissen noch bis heute, daß er eigentlich ein Plagiat aus einem Tagesbefehl des französischen Marschalls Bugeaud ist, der zwölf Jahre zuvor — im Jahre 1849, als er das Commando der Alpenarmee übernahm — Folgendes zu seinen Soldaten sagte:

zu, der ihnen eine abenteuerliche Zukunft erschloß, und zögerten keinen Augenblick, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

„Die Factionen haben ihre strafbaren Absichten nicht aufgegeben, sie hoffen sich der Herrschaft zu bemächtigen und Frankreich ihre wahnsinnigen und strafbaren Theorien aufzubürden. Aber wir werden Ordnung schaffen. Es ist unmöglich, daß alle verständigen und rechtschaffenen Bürger, welche den patriotischen Gedanken theilen, die Herrschaft der Gesetze aufrecht zu erhalten, nicht am Ende über diese verkehrten Köpfe, welche Frankreich ins Unglück stürzen wollen, triumphiren sollten. Was mich betrifft, so werde ich alle meine Kräfte, alle meine Fähigkeiten und den Rest meines Lebens daran setzen, mit Euch die gesellschaftliche Ordnung zu vertheidigen. Eine Ansicht hat sich über ganz Frankreich verbreitet, der ich von ganzer Seele beistimme, nämlich daß in Zukunft die Departements sich nicht mehr der Tyrannei der Factionen in Paris unterwerfen sollen. Nein, wir dürfen künftig nicht mehr dulden, daß eine Handvoll Catilinas — und wenn ich Catilinas sage, so ist der Vergleich noch zu ehrenvoll — wir dürfen, ich wiederhole es, nicht dulden, daß einige tausend verschrobener oder irregeleiteter Menschen ihren Willen der ungeheuren Majorität des Landes aufdrängen. Ich für meine Person bin fest entschlossen, wenn, was kaum möglich ist, die rothe Republik nur einen Tag in Paris triumphiren sollte, und wenn es ihr gelänge, den Präsidenten der Republik zu stürzen, mich an die Spitze aller derer zu stellen, die mir folgen, um die Gesellschaft zu retten. Ja, ich werde einer der ersten sein, und sollte ich nur einen Corporal und vier Mann mit mir haben (dusse je n'emmener avec moi que quatre hommes et un caporal), und ich bin fest überzeugt, daß von allen Punkten Frankreichs die guten und muthigen Bürger sich uns anschließen werden. Von hier aus werde ich meine Augen stets auf Paris richten, und

Die Anzahl derer, die ihm folgten und die bereit waren, sich mit ihm in Vetulonia auf die daselbst ankernden römischen Fahrzeuge zu werfen, vergrößerte sich von Tag zu Tag, und schon war es dem Kappadocier möglich, sich an der Spitze seiner Parteigänger in kleine Scharmützel einzulassen, hier und da kleine Abtheilungen derselben anzugreifen, Proviantzuzüge abzufangen und Gefangene zu machen, denen die Waffen abgenommen wurden, wenn sie sich weigerten, sich der Bande anzuschließen.

Eines Tages wanderte er mit seiner Schaar die Gebirgswege jenes Höhenrückens entlang, welcher an der Nordseite des Vulsinischen Sees das an der Via Cassia gelegene Clusium von dem mehr dem Meere zugewandten Rusellä trennt.

Da ersah er mit seinem Falkenauge in der Ferne

---

wenn es nothwendig würde, daß ich an der Spitze des Alpenheers und der Nationalgarden der Provinzen in Paris einziehen müßte, dann laßt uns hoffen, daß dieses Mal mit Gottes Hülfe die Ordnung wiederhergestellt werden würde, nicht etwa für einige Augenblicke wie bisher, sondern für immer."

Dieser Tagesbefehl Bugeaud's ist darum hochinteressant, weil in ihm zum ersten Mal die cäsarische Mission Napoleon's den Catilinariern gegenüber proclamirt wird. Der Verfasser wird in dem Epilog dieses Romans, in welchem er eine Parallele zwischen Cäsar und dem kaiserlichen Cäsarbiographen ziehen wird, auf die Aehnlichkeit Cäsar's mit Napoleon eingehend zurückkommen.

einen Mann, der den Gebirgspfad, auf welchem sich der Kappadocier mit seinen Genossen bewegte, in entgegengesetzter Richtung verfolgte, sodaß er ihnen begegnen mußte, wenn er seinen Weg fortsetzte.

Aber das Letztere schien eben von dem Augenblick an, wo der einsame Reisende erspäht, daß der Pfad nicht frei sei, nicht seine Absicht zu sein; er machte vielmehr plötzlich Kehrt und suchte einen jener Thaleinschnitte zu gewinnen, welche sich von dem Kamme des Gebirgs schluchtenartig seitwärts zogen und mit Feigenhainen bepflanzt waren.

Der Kappadocier, dem das Benehmen des Andern auffiel und der an dessen Bestreben, ihm auszuweichen, Anstoß nahm, forderte seine Leute auf, Jagd auf den Wanderer zu machen.

Als dieser die Unmöglichkeit zu entkommen erkannte, fügte er sich ins Unvermeidliche und gab sich gefangen.

Vor den Kappadocier gebracht, machte er Anstrengungen, sich dem beobachtenden Blicke desselben zu entziehen.

Aber der Kappadocier ließ ihn nicht aus den Augen und sagte nachdenkend:

„Du kamst mir gleich bekannt vor, guter Mann; wer bist Du?“

„Ein römischer Bürger!“ entgegnete der Gefangene mit unsicherer Stimme.

Der Kappadocier lachte wild auf.

„Es ist ein Glück für Dich“, sagte er, „daß Du mir diese Antwort erst heute und hier gibst; hättest Du mir sie vor Jahr und Tag auf einem der Schiffe gegeben, die ich befehligt, so würdest Du sie wohl mit Deinem Leben haben büßen müssen. Aber je mehr ich Deine Erscheinung prüfe, desto mehr kommt es mir vor, als ob ich Dich schon einmal unter meinen Händen gehabt hätte. Sag' an, Du stolzer römischer Bürger, erinnerst Du Dich nicht, mir schon begegnet zu sein?“

„Ich glaube Dich nie gesehen zu haben“, gab der Andere zaghaft zurück.

„Du irrst Dich, Du irrst Dich, römischer Bürger“, dehnte der Kappadocier, indem er sein Gegenüber lauernd ansah.

Er war offenbar schon in seinen Gedanken dem Orte, dem Zeitpunkte und den Umständen, unter welchen er den Andern bereits gesehen, auf der Spur, denn er fuhr jetzt mit scharfer, allmälig in Hohn ausklingender Betonung fort:

„Du irrst Dich bestimmt, römischer Bürger! Wir haben uns wirklich schon gesehen! Es war in der Nähe des Scylläischen Vorgebirges, wo ich Dich abfing,

aber damals spieltest Du eine bescheidenere Rolle als heute, damals bezeichnete Dich Dein stolzer Gefährte Cäsar als seinen Diener."

Epidius — denn er war es, der hier dem Kappadocier in die Hände gefallen war — wagte nicht zu widersprechen, als er sah, daß der Mann, in dessen Gewalt er sich befand, seiner Sache vollkommen sicher war.

„Entweder Du hast damals gelogen, als Du Dich für einen Diener Cäsar's ausgabst, oder Du lügst heute, wo Du Dich einen römischen Bürger nennst", nahm der Kappadocier nach kurzer Pause, während welcher er sich an der Verlegenheit und Verstörtheit seines Gefangenen geweidet, wieder das Wort. „Aber ob Du Cäsar's Diener oder römischer Bürger bist, mich kümmert heute nur das Eine, ob Du noch in Verbindung mit Cäsar stehst. Antworte daher auf meine Frage: Bist Du auch heute noch für Cäsar thätig wie damals, wo er Dich bei Farmakusa aussandte, das Lösegeld aus Rom für ihn zu beschaffen?"

Der Frager hielt den Gefangenen mit einem forschenden Blicke fest, unter dessen Einfluß sich der letztere sehr unbehaglich fühlte.

Welche Antwort sollte er geben?

Der Kappadocier haßte Cäsar, darüber konnte kein Zweifel herrschen.

Sich zu Cäsar bekennen, hieß also so viel, als sich selbst gefährden.

Und jeden Zusammenhang mit Cäsar in Abrede stellen?

Das hatte auch sein Gefährliches und doch empfahl es sich dem Anscheine nach als das minder Bedenkliche.

Epidius wählte daher von zwei Uebeln nach seiner Auffassung der Sachlage das kleinere und sagte:

„Zwischen Cäsar und mir besteht kein Zusammenhang mehr."

„Wir wollen sehen, ob Du wahr sprichst", rief der Kappadocier und wandte sich an seine Leute mit dem Befehl, den Gefangenen zu untersuchen, ob er keine Briefschaften bei sich führe.

Die Genossen des Kappadociers bemächtigten sich des Gefangenen, rissen ihm die Toga und die Tunica vom Leibe und durchsuchten beide Gewänder auf das genaueste.

Epidius sah mit steigender Angst der Manipulation zu und sein Athem stockte förmlich, als der Kappadocier darauf drang, daß selbst die Nähte der Kleidungsstücke aufgeschnitten würden.

Plötzlich hielt einer von denen, die sich über Epidius hergemacht hatten, triumphirend ein Pergament

in die Höhe, das er aus einer Naht der Tunica zu Tage gefördert hatte.

Fast gleichzeitig nestelte ein anderer aus eingenähten Taschen der Toga Goldkügelchen heraus, wie solche Reisende statt des gemünzten Goldes oder statt der unbequemen Goldstangen bei sich zu führen pflegen.

Das Gesicht des Kappadociers hatte sich aufgehellt, als er das Pergament erblickte, nach welchem er rasch die Hand ausstreckte, indem er in befehlendem Tone sagte:

„Vergreift Euch nicht an dem Golde dieses römischen Bürgers, er soll durch uns nicht arm gemacht werden!“

Dann versenkte er sich in die Lectüre des Pergamentblattes, das eine Mittheilung Catilina's an Cäsar enthielt, die folgendermaßen lautete:

„Wenn Du Dich wohlbefindest, Cäsar, so freut es mich. Ich befinde mich so, wie sich ein Mensch befinden kann, der die Aussicht hat, mit zehntausend Mann gegen zwei römische Heere kämpfen zu müssen. Epidius hat mir zweitausend Freunde in Etrurien geworben und zugeführt; jetzt schicke ich Dir ihn, damit er Dich nicht weiter unnöthigerweise compromittire, wenn es irgendwie herauskäme, daß Du ihn ausgeschickt, damit er in Etrurien für mich wirke. Ich sage mit Absicht

für mich, denn ich sehe recht wohl ein, Cäsar, daß meine Sache, die unglückliche, nicht mehr Deine Sache sein kann, die Sache des Glücklichen. Mache Dir meinetwegen keine Sorgen, Cäsar. Ich nähere mich mit meinen Zehntausend den Apenninenpässen, und wenn mir die Legionen, welche in Ravenna und Ariminum stehen, diese Pässe nicht verlegen, so werden die Legionen, die man mir von Rom entgegengeworfen hat, wohl das Nachsehen haben. Aber selbst das Aergste angenommen, so wird Catilina so lustig zu sterben wissen, wie er lebte!"

Der Brief machte einen getheilten Eindruck auf den Kappadocier.

Der Geist, den derselbe athmete, muthete ihn an und gefiel ihm, denn es lag etwas von jener rücksichtslosen Verwegenheit in den Zeilen, die er selbst besaß und daher auch an Andern achtete.

Andererseits sagte er sich, daß er da ein Document in der Hand hatte, das Cäsar sehr compromittirte, indem es durchblicken ließ, daß er mit Catilina unter einer Decke gespielt.

Der erste Gedanke des Kappadociers war, den Brief an den Senat nach Rom zu schicken.

Aber dieser Gedanke wurde ebenso schnell verworfen, als er gefaßt worden war.

Wenn der Brief nach Rom kam, so entging Cäsar die Prätur, mit dem Commando in Spanien war es aus und der Kappadocier brachte sich auf diese Art selbst um die Gelegenheit, seinem Todfeinde noch einmal unerwartet in Lusitanien Auge in Auge gegenüber treten zu können.

Dazu kam noch eine Erwägung.

Der Brief legte vielleicht, in die Hände des Senats gespielt, Fäden bloß, die man dann greifen und durchschneiden konnte.

Aber war er denn berufen, Rom in die Hände zu arbeiten?

Nein, wenn sich die Römer unter einander zerfleischten, so konnte ihn das nur freuen.

Warum hätte er Rom nützen sollen, indem er einen Theil des geheimen Getriebes, auf welches der Brief Catilina's an Cäsar ein grelles Licht warf, dem Senate darlegte?

Der Kappadocier beschloß, den Brief zu behalten und in diesem Augenblicke einfach sein Müthchen an Epidius und Cäsar zu kühlen, soweit Rom selbst dabei nicht ins Spiel kam.

„Tritt näher heran, römischer Bürger!" sagte der Kappadocier, das Pergamentblatt einsteckend, zu dem zaghaften und auf das Schlimmste gefaßten Epidius.

„Du hast gelogen und wir wollen über Dich Gericht halten, und zwar nach meiner vaterländischen Sitte. Deiner Richter sollen zwölf sein, denn wir wollen den römischen Bürger in Dir ehren! Und gleichwie wir Dir zwölf Richter geben, so sägen wir hier zwölf Feigenstämme in der Thalschlucht ab, auf daß jeder von uns einen Sitz und die Flamme, die wir anmachen wollen, von jedem Sitzenden ein Scheit erhalte!“

Auf den Wink des Kappadociers machten sich seine Leute an die Arbeit.

Einige von ihnen führten Beile im Gürtel, und so waren in einer halben Stunde die zwölf Feigenstämme gefällt; das Feuer loderte hoch auf, zwölf Holzscheite flogen hinein und man wartete nun, bis die Flamme die Rinde weggeleckt hatte und den saftigen Holzkern ergriff.

Der Kappadocier hieß jetzt zwölf von seinen Leuten niedersitzen und sagte zu ihnen:

„Wir haben hier einen Mann, der sich uns gegenüber lügnerisch auf sein römisches Bürgerrecht berief. Nun kenne ich den Mann von früher her als den Diener Cäsar's, und der Brief, den wir ihm abgenommen haben, beweist, daß er noch immer in demselben Verhältniß zu Cäsar steht wie damals, wo ich ihn kennen lernte. Er hat sich also, indem er sich für

einen römischen Bürger ausgab, einen Titel angemaßt, der ihm nicht zusteht, und wir wollen Rom, das er durch seine Anmaßung beleidigt hat, Genugthuung geben."

Ein wilder Hohn klang aus den Worten des Kappadociers heraus, als er sich zum Rächer des von ihm so sehr gehaßten Rom aufwarf.

Dieser Hohn schien sich jetzt noch zu verschärfen, als sich der Kappadocier mit seiner Rede an Epidius wandte und fortfuhr:

„Du behauptest, römischer Bürger zu sein. Der Spruch, den wir Deiner verwegenen Anmaßlichkeit gegenüber über Dich fällen, lautet: Beweise, was Du behauptest. Nicht so, Kameraden?"

Diese Frage galt den Strohmännern, welche das Gericht repräsentirten, während in Wahrheit der Kappadocier hier der Alleinrichter war.

„Ja, beweise, daß Du römischer Bürger bist!" höhnten die Genossen des Kappadociers.

„Wir wollen Dir Gelegenheit zu dieser Beweisführung geben!" nahm der Kappadocier wieder das Wort. „Wir legen die Entscheidung aus unsern unsichern Händen, indem wir sie einer unfehlbaren Hand anvertrauen. Wir überlassen Dich, Dein Haupt, Deinen Leib und Deine Seele Deiner eigenen Größe. Vor

dem römischen Bürger beugt sich die ganze Welt, alle Länder, Himmel und Erde sind ihm unterthan und berufen, ihm zu helfen, sobald er in Gefahr kommt. Wir wollen Dich nun an einen der nächsten Bäume binden, daß Du kein Glied sollst regen können. Dein Gesicht kehren wir dem Gebirgspfade zu, auf welchem wir Dir begegnet sind, und auch den Mund lassen wir Dir frei, damit Du in alle Welt hinausrufen kannst: Ich bin ein römischer Bürger! Bist Du wirklich ein solcher, so kann es Dir nicht fehlen; wenn Dir die Menschen nicht helfen, so helfen Dir sicher die Götter, und vielleicht hört der Deinen Hülferuf, dem Du dienst; Cäsar ist ja so mächtig, vielleicht rettet er Dich! Aber bald muß er zu Deiner Rettung herbeieilen, denn ehe wir Dich verlassen, zünden wir den Feigenhain am entgegengesetzten Ende an. In wenigen Stunden wird die Flamme Dich umzüngeln. Geht ans Werk, Kameraden, und thut nach meinen Worten! Vor allem aber legt diesem wackern römischen Bürger wieder seine Gewänder an und legt ihm auch die Goldklümpchen unter den Baum, an dem Ihr ihn festbindet, daß er weder Hand noch Fuß zu regen im Stande ist!"

Der Kappadocier winkte seinen Leuten, die sich erhoben und sich, in ein übermüthiges Geheul aus-

brechend, des allem Anscheine nach dem Tode geweihten Epidius bemächtigten, der an gar keinen Widerstand zu denken wagte und sich in einer Art Stumpfsinn seinem Schicksal fügte.

Ehe eine Viertelstunde vergangen war, hing er festgeschnürt an dem Baume und der Kappadocier höhnte den keiner Bewegung Fähigen mit den Worten:

„Nun hilf Dir, römischer Bürger, ehe Dich die Flammen erreichen!"

Damit kehrte er dem Gefesselten den Rücken und ging hin, um den Feigenhain an dem entgegengesetzten Ende anzuzünden.

Viertes Kapitel.

Ein treuer Diener seines Herrn.

Da schwebte Epidius zwischen Himmel und Erde, vor ihm der menschenleere Gebirgspfad, hinter ihm der brennende Wald.

Er roch den Qualm und hörte das Knistern des Feuers, er konnte den Augenblick berechnen, wo es ihn erreichen mußte.

Er machte einige verzweiflnngsvolle Versuche, Hand oder Fuß frei zu bekommen, sah jedoch das Hoffnungslose dieser Bemühungen bald ein, die seine Kräfte lediglich erschöpften, ohne ihm den geringsten Vortheil zu bringen.

Er befreundete sich nach und nach mit dem Gedanken, sein Leben an dieser Stelle unter grausamen Martern lassen zu müssen.

Seine Gedanken kehrten sich auf Gegenstände und Personen, die ihm nahe gestanden hatten; er dachte an sein verlorenes Kind und die Abenteuerlichkeit des Lebens, das demselben beschieden worden und mit welchem der abenteuerliche Abschluß seines eigenen Lebens so eigenthümlich harmonirte; er dachte an Cäsar, und die Vorstellung, daß er dem Neffen des Marius treu gedient, war ihm ein Labsal in seiner entsetzlichen Lage.

Zuweilen stieg in ihm eine leise Hoffnung auf, daß man den Waldbrand gewahren und zur Löschung desselben herbeieilen würde; wenn er sich aber dann wieder die Lage der von Bergen muldenartig eingeschlossenen Thalschlucht vergegenwärtigte, sah er das Eitle und Vergebliche jeder Hoffnung ein.

Ihm hätte nur geholfen werden können, wenn der Zufall Jemand auf den selten begangenen Gebirgsweg geführt hätte, und ein solcher Glücksfall stand um so weniger in Aussicht, als der Abend nahte und die Umwohner sicherlich wußten, daß sich bewaffnete Abenteurer in diesen Bergen umhertrieben, und daher die Gegend lieber mieden.

Da — die Dämmerung war eben im Anbruch — schien es dem hülflos an dem Baume Hängenden, als ob in der Ferne eine menschliche Gestalt auftauchte. Sie schien

von der Seite herzukommen, die Rom zugewandt war und von der auch der Kappadocier mit seinen Spießgesellen gekommen war. Epidius schlug das Herz höher, als er die erfreuliche Wahrnehmung machte, im nächsten Augenblicke zitterte er wieder, daß er sich getäuscht haben könnte. Aber nein, es war keine Täuschung, es war wirklich ein Mensch, der in der Ferne sichtbar wurde, deutlicher und immer deutlicher, sodaß er sich offenbar näherte. Epidius öffnete den Mund und begann aus Leibeskräften zu schreien — er brüllte förmlich — und der sich Nähernde schien ihn wirklich zu hören, denn er setzte sich in schnellere Bewegung. Noch einige Minuten namenloser Spannung und der Retter war in seiner Gestalt dem überglücklichen Epidius erkennbar, der zu seiner unbeschreiblichen Freude die Entdeckung machte, daß der Mensch, den ihm die Götter zu seiner Errettung im rechten Augenblick geschickt, kein Anderer als Narcissus, der Freigelassene des Catilina war, den er von Etrurien her kannte.

„Die Götter seien gepriesen!" stammelte Epidius, vor freudiger Aufregung kaum der Sprache mächtig. „Wärst Du um einige Stunden später gekommen, so hättest Du nur einen verkohlten Leichnam gefunden! Jetzt ist's Epidius, der Dich anfleht, ihn von dem Baume loszulösen, an welchen ihn der Kappadocier

hatte heften lassen in der sichern Ueberzeugung, daß er an demselben seine Seele aushauchen werde!"

„Epidius, Du hier", murmelte Narcissus überrascht; „und in einer solchen Lage, an einen Baum gefesselt, einen brennenden Wald, dessen Hitzeausstrahlung man schon hier verspürt, im Rücken! Ich roch das Feuer schon von weitem. Aber laß mich keine Minute verlieren, laß mich Dir vor allem helfen!"

Fünf Minuten später war Epidius aus seiner unheimlichen Lage befreit und dehnte behaglich seine Glieder, die ihn schmerzten, da sie mehrere Stunden lang eingeklemmt und eingeschnürt gewesen.

„Fort von hier!" drängte Epidius, als er auf seinen Füßen stand. „Hier sind wir nicht sicher vor dem Kappadocier; er hat die Richtung gegen Rusellä eingeschlagen, also müssen wir den entgegengesetzten Weg nehmen und uns dahin wenden, woher Du eben kamst!"

„Aber ich kann doch nicht wieder nach Rom zurückkehren, woher ich eben komme!" warf Narcissus ein. „Ich habe mich dort ohnehin schon zu lange aufgehalten und habe nun die größte Eile, mich mit meinem ehemaligen Herrn zu vereinigen!"

„Du gehst zu Catilina?" forschte Epidius.

Der Freigelassene nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Mein ehemaliger Herr ist durch mich ins Unglück gekommen, ich will jetzt wenigstens sein Schicksal theilen, falle es aus, wie es wolle!“

„Du bist ein braver Mann, Narcissus!“ sagte Epidius. „Ich komme von Catilina. Er dauert mich, mag die Welt auch immerhin sagen, er sei der leichtsinnigste und verwegenste Geselle von Rom. Dem Neffen des Marius hat er sich doch immer freundlich gezeigt und darum bin ich ihm gut.“

„Du hast ihn gesehen und gesprochen?“ rief Narcissus lebhaft. „Du wirst mir auch also auch sagen können, wo ich ihn finde.“

„Wenn Du Deinen Weg mit Beschleunigung fortsetzen könntest, würdest Du noch vor Pistorium*), wohin er eben im Aufbruche begriffen war, auf ihn stoßen. Aber Du mußt einen Umweg machen und vor allem mit mir umkehren; denn wenn Du auf diesem Gebirgspfade rücksichtslos weiter wandern wolltest, würdest Du unfehlbar dem Kappadocier in die Hände laufen, der auf unbegreifliche Art in dieser Gegend aufgetaucht ist, nachdem er doch erst kürzlich von des Crassus Soldaten gefangen worden sein soll. Ich kann mir nicht erklären, wie er wieder die Freiheit erlangte.“

*) Das heutige Pistoja.

„Plündert und brandschatzt er die Gegend?“ erkundigte sich Narcissus.

„Ich vermuthe es, wenn er auch mir, wie zum Hohne, das wenige Gold ließ, das ich bei mir führte. Mir wollte er nur ans Leben, weil er in mir einen Cäsar ergebenen Mann erkannte und weil ich in der Meinung, er würde mich nicht erkennen, die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mich einen römischen Bürger zu nennen. Er haßt aber die römischen Bürger, wie er Rom überhaupt und Cäsar von seiner Piratenlaufbahn her haßt, da ihn dieser einmal überlistete und in seine Gewalt bekam.“

„Ich glaube nach den Andeutungen, die Du mir eben gemacht, auch, daß es für mich zuträglicher sein wird, dem Kappadocier aus dem Wege zu gehen“, bemerkte Narcissus. „Ich führe in meine Tunica eingenäht kostbare Edelsteine mit mir, gegen welche ich in Rom all mein Gold eintauschte. Ich wollte nicht mit leeren Händen zu Catilina kommen, verkaufte meine Liegenschaften und bringe nun meinem ehemaligen Herrn so viel, daß er in der Verbannung davon wird leben können, bis sich ihm das Glück wieder zuwendet, vorausgesetzt, daß es ihm gelingt, sich nach Gallien durchzuschlagen.“

„Dazu, glaube ich, hat er nur wenig Aussicht

nach meinen Wahrnehmungen", warf Epidius mit bedenklicher Miene ein. „Er freilich scheint guten Muths zu sein und in fast heiterer Stimmung entließ er mich. Doch hat er nicht immer die Dinge leichtblütig genommen? Und wer weiß, wie er sie auch jetzt in seinem Innern ansieht, denn nicht immer ist die Miene entscheidend. Sein Brief an Cäsar hätte uns darüber Aufklärung geben können, wie er in Wahrheit über die Lage denkt, in welcher er sich befindet, aber der Kappadocier hat sich des Briefes bemächtigt. Sag's Catilina, wenn Du ihn zu Gesicht bekommst."

„Ich glaubte in diesen Bergen die besten Pfade zu gehen", wandte Narcissus ein, „um mit dem, was ich Catilina bringe, ungefährdet zu ihm zu gelangen, und nun machst Du mir Sorge und läßt mich doppelt bedauern, daß ich zu lange gezögert, zu ihm zu stoßen. Aber selbst wenn ich mit leeren Händen hätte kommen wollen, wie hätte ich ungerächt lassen sollen, was die Buhlerin, der ich mein Herz, mein Vertrauen und mein Gold geschenkt, an mir verbrochen und an ihm, der sie einmal durch seine Liebe ausgezeichnet? Nun ist mir's gestern erst gelungen, mich insgeheim Fulvia zu nähern, die Alles, was ich Thor ihr in leichtsinnigem Vertrauen preisgegeben, dem Consul Cicero hinterbracht hat."

Narcissus hielt einen Augenblick inne und sagte dann mit unheimlichem, schadenfrohem Lächeln:

„Die Buhlerin wird kein Geheimniß mehr verrathen, mein Dolch blieb fest zwischen ihren Rippen sitzen!“

„Du hast sie ermordet?“ rief Epidius entsetzt.

„Es war nicht die schlechteste That meines Lebens!“ bejahte der Freigelassene und schlug dann mit Epidius den Weg ein, den er vor kurzem gekommen.

Er wollte Epidius, der nach Rom eilte, so weit begleiten, bis sich ihm ein Seitenweg böte, den er in Sicherheit wandeln konnte, ohne fürchten zu müssen, dem Kappadocier oder den gegen seinen ehemaligen Herrn ausgesandten Soldaten in die Hände zu fallen.

Hinter den sich eilig Entfernenden glühte noch immer der Waldbrand.

Fünftes Kapitel.

Der silberne Adler des Marius.

In seinem Zelte verabschiedet Catilina den Boten, der ihm gemeldet hatte, daß Quintus Metellus, der in Ravenna commandirte, zwei Legionen aus Ariminum herangezogen habe, um die Apenninenpässe vollständig abzusperren und einen Durchbruch der kleinen Armee Catilina's nach Gallien zu verhindern.

„Wohlan, so haben wir den Krieg bis ans Messer!" sagte Catilina leichtblütig. „Wir wollen unser Leben theuer verkaufen! Aber Niemand soll gezwungen sein zu fechten; man verkünde im Lager, daß mich der Senat für einen Vaterlandsfeind erklärt und Jedem, der mich verläßt, vollständige Verzeihung und zweimalhunderttausend Sesterzien versprochen habe!"

Und wirklich ertönt bald darauf die Trompete im

Lager und Ausrufer verkünden, daß der Feldherr Niemand hindere, das Lager zu verlassen.

Man meldet Catilina, daß Niemand von der Amnestie Gebrauch machen wolle, daß sich unter den Zehntausend auch nicht einer gefunden habe, der Lust gezeigt, die zweimalhunderttausend Sesterzien zu verdienen.

„So wünschte ich, daß meine Feinde hier wären und sähen, wie mir diese Tapfern abhängen!“ ruft der Feldherr mit vor Rührung zitternder Stimme. „Aber freilich, sie würden sagen, daß meine Genossen ein fürchterlicher Eidschwur binde, und daß sie mir unbedingt folgen müßten, weil ich mit Menschenblut und Wein gefüllte Trinkschalen bei ihnen habe herumreichen lassen, um sie an mich zu fesseln! Sagen sie doch jetzt schon, daß ich den Zehntausend die Plünderung Roms versprochen habe!“

Ein Centurio tritt mit der Meldung ein, daß eine Deputation der Stadt Ferentinum da sei, welche dem Feldherrn dreihundert waffenfähige Männer und Jünglinge anbiete.

„Heiße sie nach Hause gehen!“ fertigte Catilina den Offizier ab. „Erinnere sie an das Schicksal des Aulus Fulvius, den man in dem Augenblicke festgenommen hat, wo er, auf Vorposten gestellt, mit der kleinen Abtheilung, die er befehligte, zu mir übergehen wollte.

Sein eigener Vater hat ihm den Proceß gemacht und seinen Kopf als Warnungszeichen für alle jene, die es ferner gelüsten sollte, zu mir zu stehen, auf einem Spieße zur Schau gestellt. Ich mag die guten Ferentiner nicht unglücklich machen!"

Die Ferentiner ziehen unverrichteter Dinge ab, aber neue Boten kommen und einer von ihnen bringt das Testament des auf Anregung Cicero's und Cato's so gewaltsam und nahezu widerrechtlich hingerichteten Lentulus.

„Ich habe mich an Lentulus auf seinem letzten Gange herangedrängt!" berichtet der Bote, der sich durch die feindlichen Linien hindurchgeschlichen. „Er sah mich starr an, er kannte in mir einen der wärmsten Freunde der Sache, für die er eben in den Tod ging, und flüsterte mir zu: Freund, ich sterbe, Du aber gehe hin, suche Catilina auf und hinterbringe ihm des Lentulus letzten Willen!"

„Wie lautete das Testament meines edlen Freundes?" fiel Catilina voll Spannung mit bewegter Stimme dem Andern in die Rede.

„Sage dem Catilina", nahm dieser wieder das Wort, „der sterbende Lentulus lasse ihm sagen, er möge in des Sulla, Marius und Cinna Fußtapfen treten und die Sklaven freimachen!"

Catilina schüttelt mit dem Kopfe und ruft:

„Meines verblichenen Freundes Lentulus Rath in Ehren, aber ich kämpfe mit Bürgern, nicht mit Sklaven! Wenn ich die Tage des Spartacus hätte wieder aufleben machen wollen, würde es mich nur ein Wort gekostet haben, und ich hätte statt zehntausend Streitern deren hunderttausend haben können! Aber ich habe Alles zurückgewiesen, was sich mir von den zersprengten Schaaren der vernichteten Sklavenheere angeboten hatte, und ich kann des Lentulus letzte Mahnung auch jetzt in meiner äußersten Noth nicht zur Richtschnur meines Handelns machen!“

Catilina versammelt, sobald er den Mann entlassen, der ihm des hingerichteten Lentulus letzte Worte hinterbracht, seine Offiziere um sich zu einem Kriegsrathe, der darüber entscheiden soll, ob man sich auf die von Rom heranrückenden Legionen des Antonius werfen oder den von Ravenna heranziehenden Metellus angreifen solle.

„Eingekeilt zwischen zwei Heere, deren jedes für sich allein genommen uns zwei- und dreifach überlegen ist, bleibt uns nichts übrig, als der Welt zu zeigen, wie man fröhlich in den Tod geht!“ sagte Catilina zu seinen Offizieren. „Es wäre lächerlich, auf einen Sieg zu hoffen. Denn gelänge uns auch das Unmögliche,

zermalmten wir in wüthendem Anprall des Antonius Legionen, so nimmt im Norden Metellus mit seinen frischen Truppen den Kampf von neuem auf. Und werfen wir uns zunächst auf Metellus, so sind wir vollends in ungünstiger Lage, denn wir müssen Pässe stürmen, die gut besetzt sind, und laufen Gefahr, mitten im Stürmen von des Antonius Legionen im Rücken gefaßt zu werden. Ich bin daher dafür, daß wir von zwei Uebeln das kleinere wählen, daß wir die Pässe, denen wir bisher sehnsüchtig zustrebten, liegen lassen und Antonius angreifen. Wir werden dann Rom im Gesichte haben und das wird unsern Muth erhöhen. Wenn wir fallen, lassen wir das Auge noch einmal nach der Gegend schweifen, wo Rom liegt, und wenn die Feinde unsere Leichname von der Wahlstatt entfernen werden, wird sie der verklärte Ausdruck unserer Gesichter in Erstaunen setzen. Freunde und Waffengefährten, stimmt Ihr mit mir überein, daß wir mit Todesverachtung auf das Heer losgehen, das zwischen uns und der Mutter Rom liegt?"

Catilina's Vorschlag findet ungetheilten Beifall und der Feldherr erklärt, daß er sofort das Schlachtroß besteigen werde, um den Platz auszusuchen, auf welchem er dem Feinde die Schlacht anbieten wolle.

„Ich kenne in der Nähe eine Stelle, die sich zu

einem Kampfe trefflich eignet, bei welchem einer gegen drei steht," sagte Catilina. „Es ist ein enges, von felsigen Bergen eingeschlossenes Thal. Tapfere Männer können sich keinen schönern Platz zu einem Ringkampfe wünschen, und ein Ringkampf wird es werden zwischen uns und des Antonius Soldaten, denn wir werden Mann gegen Mann fechten und weder Pardon verlangen, noch Pardon*) geben!"

*) Der Verfasser legt hier Catilina einen modernen Ausdruck in den Mund. Aber er thut es mit vollem Bewußtsein. Denn was der strenge Geschichtschreiber thun kann, das dürfte wohl auch dem Belletristen erlaubt sein. Mommsen aber gebraucht auch einen modernen, französischen Ausdruck, als er die Vernichtungsschlacht bei Pistorium schildert. Er sagt wörtlich: „Quartier ward weder gegeben noch genommen." Auch vom Armeetrain spricht er. Ueberhaupt hat Mommsen den feuilletonistischen, belletristischen Stil in die Geschichtschreibung eingeführt. Er läßt Urtheile „cassiren" und spricht von Systemaluntersuchungen; er gebraucht Redewendungen wie: der gefeierte General „fand seine Rechnung nicht", nennt Pompejus einen etwas hölzernen Helden, Cäsar einen eleganten Schuldenmacher. Dramatiker, die römische Stoffe behandeln, treten in Mommsen's Fußtapfen und gebrauchen moderne Ausdrücke, die sonst einem sich mit Stoffen solcher Art Beschäftigenden ein Gruseln verursacht haben würden. So läßt Lindner, der mit zwei Preisen ausgezeichnete Dichter von „Brutus und Collatinus", in diesem Stücke, Act 5, Scene 3, den Valerius beispielsweise sagen: „Du wagst ein Spiel, zu dem Du Deine Partner nicht mehr auf Erden suchen mußt." Noch frappanter ist es aber, wenn Lindner die Römer bald Jupiter, bald Zeus anrufen läßt. Wenn man eben Mommsen durchstudirt hat,

Man führt dem Feldherrn sein Pferd vor.

„Zum letzten Male", sagte er mit Wehmuth im Tone, „besteige ich dich, mein treues Thier. Am Tage des großen Mordens will ich stehenden Fußes fechten. Und ich erwarte von meinen Offizieren, daß sie mein Beispiel nachahmen und vor der Schlacht ihre Pferde zu dem Armeetrain zurückschicken, soweit wir, die wir schon so gut wie keine Lebensmittel und kaum die nöthigen Waffen haben, von einem Armeetrain reden können!"

Catilina ist auf seinem Recognoscirungsritte noch nicht weit gekommen, als man ihm einen Mann bringt, dem es gelungen, die römische Aufstellung zu umgehen und Catilina's Vorposten zu erreichen.

Der Feldherr erkennt in dem ihm Vorgeführten mit Verwunderung seinen Freigelassenen.

„Du hier, Narcissus?" ruft er mir bewegter Stimme.

„Ich komme, Dein Schicksal zu theilen, Catilina!" sagt Narcissus. „Ich weiche nicht mehr von Dir! Du hast mich mit Wohlthaten überhäuft, als Du im Glücke

---

und unmittelbar darauf Lindner's Tragödie liest, kommt einem des letztern Schreibweise doppelt schludrig vor. Dem Vers zu Liebe findet sich die häßliche Abkürzung ne statt eine, die der Poet nur im äußersten Nothfalle gebrauchen sollte, in den fünf Acten mindestens fünfzigmal. Wendungen wie: wie 'n alt Götterbild, s' ist ein Tyrann, bringt jede Seite.

warst, Du hast mich durch Dein Vertrauen geehrt — laß mich jetzt auch an Deinem Unglücke Theil nehmen, das ich leichtsinnigerweise selbst heraufbeschwören half!"

Catilina's Augen feuchteten sich, als er den Mann betrachtete, der den Weg zu ihm gefunden, um im treuen Ausharren an seiner Seite eine Leichtsinnsschuld zu tilgen.

„Leichtsinnig waren wir alle, Narcissus!" sagt Catilina und seine Stimme verräth im Anfange noch die innere Ergriffenheit, die ihn erfüllt. „Leichtsinn ist kein Verbrechen. Ich heiße Dich willkommen ohne Groll, Narcissus! Ja, noch mehr, Narcissus! Ich gestehe Dir, daß Du mir durch Dein Kommen eine Freude bereitet hast, wie ich sie so schön vor meinem nahen Tode nicht mehr erwartete. Denn daß Du, der verweichlichte Mann, Deinen Reichthum von Dir wirfst, mich unter Gefahren aufsuchst, um neben mir zu sterben, das, Narcissus, ist etwas, was mich rührt, wie mich selten etwas gerührt hat!"

Catilina's Stimme stockte und er mußte sich begnügen, statt jedes weitern Wortes den Freigelassenen dankbar anzublicken und ihm die Hand zu drücken.

„Aber fort mit unzeitiger Weichheit!" ruft Catilina plötzlich sich ermannend und seine Züge kleiden sich mit

einem Male in ein heiteres Lächeln. „Laß Dir Waffen geben, Narcissus, Du sollst in der Schlacht an meiner Seite kämpfen. Ich stelle die verlaßlichsten Leute in das Centrum und im Kerne dieses Centrums will ich mit den liebsten und tapfersten meiner Offiziere allen voranleuchten. Ich kann Dich nicht mehr ehren, Narcissus, als wenn ich Dir erlaube, Dich unter die tapfersten der Tapfern zu stellen und mein nächster Nachbar zu sein im Schlagen und im Sterben!"

„Ich danke Dir, Catilina!" ruft der Freigelassene hingerissen, um nach einer kleinen Pause hinzuzufügen: „Aber die Götter könnten es doch so fügen, daß Du aus der Schlacht den Weg zur Freiheit fändest. Für diesen Fall habe ich Dir die Mittel beschafft, die Dich in den Stand setzen sollen, in der Zurückgezogenheit eines sichern Asyls ruhig den Augenblick abzuwarten, der Dir die Thore Roms wieder öffnen wird. Deine Freunde werden in Rom nicht unthätig sein, sie werden, Cäsar voran, den ich noch kurz vor meiner Abreise von Rom gesprochen, Alles daran setzen, Dich nach Rom zurückzuführen, sobald nur erst Gras gewachsen ist über die Ereignisse der letzten Zeit."

„Ich werde Cäsar bald keine Sorge mehr machen!" bemerkte Catilina mit einem düstern Lächeln. „Er wird aufathmen, wenn er hören wird, daß ich todt

bin. Ich habe in meinem Briefe von ihm Abschied genommen.

„In einem Briefe, den Cäsar nie erhalten wird!“ fiel Narcissus seinem ehemaligen Herrn in die Rede. „Wegelagerer haben den Epidius, dem Du den Brief anvertrautest, unterwegs abgefangen und ihm den Brief entrissen.“

„Es sollte mir leid thun, wenn sie von ihm einen Gebrauch machten, der Cäsar schädigen könnte“, warf Catilina lebhaft dazwischen, und seine Worte bewiesen, daß er auch jetzt noch, wo er doch wahrlich mit sich selbst genug zu thun hatte, für seines Freundes Cäsar Wohl besorgt sei.

„Laß mich in Dein Zelt führen, Catilina“, wollte Narcissus die Unterredung schließen, „damit ich dort die Edelsteine und Perlen niederlege, die ich Dir als Erlös meiner Habe, deren ich mich in Rom in aller Eile entäußert, mitgebracht habe. Ich wäre früher gekommen, wenn mich die Abwicklung dieser Verkaufsgeschäfte und die Umsetzung des erhaltenen Kaufschillings in leicht transportable Werthsachen nicht über Vermuthen lange in Rom festgehalten hätte.“

„Du erdrückst mich mit Deinem Edelmuthe, Narcissus!“ murmelte Catilina. „Hättest Du lieber Dein Vermögen unter Deine Verwandten vertheilt, ich

werde doch keinen Vortheil mehr aus Deiner Hingebung ziehen. Und eins kann ich Dir nicht verhehlen, Narcissus", fuhr Catilina mit noch bewegterer Stimme fort, „mehr als die Schätze, die Du mir so aufopferungsvoll zugebracht, mehr als alle Schätze der Welt hätte mich ein Schatz gefreut, den ich in der Eile meiner Flucht in Rom zurückließ. Wenn Du mir den silbernen Adler des Marius gebracht hättest, der auf meinem Hausaltare stand, den ich als eine glorreiche Reliquie des cimbrischen Kriegs, als ein Symbol der Sache des Volkes so hoch hielt, wie wollte ich Dir dankbar sein, Narcissus; zehnmal dankbarer wäre ich Dir dann noch für Dein Kommen gewesen, als ich es jetzt schon bin."

„Ich bringe Dir auch den Adler des Marius!" rief der Freigelassene triumphirend. „Ich trat in Dein verlassenes Haus in Rom, sah dort auf Deinem Hausaltar den verwaisten Adler des Marius, auf den Du stets so großen Werth legtest, nahm ihn zu mir, zerbrach ihn in kleine Theile und nähte diese in meine Toga ein."

Catilina hatte mit steigender Theilnahme und Freude zugehört und rief jetzt fast jauchzend, indem er vom Pferde sprang und Narcissus umarmte:

„Du bringst mir den Adler des Marius? Dank

Dir und den Göttern, die mir durch Dich ein Unterpfand schicken, daß sie mich doch noch nicht vergessen haben, ein Unterpfand ihres Wohlwollens, auf das ich nicht mehr gerechnet habe und das ich daher doppelt schätze. Fürwahr, wenn ich nicht ganz verlernt hätte zu hoffen, jetzt könnte ich wieder hoffen! Geh, Narcissus, bringe des Marius silbernen Adler in mein Zelt, schäle ihn aus den Nähten Deiner Toga und setze ihn zusammen, so gut Du kannst; am Tage der Schlacht soll er meinem kleinen Heere, das freudig überrascht sein wird, ihn zu sehen, voranblinken. Ich will es als ein gutes Vorzeichen nehmen, daß ich dem Adler des Marius begegnete, als ich auszog, das Schlachtfeld ausfindig zu machen und auf demselben im Geiste die Aufstellung zu ordnen, die ich am Tage der Entscheidung meinen Trupgen geben will."

Catilina schwang sich in heiterer Stimmung auf sein Roß, das laut aufwieherte, als er seinen Weichen die Sporen zu kosten gab, und ihn im Fluge davontrug, während Narcissus dem Lager zutrabte und das Zelt des Feldherrn aufsuchte.

Sechstes Kapitel.

Das ist das Ende!

Trompetengeschmetter und Commandorufe erfüllen die Thalschlucht, in welcher Catilina's Feldoberste das kleine Heer nach der Anordnung des Feldherrn in Schlachtordnung aufstellen.

In seinem Zelte sitzt inzwischen Catilina und schreibt in Form eines Briefes an einen Freund in Rom das Manifest, das er, eine Art Abschiedswort, an dasselbe Rom erlassen will, das ihn hier so blutig und erbarmungslos bekämpft.

„Deine erprobte Freundschaft", schreibt Catilina, „gibt mir die Zuversicht, daß Du mir glauben wirst, wenn ich Dir in dem Augenblick, wo ich dem sichern Tode entgegengehe, die Versicherung gebe vor den Göttern und den Menschen, daß ich weder gegen das

Vaterland noch gegen die Sicherheit meiner Mitbürger die Waffen ergriffen habe.

Ich verlange weder Macht noch Reichthum, diese großen und ewigen Ursachen von Krieg und Hader unter den Menschen.

Ich und alle, die bei mir sind, wollen nur die Freiheit, auf die kein Ehrenmann anders als mit dem Leben verzichtet.

Jene, die mir folgten, wollte ich lediglich vor der Unterdrückung sichern; es sind darunter viele Unglückliche, welche durch die Gewaltthätigkeit und Grausamkeit der Wucherer ohne Heimat und der Verachtung und Armuth preisgegeben sind.

Was insbesondere mich selbst anlangt, so macht mir mein Bewußtsein keine Vorwürfe und ich will mich beschränken, Dir die Beweggründe auseinander zu setzen, die mich an die Spitze jener tapfern, verzweifelten und in diesem Augenblicke auf das Aeußerste gefaßten Schaar geführt haben, die sich in diesem Augenblicke zur blutigen Entscheidungsschlacht vorbereitet.

Durch die Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten meiner Feinde aufs Aeußerste gebracht, des meinen Diensten gebührenden Lohns beraubt, endlich daran verzweifelnd, jemals die Consularwürde zu erlangen,

auf die ich Anspruch hatte und die mir der magere Stellenjäger Cicero vorwegnahm, der jetzt den Gerechten und Strengen gegen mich herauskehrt, habe ich nach meiner Gewohnheit mich der gemeinsamen Sache aller Unglücklichen angenommen.

Man schildert mich zwar als durch Schulden zu diesem kühnen Entschluß hingerissen, doch das ist eine Verleumdung.

Mein persönliches Vermögen genügt zur Abtragung meiner persönlichen Verpflichtungen, und genügte es nicht, so stände mir das Vermögen meiner Freunde und Freigelassenen zur Verfügung.

Aber ich kann nicht kalten Blutes unwürdige Menschen auf dem Gipfel der Ehren sehen, während man mich durch eitle Beschuldigungen von ihnen ausschließt.

In dieser äußersten Noth, in die man mich gedrängt hat, ergreife ich den einzigen Ausweg, der einem Manne von Herz übrig bleibt, um seine politische Stellung zu vertheidigen.

Mehr zu schreiben, verbietet mir die drängende Lage — die Schlachttrompete ruft!"

Die Schlachttrompete rief wirklich.

Catilina hatte kaum Zeit, den Brief sichern Händen, die an dem sich vorbereitenden Kampfe unbetheiligt

bleiben sollten, anzuvertrauen, als ihm die Nachricht zukam, daß Antonius den Angriff eingeleitet habe, aber nicht selbst commandire, sondern den Oberbefehl dem alten Obersten Marcus Petrejus überlassen habe.

„Ich ehre das Zartgefühl des guten Antonius“, sagte Catilina lächelnd. „Wir waren ja einmal Freunde und er will einem Andern die zweifelhafte Ehre überlassen, mich zu Tode zu hetzen.“

In dem Augenblick, wo Catilina an die Spitze seiner Leute trat und sich den Platz auswählte, auf dem er stehen und fallen wollte, erhob sich der silberne Adler des Marius hellblinkend auf einer Standarte in die Luft.

Jubelnd wurde er begrüßt.

Die Legionen des Antonius hörten im Vormarsche diesen ungemessenen Jubel und stutzten.

Jetzt standen die römischen Soldaten vor der kühnen Schaar Catilina's, neben welchem Narcissus todesmuthig stand.

Wuchtig erfolgte der Anprall und lange stand das Gefecht zwischen den beiderseitigen ersten Gliedern.

Blutig war das Handgemenge und die Catilinarier entwickelten eine Bravour, daß des Antonius Soldaten in Verwirrung geriethen und an den zweiten Gliedern einen Halt suchen mußten.

Marcus Petrejus, ein gewiegter Veteran, ersah rechtzeitig das Schwanken seiner vordern Schlachtreihen, zog eilig, was von der ersten Linie noch übrig war, auf die Flügel zurück und schob neue Kerntruppen auf der ganzen Linie vor.

Das war ein Manöver, das ihm Catilina nicht nachmachen konnte.

Seine kampfmüden Streiter mußten den Anprall der frischen Streitreihen aushalten.

Sie hielten ihn aus und ungebrochen, mauerfest stand die Phalanx der Catilinarier.

Da schickte Petrejus die Schützen, Schleuderer und Bogenwerfer vor, um diese eiserne Phalanx zu brechen.

Die Schützen und Schleuderer hatten eine dichtgedrängte Masse vor sich und kein Geschoß ging fehl.

Ein Hagel von Pfeilen prasselte nieder auf die Catilinarier und mancher dieser letztern hauchte seine Heldenseele aus, von dem feindlichen Geschosse ins Herz getroffen.

Noch einmal führte Catilina die Seinigen vorwärts.

Mit ihren breiten Schlachtschwertern hieben die Catilinarier in die feindlichen Reihen ein.

Der Feldherr selbst zeigte ihnen den Weg.

Seine schmächtige Gestalt schien immer mehr in die Höhe zu streben, glutübergossen glänzte sein Antlitz.

Hoch hob sich seine Brust, heiß flog der Athem, immer heißer, je dichter die Schläge seines Schwerts auf die Schädel der Feinde niederprasselten.

Von Zeit zu Zeit flog ein heiteres Lächeln über sein Antlitz.

Ihm war offenbar wohl im Kampfgewühl.

Zuweilen schweifte sein funkelndes Auge nach dem silbernen Adler des Marius ab.

Noch leuchtete das glänzende Wahrzeichen.

So oft ein Feind, niedergeworfen durch Catilina's Schwert, das plötzlich von einer Riesenfaust geschwungen zu werden schien, stürzte, stieß der erhitzte Kämpfer einen triumphirenden Laut aus und drein blitzte funkelnd das Auge.

Und schon zuckte die Faust wieder in die Höhe, schon arbeitete die Eisenwaffe wieder, schon stürzte das Schwert von neuem nieder, einen Schädel spaltend, einen Arm vom Rumpfe trennend, die Brust eines neuen Feindes zermalmend.

Aber immer wilder wurde der Andrang der Cohorten des Petrejus, die es auf die Sprengung des Centrums der Feindesmacht abgesehen hatten.

Jetzt traf ein Pfeil Narcissus, der neben Catilina mannhaft ausharrte.

In demselben Augenblick erhielt der Freigelassene auch einen Schwerthieb, daß er wankte.

Die Catilinarier glaubten, daß der Feldherr bedroht sei, und drängten zu seinem Schutze etwas regellos vor.

Die Blöße, die sich der Feind gab, benutzte Petrejus geübten Blickes und schob seine Schwärme in die feindlichen Reihen.

Catilina sah seine Schlachtordnung aufgelöst — er suchte den silbernen Adler des Marius — der Adler ragte nicht mehr hoch, denn der, welcher ihn trug, rang mit einem Feinde, der sich des Wahrzeichens bemächtigen wollte.

Da sprang Catilina herzu und führte einen wüthenden Streich gegen den Soldaten, den es nach dem Adler gelüstete.

Dieser fing den Hieb auf — ein zweiter folgte — Catilina wagte sich zu weit vor im Gedränge, jetzt umgaben ihn zehn Feinde, Schwert auf Schwert fiel auf ihn nieder, mehr als ein Hieb traf seinen Scheitel, den Helm spaltend und den Schädel treffend — jetzt sank der Feldherr tödtlich getroffen zu Boden — mit einem Jubelruf sahen ihn die Gegner stürzen — da

griff noch eine Hand aus nach dem Wahrzeichen des Marius. Es war die Hand des Freigelassenen, der sich tödtlich verwundet zu der Stelle geschleppt hatte, wo er Catilina hatte stürzen sehen; das verlöschende Leben erwachte in ihm gleichsam zu einer letzten verzweifelten Anstrengung — galt es doch das heilige Wahrzeichen dem Feinde zu entreißen, der sich desselben eben bemächtigt hatte und es triumphireud schwang. Des Freigelassenen Hände zuckten in krampfhafter Anstrengung in die Höhe, während ihm ein letzter dankbarer Blick des aus zehn Todeswunden blutenden Catilina Billigung und Muth zusprach; mit fast übermenschlicher Anstrengung erfaßten die Hände des Freigelassenen den Kopf des Soldaten, der die erbeutete Standarte mit dem silbernen Adler festhielt; sie klemmten diesen Kopf mit eiserner Gewalt ein und zogen ihn herab auf die Brust des Angreifers, sie glitten dann nieder zum Halse, packten diesen mit unwiderstehlicher Gewalt, daß sich die Finger einkrallten in das Fleisch und der also Gefaßte ein Schmerzgebrüll ausstieß und, immer noch von dem eisernen Griffe des Freigelassenen festgehalten, den Adler fallen ließ.

Da lag das glänzende Wahrzeichen und färbte sich mit dem Blute Catilina's, mit dem Blute des Frei-

gelassenen, mit dem Blute dessen, der es schon zu besitzen glaubte und nun, umstrickt von den zuckenden und sich in seinen Hals immer tiefer einbohrenden Fingern des Narcissus, verröchelte, sodaß zuletzt drei Leichen über einander lagen und der silberne Adler, kaum erkennbar, in einem Blutsee dazwischen schwamm.

Die Schlacht war mit dem Tode Catilina's, mit dem Sinken des silbernen Adlers, mit der Sprengung des Centrums entschieden — Petrejus war Sieger.

Er faßte, nachdem er das Centrum vollständig durchbrochen hatte, die beiden Flügel von innen, rollte sie auf und vernichtete sie.

Die Leichen der Catilinarier, dreitausend an der Zahl, deckten gleichsam in Reihe und Glied den Boden, wo sie gefochten hatten. Kein Catilinarier ergriff die Flucht, alle ließen sich, dem Beispiel des Führers folgend, mit den Waffen in der Hand tödten. Gruppenweise lagen die Tapfern da, um den in Blut getauchten Adler des Marius, der ihnen als Panier im Schlachtgewoge vorangeleuchtet.

Das war das Ende! *)

*) Es ist höchst interessant, die Auffassungen der drei modernen Autoren, die das Leben Cäsar's beschrieben haben, über die catilinarische Verschwörung und Cäsar's Betheiligung an derselben zu vergleichen.

Lassen wir zuerst Mommsen sprechen.

Für ihn ist es eine ausgemachte Sache, daß Cäsar an Catilina's Verschwörung Theil genommen.

„Es ist wichtig", sagt Mommsen, „es im Auge zu behalten, daß der Schlag wirklich keineswegs blos die eigentlichen Anarchisten traf, die zur Anzündung der Hauptstadt sich verschworen und bei Pistoria gefochten hatten, sondern die ganze demokratische Partei. Daß diese, insbesondere Cäsar und Crassus, hier die Hand im Spiele hatten, darf als eine nicht juristisch, aber historisch ausgemachte Thatsache angesehen werden. Wenn im Osten Pompejus eine Stellung einnahm, ungefähr wie früher Sulla, so suchten Crassus und Cäsar ihm gegenüber in Italien eine Gewalt aufzurichten, wie Marius und Cinna sie besessen hatten; der Weg dahin ging wieder durch Terrorismus und Anarchie, und diesen zu bahnen war Catilina allerdings der rechte Mann. Natürlich hielten die reputirlichern Führer der Demokratie sich möglichst im Hintergrund und überließen den unsaubern Genossen die Ausführung der unsaubern Arbeit, deren politisches Resultat sie sich später zueignen wollten. Noch mehr wandten, als das Unternehmen gescheitert war, die höhergestellten Theilnehmer Alles an, um ihre Betheiligung daran zu verhüllen. Und auch in späterer Zeit, als der ehemalige Conspirator (Cäsar) selbst die Zielscheibe der politischen Complots geworden, zog eben darum über diese düstern Jahre in dem Leben des großen Mannes der Schleier nur um so dichter sich zusammen und wurden in diesem Sinne sogar eigene Apologien für ihn geschrieben, wie der Catilina des Sallustius."

Das Publikum (Mommsen gebraucht hier diesen modernen Ausdruck) hatte also nach Mommsen's Auffassung in diesem Falle den richtigen Instinkt.

„Die jungen Leute der geldhabenden Nobilität", fährt Mommsen fort, „waren gegen Niemand so erbittert wie gegen Cäsar. Sie richteten am fünften December, als er die Curie verließ, die Schwerter gegen seine Brust und es fehlte nicht viel, daß er schon jetzt an derselben Stelle sein Leben gelassen hätte,

wo ihn viele Jahre später der Todesstreich traf. Die jungen Leute konnten sich eben nicht des Argwohns erwehren, daß hinter Catilina mächtigere Männer standen, welche, gestützt auf den Mangel vollständiger Beweise und auf die Lauheit und Feigheit der nur halb eingeweihten Senatsmehrheit, es verstanden, jedes ernstere Eingreifen der Behörden gegen die Verschwörung zu hemmen. Gern hätte die oligarchische Partei das, was gegen Cäsar vorlag, benutzt, um mit ihm abzurechnen, allein sie war viel zu gründlich gesprengt, um ihm das Ende bereiten zu können, das sie vor Zeiten den beiden Gracchen bereitet hatte. In dieser Hinsicht blieb es bei dem guten Willen. Die hauptstädtische Menge empörten namentlich die Brandstiftungspläne der Verschworenen. Die Kaufmannschaft und die ganze Partei der materiellen Interessen erkannte in diesem Krieg der Schuldner gegen die Gläubiger natürlich einen Kampf um ihre Existenz, in stürmischer Aufregung drängte sich daher die reiche Jugend, die Schwerter in den Händen, gegen das Rathhaus und zückte dieselben gegen den heimlichen Parteigenossen Catilina's."

Zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt Napoleon, der zweite Biograph Cäsar's.

„Man kann sich leicht davon überzeugen", sagt Napoleon, „daß Cäsar kein Verschwörer war. Diese Anklage findet vielmehr in der Kleinmüthigkeit der Einen und dem Groll der Andern ihre Erklärung. Denn wer weiß es nicht, daß schwache Regierungen in Augenblicken der Entscheidung jede Theilnahme für die Angeklagten als Mitschuld ansehen und ihre Gegner mit Verleumdungen nicht schonen? Catulus und Piso waren von einem so glühenden Hasse gegen Cäsar beseelt, daß sie den Consul Cicero bestürmt hatten, auch ihn in die gegen die Mitschuldigen Catilina's gerichteten Verfolgungen hineinzuziehen. Cicero hatte widerstanden, aber das Gerücht von Cäsar's Betheiligung an dem Complot hatte sich darum nichtsdestoweniger verbreitet und war von der Menge der Mißgünstigen mit Beflissenheit aufgenommen worden. Cäsar gehörte nicht zu den Verschworenen, denn sonst hätte sein Einfluß genügt, ihre Freisprechung im

Triumph zu erwirken. Er hatte ein zu hohes Selbstgefühl und genoß zu große Achtung, um auf versteckten Wegen und mit verwerflichen Mitteln zur Gewalt gelangen zu wollen. So ehrgeizig ein Mann auch sei, er wird kein Verschwörer, wenn er sein Ziel mit gesetzlichen Mitteln erreichen kann. Cäsar war seines Steigens sicher und niemals verrieth Ungeduld seinen Ehrgeiz. Ueberdies hatte er beständig einen ausgesprochenen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg an den Tag gelegt, und wie würde er sich in eine gemeine Verschwörung mit verrufenen Leuten eingelassen haben, er, der es zurückwies, mit Lepidus, der damals an der Spitze eines Heeres stand, gemeinschaftliche Sache zu machen? (Mommsen erklärt ausdrücklich, daß Cäsar auch beim Complot des Lepidus seine Hand im Spiele hatte.) Hätte Cicero den Cäsar für schuldig gehalten, würde er gezögert haben, ihn anzuklagen, wenn er sich nicht gescheut hatte, eine so gewichtige Persönlichkeit wie Crassus mit Hülfe eines falschen Zeugen zu verdächtigen? Wie hätte er wohl am Tage vor der Verurtheilung dem Cäsar die Bewachung eines der Verschworenen anvertraut? (Mommsen sieht gerade hierin einen Beleg für Cäsar's Betheiligung an der Verschwörung und sagt: „Eine indirecte, aber sehr verständliche Bezüchtigung Cäsar's liegt auch darin, daß von den am dritten December Verhafteten einer Cäsar zur Bewachung übergeben wurde; offenbar sollte Cäsar, wenn er ihn entrinnen ließe, vor der öffentlichen Meinung als Mitschuldiger oder, wenn er ihn in der That festhielt, vor seinen Mitverschworenen als Abtrünniger compromittirt werden.") Wenn endlich" — schließt Napoleon III. sein Plaidoyer für Cäsar in der catilinarischen Streitfrage — „wie wir später von Plutarch hören werden, Cäsar lieber der Erste in einem Dorfe der hispanischen Alpen als der Zweite in Rom sein wollte, wie hätte er sich dazu verstanden, der Zweite neben Catilina zu sein?"

Es hat seine guten Gründe, wenn Napoleon III. so warm für Cäsar eintritt und so wegwerfend über Catilina spricht, den Mommsen mit einer gewissen Achtung und Sympathie behandelt. Napoleon schrieb ja in dem Leben Cäsar's eine Apologie

seines eigenen Regime, er identificirte sich so zu sagen mit Cäsar.

Der Verfasser wird auf die Berührungspunkte, die sich zwischen Cäsar und seinem kaiserlichen Biographen ergeben, in dem Epilog seines Romans zurückkommen.

Hier also sei nur flüchtig betont, daß Napoleon, indem er für Cäsar eintrat, für sich selbst das Wort führte. Wie Cäsar Rom von dem Treiben der Factionen befreite, so vindicirte sich Napoleon den Ruhm, Frankreich von den republikanischen Factionen befreit zu haben. Er war wie Cäsar der Gesellschaftsretter κατ' ἐξοχήν (par excellence, wie man jetzt in freier Uebersetzung des griechischen Schlagworts ins moderne Romanische zu sagen pflegt.) Was Catilina für Rom gewesen, das war die rothe Republik für Frankreich.

Meißner, der dritte Cäsarbiograph, der siebzig Jahre vor Mommsen und Napoleon geschrieben, hält die Mitte: er läßt es unentschieden, ob Cäsar mit Catilina operirt habe, aber er verweilt ausführlicher bei gewissen Vorkommnissen, die der catilinarischen Verschwörung folgten, und erzählt:

„Immer noch dauerten Angabe und Untersuchung wegen Catilina's Verschwörung fort. Die auf jeden Verrath gesetzten zwei Talente (2750 Thaler oder 55,000 Sesterzien) waren eine mächtige Lockung zur Anklage. Einer der ersten Angeber, Curio, der Cicero seiner Zeit das erste Wort über die Verschwörung zugeflüstert, ein nichtswürdiger Mensch, trat nun aus dem Dunkel hervor, mit welchem er sich bisher umhüllt hatte. Im öffentlichen Senate legte er nun Anzeige von allen denen ab, die er als Mitgenossen der Verschwörung zu kennen glaubte, und nannte unter denselben auch Cäsar. Aus Catilina's eigenem Munde wollte er diese Nachricht erhalten haben. Zu eben dieser Zeit machte ein gewisser Vettius dieselbe Anklage beim Quästor Niger anhängig und erbot sich, sogar einen handschriftlichen Beweis durch Briefe, die Cäsar an Catilina geschrieben, herbeizuschaffen. Hart genug waren Beschuldigungen dieser Art; doch Cäsar setzte ihnen einen unerschrockenen Muth und einen Eifer, der nicht

nachzugeben, wohl aber zu vergelten wußte, entgegen. Indem er sich dreist genug auf das Zeugniß desjenigen Mannes, den er vielleicht am meisten heimlich fürchten mochte, bezog, indem er Cicero's Bekräftigung aufrief, daß er ihm freiwillig einige wichtige Umstände von der Verschwörung angezeigt habe, brachte er Curio nicht nur um alle Glaubwürdigkeit, sondern auch um alle Belohnung, die er durch die bisherigen Anzeigen verdient zu haben hoffte. Noch strenger verfuhr er gegen den zweiten Ankläger Vettius, der schließlich ausgepfändet, seiner Habe beraubt und mitsammt dem Quästor Niger ins Gefängniß geworfen wurde, da der letztere sich unterfangen hatte, die Anklage gegen eine höhere obrigkeitliche Person, als er selbst war (Cäsar war Prätor), anzunehmen.

Siebentes Kapitel.

Myrsa und Urbilia.

Cäsar hatte, von dem vielvermögenden Crassus kräftig unterstützt, bei den Wahlen den Sieg davongetragen und konnte nun wieder seine Aufmerksamkeit seinen Privatangelegenheiten zuwenden, unter welchen die beabsichtigte Verbindung mit Pompeja den ersten Platz einnahm.

Er stieß bei dem schönen Mädchen, das ihn im Stillen geliebt, als er noch der Gemahl Cornelia's gewesen, auf keinen Widerstand, und als Pompejus siegreich aus dem Felde oder vielmehr aus den Meeren, denen er die lang vermißte Sicherheit wiedergegeben, heimkehrte, fand er seine Nichte als die Gemahlin Cäsar's und in Cäsar zu seiner nicht geringen Verwunderung auch den Verbündeten seines politischen Widersachers Crassus.

Pompejus wies, wie Cäsar ganz richtig calculirt hatte, die ihm durch seinen nunmehrigen Verwandten angebotene Freundschaft des Crassus nicht zurück, da ihm einerseits die Vortheile einer Allianz mit dem reichsten Manne Roms einleuchteten und er andererseits die Nachtheile, welche die Feindschaft mit Crassus im Gefolge hatte, mitunter recht empfindlich wahrgenommen hatte.

Dem Vermittler zu mißtrauen, hatte er keine Veranlassung.

Cäsar hatte, als es sich um die Commandofrage im Piratenkriege handelte, so warm für ihn Partei genommen, daß er eine Heimtücke auf der Seite seines jungen Freundes nicht voraussetzen konnte.

Warum auch hätte sich Cäsar in seine Familie gedrängt, wenn er etwas Hinterlistiges im Schilde geführt hätte?

Daß Cäsar die Freundschaft des Crassus wie die seine nur als Leiter zu benutzen gedachte, auf der er selbst aufwärts steigen konnte, und daß er sich von einer Doppelleiter, deren feste Sprossen in einander griffen, mehr versprach, als wenn er sich einfach auf die Schulter des einen oder des andern stellte, das kam Pompejus, dessen Gedanken nicht die gewundenen Pfade zu wandeln pflegten, auf welchen sich, wo es

die Erreichung eines großen Zweckes galt, die Gedanken Cäsar's mitunter bewegten, nicht im entferntesten in den Sinn.

Während Cäsar die Verbindung mit Pompeja betrieb, bestrebte er sich auch, Ordnung zu machen in einer Sache, die durch das geheimnißvolle und abenteuerliche Eingreifen seines geschworenen Feindes, des Kappadociers, sehr verwirrt worden war.

Als er nach erlangter Prätur Zeit gewann, sich um das Schicksal der Frauen zu bekümmern, die vielfach in das seinige eingegriffen, die ihn geliebt hatten und auch von ihm geliebt worden waren, hatte er sich bei der Wahrsagerin Sagane eingefunden und in deren Hause wiederholte Zusammenkünfte mit Urbilia und Myrsa gehabt, welche ihn über alles Vorgefallene aufklärten.

Er mußte sich eingestehen, daß die Liebe beider Frauen zu ihm für dieselben höchst verhängnißvoll geworden war, und er fühlte die Verpflichtung, den Geschicken beider eine feste Grundlage zu geben, die sie wenigstens gegen die Wiederkehr abenteuerlicher Zufälle schützen konnte, wenn sie ihnen auch nicht das friedliche Lebensglück wiederzugeben vermochte, um das er sie gebracht.

Myrsa, die ihn nach wie vor liebte, hätte wieder

in die Reihe der vestalischen Jungfrauen eintreten können und Cäsar's steigender Einfluß war groß genug, ihr das Asyl zu sichern, das er für sie ausfindig gemacht, als sie ihm nach Rom gefolgt war. Ueberdem hatte sie sich durch ihr muthiges Anerbieten, mit Spartacus zu unterhandeln, die Achtung der Spitzen der Behörden erworben und auch die Lästerungen ihrer Colleginnen zum Schweigen gebracht.

Daß ihr kühnes Unternehmen zu ihrem Unglück ausgeschlagen, daß sie von dem Unterbefehlshaber des Spartacus gefangen genommen und festgehalten worden war, bis ihr die Niederlage des Sklavenheeres wieder zur Freiheit verhalf, das konnte der Verdienstlichkeit ihres Wagnisses keinen Abbruch thun.

Den wahren Zusammenhang der Dinge hätte Niemand zu erfahren gebraucht und es wäre ewig ein Geheimniß geblieben, welche verhängnißvollen Beziehungen zwischen ihr und dem Untergeneral des Spartacus obgewaltet und zu welcher Katastrophe sich dieselben nach ihrer Festhaltung im feindlichen Hauptquartier zugespitzt.

Es hing von Myrsa ab, zu sagen, daß sie gegen alles Völkerrecht des Spartacus Gefangene gewesen, bis ihr der Sieg der römischen Waffen die Freiheit wiedergegeben. Selbst dafür, daß sie nicht sogleich zu

ihren frommen Genossinnen zurückgekehrt sei, hätte sich leicht ein Entschuldigungsgrund finden lassen. Gab Myrsa vor, daß sie die Mühseligkeiten und Entbehrungen der Gefangenschaft auf das Krankenlager geworfen, wo war derjenige, der ihre Behauptung widerlegen und ihr nachweisen konnte, daß sie sich zuerst in Antium und später bei Sagane aufgehalten?

Myrsa schreckte aber vor dem Gedanken zurück, in das alte Verhältniß, das ihr die Mißgunst der Amtsgenossinnen unerträglich gemacht, zurückzukehren.

Es widerstrebte ihr, das Leben einer Geduldeten in einer Umgebung, die sich ihr von vornherein feindlich entgegengestellt, weiter zu führen.

So sehr sie durch ihre ganze Vergangenheit an Glanz und Wohlleben gewöhnt war, so hätte sie doch ohne Bedenken selbst ein mit Entbehrung verbundenes Leben der öden und freudlosen Zukunft vorgezogen, die ihr bevorstand, wenn sie wieder in den Tempel der Vesta zurückkehrte.

Cäsar beharrte auch nicht auf dieser Rückkehr, welche das Unglück eines Wesens gewesen wäre, dessen einzige Schuld darin bestand, ihn geliebt zu haben. Er fand vielmehr in seiner Beredtsamkeit ein Mittel, Myrsa's Geschicken eine freundlichere Wendung zu geben, die ihr nicht den unerträglichen Zwang eines ewigen Zu-

sammenlebens mit Geschöpfen auferlegte, denen sie ein Dorn im Auge war und die nicht die Schonung kannten, ihr das Uebelwollen, das sie für sie empfanden, zu verbergen.

Er hatte Rom das Königreich Bithynien zugebracht; wenn er im Senate jetzt seine Stimme für die Tochter des letzten Königs von Bithynien erhob und verlangte, daß der Königswaise die Mittel von Staatswegen bewilligt würden, die sie zu standesmäßigem Leben brauchte, so war kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß er vergeblich an die Großmuth des Senats appelliren würde.

Myrsa erklärte sich damit einverstanden, daß sich Cäsar zu ihrem Anwalte im Senate aufwarf, da sie von den zwei Uebeln, entweder von neuem in den Mund der Leute zu kommen oder in die ewige Gefangenschaft des Vestatempels zurückzukehren, das erstere als dasjenige vorzog, welches ihr noch immer kleiner erschien, zumal Cäsar ein Auskunftsmittel ersann, welches geeignet war, den Gerüchten, die sich an seine Intervention für die schöne Königstochter knüpfen konnten, die Spitze abzubrechen.

Wenn ein anderer Senator den Antrag auf Versorgung der bithynischen Königswaise stellte und Cäsar blos in zweiter Linie auftrat, um den Antrag kräftig

zu unterstützen und als einen solchen zu bezeichnen, der Rom Gelegenheit gebe, eine gerechte Schuld abzutragen, so war der Anstand gewahrt. Jedermann mußte es dann natürlich finden, wenn er das ganze Gewicht seiner hinreißenden Beredtsamkeit für die hülflose Tochter des Mannes in die Wagschale warf, den er vermocht hatte, sein Reich den Römern zu hinterlassen.

Hier war es, wo sich zum ersten Mal die Freundschaft des Crassus auf politischem Gebiete zu seinen Gunsten erprobte. Denn nicht blos, daß sich ein Senator von der Partei des Crassus herbeiließ, den betreffenden Antrag zu stellen, wodurch derselbe von vornherein, als von ganz objectiver Seite kommend, an Gewicht gewinnen mußte, so erhoben sich auch, als es nach der glänzenden Rede, die Cäsar für die Königswaise gehalten, zur Abstimmung kam, alle Senatoren, die Crassus irgendwie verpflichtet waren oder sonst zu dem reichsten Manne Roms in freundschaftlicher Beziehung standen, um mit Cäsar's Anhang dafür zu stimmen, daß Myrsa eine Summe aus dem Staatsseckel ausgeworfen werde, welche sie in den Stand setzte, ihren Aufenthaltsort beliebig wählen und ihrer Abstammung entsprechend leben zu können.

Als Cäsar auf die eben beschriebene Art für Myrsa zu wirken begann, war ihm keineswegs entgangen, daß

er das zu Gunsten der Königstochter unternahm, was er eigentlich in erster Linie für die Königswittwe zu thun verpflichtet gewesen wäre, deren Mitwirkung er es zu danken gehabt, daß er den römischen Staat um das Königreich Bithynien vergrößern konnte.

Urbilia hatte das Ihrige dazu beigetragen, ihren Gemahl Nikomedes zur Errichtung des den Römern so günstigen Testaments zu bestimmen, und Rom hatte daher zunächst an sie eine Dankesschuld abzutragen.

In Urbilia's Wesen war aber seit der Katastrophe in Galatien, die sie dem Kappadocier in die Hände gegeben, eine Wandlung vorgegangen, welche sie auf die bithynische Episode ihres Lebens wie auf etwas zurückblicken ließ, was sie mit peinlichen Vorstellungen erfüllte.

Das letzte Abenteuer, das sie zu ihrem Unheil bestanden, hatte ihr den Gedanken nahe gelegt, wie sehr ein friedliches Leben unter einfachen, gefahrlosen Verhältnissen einem unsichern Glanze vorzuziehen sei, der nur Gefahren in seinem Schoße birgt, ohne dem Menschen eine innere Befriedigung zu gewähren.

Sie dachte mit einer gewissen Sehnsucht an die Plautinische Straße, aus welcher sie ihr Unstern hinausgetrieben; sie mußte sich sagen, daß alles Glück, innerer wie äußerer Friede von ihr gewichen, seit sie

die düstere Straße verlassen, in welcher sie ihre Jugend zugebracht.

Das Leben in der schmalen, unruhigen Straße, das sie früher so verabscheut hatte, erschien ihr, aus der Ferne gesehen und nach den herben Erfahrungen, die sie in der Liebe wie im Leben gemacht, in nahezu reizendem Lichte.

Das Verlangen, ihren Vater wiederzusehen, sich seinen bescheidenen Verhältnissen liebevoll anzuschmiegen und ihn für den Kummer, den sie ihm bereitet, zu entschädigen, regte sich immer mächtiger in ihr, und hätte sie Sagane nicht mit Luchsaugen gehütet, so würde sie sicherlich das Asyl, das ihr Cäsar am Fuße des testacäischen Bergs vermittelt, bereits verlassen und ihre Schritte der Plautinischen Straße zugelenkt haben, in welcher sie sich den alten Vater, seine Waaren hütend und mit Sorge an die verschollene Tochter denkend vorstellte, da sie keine Ahnung davon hatte, daß derselbe mittlerweile im Dienste und Interesse Cäsar's gefahrvolle Abenteuer bestanden.

Als Cäsar, nachdem er aus Urbilia's Munde Kunde von den abenteuerlichen Vorgängen erhalten, welche seine ehemalige Geliebte nach Antium und zu Cornelia geführt, Urbilia über ihre Wünsche bezüglich ihrer Zukunft auszuholen begann, gewahrte er zu seiner Ueber-

raschung die innere Läuterung, die sich in ihrem Wesen vollzogen hatte.

Sie, die früher die Reichen und Vornehmen beneidet und Glanz und Ueberfluß als dasjenige betrachtet hatte, was den Menschen einzig zu befriedigen und glücklich zu machen vermöge, erschien durch die Schule des Lebens, durch die Erfahrungen, die sie im Vollgenuß glanzvoller Verhältnisse gemacht, so umgewandelt, daß die Ruhe und Einförmigkeit jenes kleinlichen Lebens, dessen Schranken sie früher mit ihren glühenden Wünschen durchbrochen, jetzt dasjenige war, dem ihre Seele entgegenschmachtete.

Als Cäsar von Bithynien und von den Ansprüchen, die Urbilia auf die Dankbarkeit des römischen Volks und Senats hatte, zu reden begann, fiel ihm diese mit einer abwehrenden Geberde in die Rede, welche deutlich erkennen ließ, daß sie über diese Gegenstände nichts hören wolle.

„Wenn sich Volk und Senat von Rom Bithyniens wegen Jemand verpflichtet glauben", sagte sie, „so mögen sie die ganze Dankesschuld an Myrsa abtragen. Mich laß in jene Verborgenheit zurückkehren, die ich nie hätte verlassen sollen und aus deren kleinem, aber ruhigem Kreise mich nur Deine schönen Worte herausgelockt haben, denen freilich

meine Stimmung und Neigung mit Empfänglichkeit entgegenkam."

„Bedenke", ließ sich Cäsar vernehmen, „daß, wenn ich Dich nicht aus den kleinlichen Gleisen, in welchen sich Dein Leben bewegte, ehe Du mich kennen gelernt, an das glänzende Tageslicht gezogen hätte, ich heute vielleicht nicht mehr lebte. Deiner Aufopferung verdankte ich, als ich hülflos und krank die sabiner Berge durchirrte, mein Leben —"

Wieder deutete jene entschiedene Handbewegung Urbilia's, mit welcher sie ihm das Wort abgeschnitten, als er von Bithynien hatte sprechen wollen, an, daß ihr die Erinnerung an die Tage, deren er gedachte, Pein verursache.

„Genug davon, Cäsar!" sagte sie in herbem Tone. „Du lebst und bist glücklich, laß Dir das genügen. Sieh Dich nicht nach denen um, die hier oder dort vielleicht etwas zu Deinem Glücke beigetragen haben. Und fühlst Du ja ein unwiderstehliches Gelüste, auf eins jener Wesen zurückzublicken, die etwas zur Verschönerung Deiner Lebenspfade beitrugen, so wende Deine ganze Aufmerksamkeit der hülflosen Myrsa zu."

„Myrsa gegenüber", fiel Cäsar Urbilia lebhaft in die Rede, „fühle ich mich nicht so gedrückt, wie wenn ich an Dich denke! Myrsa habe ich doch einen Dienst

erwiesen, indem ich sie aus der Gefangenschaft der Piraten befreite, Dir aber habe ich nichts Gutes gethan, Du hast durch mich nur gelitten, Dir bin ich zu ewigem Danke verpflichtet, weil Du mich durch Deine Liebe beglückt, über mich gewacht, mich gepflegt und geleitet hast, als ich in Gefahr war. Warum willst Du Dich allem Danke entziehen? Wenn es Dein Ernst ist, die vergangene Herrlichkeit, die Dir, ich sehe es wohl ein, wenig Glück gebracht hat, vergangen sein zu lassen, über Bithynien und was damit zusammenhängt, den Schleier ewigen Vergessens zu breiten, wenn Du wirklich von der Sehnsucht erfüllt bist, in Deine alten Verhältnisse, zu Deinem alten Vater zurückzukehren, so laß mich wenigstens den Mittler sein zwischen Dir und ihm!“

„Was braucht es da für einen Mittler, wo ein in der Schule des Lebens von ehrgeizigen Träumen geheiltes Kind reuig in die Arme des Vaters zurückkehrt?“ warf Urbilia ein.

„Nicht in die Plautinische Straße sollst Du zurückkehren“, beharrte Cäsar lebhaft. „Das kümmerliche Leben, das sie Dir bieten kann, paßt nicht für Dich. Dein Vater ist reich und kann Dir ein anderes, schöneres Leben bereiten, dessen Frieden Dir angenehm sein wird, ohne Dich etwas von dem Ueberfluß ver-

missen zu lassen, an den Dich Dein Aufenthalt in Bithynien gewöhnt hat. Laß mich mit Deinem Vater verhandeln, ehe Du die Schwelle seines einsamen Hauses überschreitest. Dein Vater ist mein Freund — Du weißt nicht, was er Alles für mich gethan hat — ich möchte ihm nicht gern als Dank dafür auf seine alten Tage einen unheilbaren Kummer bereiten. Dieser würde ihm aber nicht erspart werden, wenn er erführe, daß ich der Geliebte seiner Tochter gewesen, daß ich ihm diese Tochter entfremdet, während er sich für mich opferte! Füge dem Vielen, was Du für Cäsar gethan hast, edle Urbilia, noch den letzten großen Dienst hinzu: bewahre Cäsar vor der peinlichen Nothwendigkeit, vor dem braven Epidius erröthen zu müssen."

Cäsar hatte mit Wärme gesprochen und seine Bitte machte Eindruck auf Urbilia und rührte ihr Herz.

„Was soll ich thun?" murmelte sie mit unsicherer Stimme und fuhr dann, einen flüchtigen Blick auf Cäsar werfend und den Ton ihrer Stimme nun fast selbst zu einer Bitte zuspitzend, fort: „Verstricke mich nicht in neue Lügen meinem alten Vater gegenüber!"

„Keine ruchlose Lüge ist es", rief Cäsar lebhaft, „es ist ein gutes Werk, das Du thust, wenn Du auf

meinen Vorschlag eingehst und durch Dein zustimmendes Schweigen das bestätigst, was ich Deinem Vater sagen will. Er wird meine Worte nicht auf die Goldwage legen, weil er froh sein wird, Dich wieder zu besitzen. Er wird auch jetzt glauben, wie er in Nikomedia geglaubt hat, als wir ihm ein wahrscheinlich aufgestutztes Märchen zum Besten gaben, um Dein Erscheinen in Bithynien zu motiviren. Bleibe bei Sagane, bis Pompejus aus Kleinasien zurückkommt. Er wird die ganze römische Flotte und viele hundert gekaperte Schiffe mitbringen — wie leicht wird es dann sein, Deinen Vater an die Nachricht glauben zu lassen, daß es Freunde der Piraten waren, die Dir in Galatien aufgelauert und Dich in einem Hafenorte so lange gefangen gehalten haben, bis Dich die Leute des Pompejus auf ihrem Siegeszug befreiten. Es gehen jetzt so wunderbare Dinge vor, daß nichts mehr unwahrscheinlich erscheint. Ich werde Deinen Vater auf Deine Rückkehr vorsichtig vorbereiten und den Gedanken in ihm nähren, daß Dich die Schiffe des siegreich aus dem Piratenkrieg heimziehenden Pompejus mitbringen dürften. So wird ihm das, was Du ihm dann über Deine Erlebnisse erzählen wirst, vollends glaubwürdig erscheinen. Und während ich ihn an den Gedanken der Möglichkeit Deiner Rückkehr gewöhnen

will, werde ich zugleich in ihn dringen, Dich ja nicht wieder von sich zu lassen, wenn ihm das Glück erst wieder zu Deinem Besitze verholfen haben sollte. Ich glaube einigen Einfluß auf ihn zu haben, und wenn ich ihm begreiflich machen werde, daß er alt genug sei, um seinen Handel aufzugeben, sich zur Ruhe zu setzen und Dir alle jene Annehmlichkeiten des Lebens zu bieten, welche geeignet sind, Dich an ihn, an Rom zu fesseln und die verlorene bithynische Herrlichkeit vergessen zu machen, so wird er sich gewiß meinen Vorstellungen gegenüber nicht schroff und ablehnend verhalten. Er bat mich oft genug, sein Vermögen anzunehmen, ich werde ihn jetzt zwingen, dieses Vermögen anzuwenden, um sich selbst und Dir ein angenehmes Dasein zu bereiten."

Cäsar's Beredtsamkeit siegte, wie im Großen im Senate, so auch hier im Kleinen einer Frau gegenüber, die, wenn sie ihn auch nicht mehr zu lieben glaubte, sich doch von dem süßen Wohllaut seiner Stimme und der überzeugenden Logik seiner Argumente gefangen nehmen ließ.

Achtes Kapitel.

Pompeja und Clodius.

Die Verhandlungen Cäsar's mit den beiden Sagane's Schutze anvertrauten Frauen machten eine Reihe von Besuchen bei der Wahrsagerin nothwendig, welche wieder an dem Magier Oropos einen aufmerksamen Beobachter fanden.

Oropos lauerte nur auf den Augenblick, in welchem Pompeja bei Sagane erscheinen würde, um sein dem Kappadocier gegebenes Wort zu lösen.

Oropos wartete nicht vergeblich. Eines Tages erschien die jugendliche Gemahlin Cäsar's in der Höhle des testacäischen Berges, um sich wahrsagen zu lassen, ob die Rückkehr ihres Oheims nahe bevorstehe und ob denselben keine Widerwärtigkeiten treffen würden.

Oropos stürzte sich mit der Gier des Geiers, der sich auf seine Beute wirft, auf den willkommenen,

längst mit Sehnsucht erwarteten Besuch und wußte es so einzurichten, daß er Sagane im ersten Augenblicke von Pompeja fernhielt, um sich dieser selbst ungestört nähern zu können.

Er trat ihr mit wohlberechneter, verstörter Miene entgegen, die ihr auffallen und sie zu der Frage veranlassen mußte, was ihm Besonderes zugestoßen sei, daß sein Blick so befremdend unsicher, seine Haltung nicht die gewöhnliche ruhige sei.

„Verzeihe, Herrin", lautete die Antwort des Magiers auf Pompeja's neugierige Frage, „aber ich kann es nicht mit ansehen, wie Sagane Dein Vertrauen mißbraucht."

„Sagane sollte mich täuschen?" murmelte Pompeja betreten.

„Ja, sie heuchelt Dir Ergebenheit und spielt mit Deinem Gemahl, der sie als Hehlerin für seine Liebesabenteuer benutzt, unter einer Decke."

Während Oropos seine Anklage hastig hinwarf, erbleichte Pompeja und rief mit zitternder Stimme, den Magier mit einem forschenden Blicke festhaltend:

„Wäge Deine Worte, Oropos, und bedenke, was Du sagst. Sprichst Du von Cäsar, von dem Cäsar, der seit vierzehn Tagen mein Gemahl ist und täglich schwört, mich allein zu lieben?"

„Ja, von ihm spreche ich!“ entgegnete Oropos. „Es ist noch keine halbe Stunde verflossen, seit er hier war, seit ihm Sagane die Thür öffnete zu dem geheimnißvollen Hause, in welchem sie früher allein wohnte, während sie dasselbe seit einigen Monaten mit zwei jungen und schönen Frauen theilt, die Cäsar häufig besucht.“

„Wer sind die Frauen?“ rief Pompeja hastig. „Kannst Du mir ihre Namen nennen?“

„Die eine kenne ich nicht“, lautete des Magiers rasche Antwort, „die andere habe ich zufällig einmal gesehen, als sie noch ein Kind war. Meine Pilgerfahrten als Mithraspriester führten mich, es mögen vielleicht zwölf Jahre her sein, nach Bithynien; in Nikomedia sah ich die Königstochter, und eine von den zwei Frauen, die Cäsar Sagane's Obhut übergeben hat, ist diese Königstochter.“

Pompeja erinnerte sich der warmen Vertheidigungsrede, die ihr Gemahl vor kurzem für die hinterlassene Tochter des letzten Königs von Bithynien im Senate gehalten, und auch die Bemerkung kam ihr in den Sinn, welche der Nomenclator ihres Oheims an dem Tage, an welchem sie Cäsar zum ersten Male in dem Vorzimmer des letztern gesehen, über ihren jetzigen Gemahl gemacht: „Man sagt, daß er, obwohl verheirathet, in Kleinasien ein Liebesverhältniß mit der

Tochter des Königs von Bithynien unterhalten haben soll." Waren das nicht die Worte gewesen, mit denen vor Jahr und Tag der Nomenclator ihre Frage, wer der junge und interessant aussehende Mann sei, der ihr im ersten Augenblicke aufgefallen und den er Cäsar genannt, beantwortet hatte?

Wenn Cäsar Myrsa jetzt eine Unterkunft bei der Wahrsagerin vermittelt hatte und sie in ihrem Asyl insgeheim besuchte, so sprach Beides dafür, daß er das innige Verhältniß mit ihr, dessen ihn der Volksglaube vor Jahr und Tag beschuldigt, noch immer fortsetzte.

Und nicht Myrsa allein war es, welcher Cäsar huldigte, es war, wie Oropos sagte, noch eine Frau da, mit der er sich beschäftigte, während er vorgab, daß sein Herz ungetheilt ihr gehöre.

Sie mußte Gewißheit haben, sie mußte klar sehen und sich überzeugen, wessen sie sich von Cäsar zu versehen habe.

„Kannst Du mich nicht benachrichtigen, wenn Cäsar wieder zu den Frauen kommen sollte, die er bei Sagane verborgen hält?" fragte sie den Magier hastig.

„Wie kann ich etwas gegen meine Genossin Sagane unternehmen?" warf Oropos, Verlegenheit heuchelnd, ein. „Sagane thut Alles für Cäsar, weil sie

hofft, daß er es ihr glänzend lohnen werde, wenn er erst einmal noch höher gestiegen. Dir dienen heißt Sagane verrathen —"

„Weißt Du nicht", fiel Pompeja dem Magier in die Rede, „daß ich die Mittel besitze, Dir den Schaden, welcher für Dich aus einem Bruche mit Sagane entstehen kann, hundertfach zu ersetzen? Erhofft Sagane von Cäsar künftigen Nutzen, so will ich Dich gleich belohnen!"

„Sprich nicht von Belohnng, Herrin!" wies Dropos das verlockende Anerbieten mit der Miene gutgespielter Entrüstung zurück. „Nicht um Geld und Gewinn ist mir's zu thun; halte mich nicht so gemeinen Eigennutzes für fähig, wie er leider eine Charaktereigenschaft Sagane's bildet, die blos darum Alles that, was in ihrer Macht stand, Deine Verbindung mit Cäsar zu begünstigen, weil sie sich Cäsar's und Deines Oheims Gunst sichern wollte; mich leiten keine ähnlichen Beweggründe, mich empört es blos, wenn ich das grausame Spiel sehe, das man mit Dir, der Arglosen, Jungen und Unerfahrenen treibt; und weil Du mich dauerst, Herrin, will ich die Ränke derer, die sich verbunden haben, Dich zu täuschen, und dabei auf Deine Blindheit zählen, durchkreuzen, will Dir dienen, selbst gegen Sagane und auf die Gefahr hin, der letztern Zorn

auf mich zu laden. Du wirst begreifen, daß es nicht meinetwegen geschieht, wenn ich Dich dringend bitte, Sagane und Deinem Gemahl gegenüber die Unbefangene zu spielen, denn Sagane ist schlau, und würde sie nur den Schimmer einer Ahnung haben, daß ich Dir einen Wink gegeben, so würde sie einen unnahbaren Wall um das Geheimniß errichten, zu dessen Hüterin sie Dein Gemahl gemacht."

„Sei ruhig, Oropos", versicherte Pompeja in festem Tone, „Niemand soll mir ansehen, was ich weiß! Ich will Cäsar durch meine harmlose Hingebung, Sagane durch erhöhte Freundlichkeit täuschen!"

„Wohlan, dann laß Deinen verlaßlichsten Sklaven in der Via Scribonia, welche dreihundert Schritte von hier entfernt liegt, auf der Lauer liegen; sobald Dein Gemahl kommt, gebe ich Deinem Sklaven einen Wink und er mag zu Dir fliegen. Wenn Du Dich in der Säulenhalle aufstellst, welche die Bäder des Catulus umgibt, kannst Du mit Deinen Blicken bequem das Haus erfassen, in welchem die Geliebten Cäsar's verborgen sind, und diesen selbst beobachten, wie er den Zufluchtsort verläßt, den er mit schlauem Sinne für die Frauen ausfindig gemacht hat, deren Existenz für Dich ein Geheimniß bleiben sollte."

Nachdem der Magier auf diese Art das Mißtrauen

Pompeja's rege gemacht hatte, suchte er Clodius auf, welchem gegenüber er die Miene eines geldgierigen Menschen annahm.

„Du hast Dich um die Liebe einer schönen Frau beworben, Clodius, und bist nicht erhört worden", sagte er zu dem jungen Lebemann, der sich bei Pompeja einen Korb geholt hatte. „Was würdest Du es Dir kosten lassen, wenn ich Dir die Genugthuung verschaffte, schließlich dennoch dort der Sieger gewesen zu sein, wo Du bisher nur eine Niederlage zu verzeichnen hast, welche der stolze Cäsar belächelt?"

„Sprichst Du von Pompeja?" fragte Clodius, indem er die Stirn runzelte.

Der Magier nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Du kennst mich, Clodius, denn Du warst einige Male bei Sagane, der Wahrsagerin, deren Gehülfe und Verbündeter ich bisher gewesen. Mit dem Weibe ist nicht länger auszukommen, sie möchte mich nur ausnutzen und den ganzen Gewinn einstreichen. Ich bin nicht gesonnen, länger ihre Habgier zu unterstützen, und will mich von ihr trennen. Um das Gewerbe, das ich bis zur Stunde gemeinschaftlich mit Sagane betreibe, selbstständig führen zu können, brauche ich aber Geld. Da fielst Du mir ein, Clodius. Du hast Geld, Du kannst mir helfen und ich will Dir dafür den Gegen-

dienst leisten, daß ich Dir zum Triumphe über Cäsar verhelfe, der Dein glücklicher Nebenbuhler bei Pompeja gewesen."

„Wenn mich Pompeja früher verschmähte, wie wird sie mir in den Tagen der jungen Liebe zu Cäsar das gewähren, was sie mir versagte, als sie frei war?" wandte Clodius ungläubig ein.

„Mit der jungen Liebe zu Cäsar hat es gute Wege!" rief der Magier höhnisch. „Diese Liebe ist ausgeliebt — Cäsar hat seine Gemahlin beleidigt, indem er andere Göttinnen neben ihr hatte. Bist Du klug, Clodius, bemächtigst Du Dich des kostbaren Fadens dessen Ende ich Dir in die Hand liefere, verstehst Du Dich darauf, das Eisen zu schmieden, solange es glühend ist, so kann es Dir nicht fehlen. Pompeja ist einer von den Charakteren, die nicht winseln, wie Cäsar's erste Gemahlin dies gethan, denen es nicht gegeben ist, schweigend zu dulden und zu tragen; die beleidigte Pompeja ist im Stande, dem Gatten, der sie gekränkt hat, mit gleicher Münze zu bezahlen. Noch einmal, Clodius, die Sachen können nicht günstiger für Dich liegen, und liebst Du Pompeja noch und trägst Du das Verlangen in Dir, Dich an Cäsar zu rächen, so schaffe ich Dir Gelegenheit, zu guter Stunde an Pompeja herantreten zu können."

„Wohlan, ich will Dich machen lassen!" schlug Clodius leichtblütig ein. „Ich bin nicht der Mann der vor einem Wagnisse zurückbebt und einer schönen Frau aus dem Wege geht, die ihm — dafür nehme ich Dein Wort als Bürgschaft — halb und halb entgegenkommt."

„Aber mein Lohn, Herr, mein Lohn!" rief Oropos, wieder den unverschämt Geldgierigen herauskehrend, da ihm dies das beste Mittel schien, das tiefere Interesse, das er an der Sache nahm, zu maskiren. „Wenn ich mich von meiner bisherigen Genossin trenne und auf meine eigenen Füße stellen will, so brauche ich hunderttausend Sesterzien; die Einrichtung einer Wahrsagehöhle, die vornehme Kundschaft anlocken soll, kostet Geld!"

„Du sollst bekommen, was Du forderst und brauchst!" stellte Clodius den Dränger zufrieden.

„Dann soll auch Dir werden, worauf Deine Wünsche zielen!" rief Oropos mit erkünstelter freudiger Lebhaftigkeit. „Halte Dich in den nächsten Tagen, soviel es Dir nur immer Deine Zeit erlaubt, und ich glaube, Du hast so viel Zeit, daß Dir der ganze Tag gehört, in der Säulenhalle auf, welche die Thermen des Catulus umgibt. Du wirst dort eines Tages Pompeja finden; das Weitere ist Deine Sache. Sprich ihr

von Deiner unvergänglichen Liebe und von der zarten Sorgfalt, mit der Du sie umsponnen hättest, wenn Dir das Glück beschieden gewesen wäre, sie als Gattin über Deine Schwelle heben zu dürfen; klage Niemand an, aber laß durchblicken, daß ganz Rom davon spreche, daß Cäsar seiner zweiten Gemahlin nicht jenes Glück bereite, dessen sie so sehr würdig sei, und erhört man Dich nicht gleich, so laß Dich nicht abschrecken, suche mich auf und ich will Dir weiter Deine Wege bahnen. Deine hunderttausend Sesterzien sollen mir nicht entgehen, ich sehe mich schon im Geiste als deren Besitzer und Dich als den beglückten Liebhaber Pompeja's!"

Die Dinge verliefen zur Zufriedenheit des Magiers und die Saat, die er ausgestreut, um dem Kappadocier zu dienen, ging üppig in die Höhe.

Pompeja überzeugte sich, wenn auch nicht von der Untreue ihres Gemahls, so doch davon, daß er insgeheim wirklich die Wahrsagerin besuchte.

Da sie aber keinen Grund hatte, die Mittheilung des Magiers anzuzweifeln, daß bei Sagane in nahezu unsichtbarer Zurückgezogenheit zwei Frauen lebten, denen diese geheimnißvollen Besuche galten, so hielt sie sich überzeugt, daß sie von ihrem Gemahl wie von Sagane verrathen sei.

Daß sich jener aber mit einem Geschöpfe von der

Art Sagane's gegen sie verbunden, das war es, was sie fast noch mehr verletzte als die Untreue Cäsar's.

Clodius, der nicht versäumte, von den Rathschlägen des Magiers und von der ganzen Situation, die sich für ihn wirklich günstig gestaltet hatte, Nutzen zu ziehen, fand bei der gekränkten Pompeja wohl flüchtiges Gehör, aber keine Erhörung.

Wenn er ihr in der Säulenhalle, welche die Thermen des Catulus einrahmte, deutlich von seiner Liebe und verblümt von der Unwürdigkeit Cäsar's sprach, während sie mit steigender Aufregung auf den Augenblick lauerte, wo sich drüben unter dem testacäischen Berge die Thür des Hauses öffnen würde, um Cäsar, den sie dort verweilend wußte, herauszulassen, so stieg in ihrer Seele wohl flüchtig der Gedanke an Rache auf, aber ihre edlere Natur bäumte sich doch gleich wieder gegen die niedrige Versuchung auf und sie gab sich die Miene, als ob sie weder die Liebesversicherung des einst von ihr abgewiesenen Liebhabers, noch seine Ausfälle gegen Cäsar's Lebenswandel verstünde.

In dieser Beziehung hatte sich denn doch Oropos in dem Charakter Pompeja's geirrt; so leicht, wie er gedacht und dem Clodius vorgespiegelt, war diese Frau nicht zu gewinnen.

Aber selbst da, wo er einem unerwarteten Wider-

stande begegnete, schien ihn das Glück zu begünstigen und ein unerwarteter Zufall kam ihm in dem Augenblick zu Hülfe, wo er bereits rathlos dastand, da ihm Clodius rundheraus erklärt hatte, daß ihn dies aussichtslose Girren, das ihm noch nicht einmal die Einladung zu einem Morgenbesuche eingetragen, zu langweilen anfange.

Die Dinge in Spanien hatten eine Gestaltung angenommen, die es wünschenswerth erscheinen ließ, daß in jenem entfernten Lande je eher desto lieber ein energischer, kräftiger Mann das Commando in die Hand nehme.

Die Lusitanier beunruhigten lebhaft die den Römern unterworfenen Gebiete und es ging die Sage, daß sie an einem kleinen, aber von einem geschickten Führer geleiteten Piratengeschwader, das sich im Hafen von Vetulonia einiger römischer Fahrzeuge bemächtigt und die Balearen entlang den Weg um die Säulen des Hercules gefunden, ohne von der römischen Flotte, die sich in einer ganz andern Richtung concentrirt hatte, behelligt zu werden, einen kräftigen Succurs fänden.

Als nun Pompejus mit dem Gros der Flotte und den zahllosen erbeuteten Piratenschiffen von den Gestaden Kleinasiens, die er vollständig von den Seeräubern gesäubert, zurückkehrte und von Cäsar ver-

nahm, daß sich dieser das Commando in Spanien wünsche, sagte er:

„Ich glaube selbst, daß Du dem Staate in Spanien in diesem Augenblicke werthvollere Dienste leisten könntest als in Rom, wo die Dinge, Dank dem Bunde, den Du zwischen mir und Crassus aufgerichtet hast, einen glatten Verlauf nehmen werden. Laß mich daher im Senate beantragen, daß man das Jahr, das Du als Prätor in Rom zubringen solltest, mit Rücksicht auf die außerordentlichen Umstände kürze und Dich gleich in die Provinz entsende. Ich will es dann schon im Verein mit Crassus so lenken, daß Dir jedenfalls Spanien zufällt, das Loos mag entscheiden, wie es will. Gibt es Dir eine andere Provinz, so tauschest Du einfach; Du wirst Wenige finden, die Spanien, wenn es ihnen der Zufall zuweisen sollte, nicht gern wieder loswürden und gegen eine Provinz eintauschten, die sich leichter und müheloser verwalten läßt. Du kannst also, wenn Du willst, in acht Tagen auf dem Wege nach Spanien sein. Eine andere Frage ist es freilich, wie Deine junge Gemahlin die Botschaft aufnehmen wird, daß Du sie über Hals und Kopf verlassen willst."

„Pompeja müßte nicht Deine Nichte sein", sagte Cäsar, „wenn sie sich nicht zu trösten wüßte, sobald

sie hört, daß ihr Gatte geht, um sich im Kriege gegen die Lusitanier Ruhm zu holen."

Cäsar hatte sich nicht geirrt; was er als leere Schmeichelei Pompejus zugeworfen, fand seine Bestätigung; Pompeja tröstete sich, als sie vernahm, daß sie ihr Gemahl einige Monate früher verlassen wolle, als sie erwartet hatte.

Verbittert, wie sie durch die gemachten Erfahrungen war, kam ihr die Kunde, die sie mit Leid erfüllt haben würde, wenn ihr Verhältniß zu Cäsar das alte, ungetrübte gewesen wäre, fast willkommen, weil sie sie der peinlichen Nothwendigkeit überhob, dem Gemahl gegenüber noch länger Harmlosigkeit heucheln zu müssen.

Die bevorstehende Abreise veranlaßte Cäsar, einen letzten Besuch bei der Wahrsagerin zu machen.

Myrsa hatte ihr Asyl bei Sagane bereits verlassen und ihren Aufenthalt in Bajä aufgeschlagen, wo ihr die Dotation, die ihr der Senat ausgeworfen, einen Haushalt zu führen gestattete, der, wenn er auch nicht so glänzend war wie jener, den sie von ihrer Kindheit an im väterlichen Hause gewohnt gewesen, doch all ihren Wünschen Befriedigung verlieh.

Auch Urbilia war schon seit vierzehn Tagen zu ihrem Vater zurückgekehrt, der, durch Cäsar in klug angebahnter Weise auf ihr mögliches Erscheinen vor-

bereitet, die verloren geglaubte Tochter mit offenen Armen empfing und Cäsar's Rath folgte, sie mit allem Luxus, den ihm sein großes Vermögen zugänglich machte, zu umgeben, damit er sie ja an sich fessele und ihr die Herrlichkeiten Bithyniens vergessen mache.

Der alte Mann wußte nicht, wie glücklich sich sein Kind schätzte, daß es wieder bei ihm sein könne, und fürchtete dasselbe zu verlieren, wenn er es nicht mit aller Aufmerksamkeit behandelte.

Was den Gemahl Pompeja's vor seiner Abreise nach Spanien noch einmal zu Sagane führte, stand aber auch außer aller Beziehung zu den Frauen, welchen seine Besuche in den letzten Wochen gegolten.

Seit Cäsar die Liebe der Schwester seines Feindes Cato durch die kostbare Perle erkauft hatte, zu deren Erwerbung er Epidius benutzt, war er öfter mit Servilia zusammengekommen, die alle Rücksicht von sich gestreift, seit sie sich ihm zu eigen gegeben.

Nicht einmal daran, daß er um Pompeja warb, nahm Servilia Anstoß und fuhr fort, nach Art einer gewöhnlichen Buhlerin auch den Gemahl Pompeja's mit ihrer Liebe zu beglücken.

Die Abwesenheit Cato's, der sich wegen Kränklichkeit monatelang auf seinem Landgute in Calabrien aufhielt, begünstigte das Verhältniß.

Nun war aber Cato fast in dem Augenblicke, wo Cäsar nach Spanien aufbrechen wollte, unerwartet von seiner entlegenen Besitzung nach Rom zurückgekehrt, wo dringende Geschäfte seine Anwesenheit erheischten.

Die Rückkehr des Mannes, der ihn haßte, verschloß Cäsar mit einem Mal das Haus, dem er bis dahin so manchen geheimen Besuch abgestattet hatte.

Wenn Cäsar von Servilia Abschied nehmen wollte, so mußte er mit ihr eine Zusammenkunft an einem andern neutralen Ort verabreden, und als dieser Ort empfahl sich ihm wieder die Wohnung der Wahrsagerin, die ihm bereits so treffliche Dienste geleistet und in welcher er sich von lauter verlaßlichen Menschen umgeben glaubte.

Insbesondere traute er dem Magier unbedingt; ihn hatte er sich auserſehen, eine geheime Botschaft zu Servilia zu tragen, welche das schöne, üppige Mädchen zu einer letzten Zusammenkunft bei Sagane einlud.

Oropos flog mit dem Briefe zu Pompeja, ehe er ihn an Cato's Schwester bestellte.

„Sieh, Herrin", keuchte er athemlos, nachdem er Zutritt zu Pompeja gefunden, „sieh einen neuen Beleg für die Verrätherei Sagane's! Dieser Brief Cäsar's beruft Cato's schöne Schwester in das Haus Sagane's! Zu solchen Dingen bietet Sagane die Hand! Ganz

Rom weiß, um welchen Preis Cäsar Servilia's Liebe erkauft hat, und nun begünstigt Sagane, Dir immer noch Ergebenheit heuchelnd, Zusammenkünfte einer berüchtigten Buhlerin mit Deinem treulosen Gemahl."

Pompeja konnte auch in diesem Falle nicht zweifeln. Also nicht allein mit Myrsa und Urbilia hatte sie Cäsar's Liebe theilen müssen, es gab noch eine dritte Frau in Rom, die sie insgeheim verlachte, die Cäsar's Liebkosungen gelassen hinnahm, als ob es keine rechtmäßige Gemahlin Cäsar's gebe. Das war zu viel.

Als sich Clodius wenige Tage nach Cäsar's Abreise erkühnte, eine Lotosblume, in deren Kelche ein unumwundenes zärtliches Geständniß ruhte, in Pompeja's Hände gelangen zu lassen, fand die zarte Gabe keine verletzende Zurückweisung.

Und als er es bald darauf wagte, in den Gärten, die Pompeja zu besuchen pflegte, an dieselbe heranzutreten und ihr seine Begleitung anzutragen, als sie die Säulenhallen, welche die Gärten umgaben, entlang wandelte, wurde ihm ein aufmunterndes Lächeln zu Theil, das ihn entzückte und verwegenen Wünschen Befriedigung in Aussicht zu stellen schien.

Neuntes Kapitel.

Vor dem Feste der guten Göttin.

Im Hause des Pontifex Maximus ging es gar lebhaft zu, obwohl der Hausherr abwesend und viele hundert Meilen von Rom entfernt war.

Man schrieb den fünften December und das Fest der guten Göttin war im Anzuge.

Der Zeit nach fiel dieses Fest immer in den Anfang des December, wenngleich es zu den beweglichen Festen gehörte und der Tag desselben wechselte.

Seine Bedeutung war die eines Opfers und Gebets für das römische Volk, daher es in dem Hause eines der höchsten Staatsbeamten, entweder des Consuls oder des Prätors, von dessen Frau und zwar unter Mitwirkung der vestalischen Jungfrauen dargebracht wurde.

Im letzten Jahre war der Schauplatz des Festes das Haus des Consuls Cicero gewesen, dessen stolze und vornehme Gemahlin einen guten Antheil daran hatte, daß Cicero auf die gleichsam standrechtliche Verurtheilung und Hinrichtung der Catilinarier Lentulus und Cethegus drang.

In diesem Augenblick erwartete man die Gemahlin Cicero's im Hause des Pontifex Maximus und Prätors Cäsar zu Besuch, da es eine feststehende Sitte war, daß die Frau, in deren Hause das Fest der guten Göttin im letzten Jahre gefeiert worden, derjenigen, die diesmal auserseheen worden, die gute Göttin zu ehren, einen Besuch abstattete, um ihr die nöthigen Unterweisungen zu geben, damit kein Verstoß den Gang des Festes störe, bei welchem nur ganz unbescholtene Frauen zugelassen wurden und Männer so wenig Zutritt fanden, daß, vollends bei dem nächtlichen Opfer, alles Männliche mit solcher Aengstlichkeit entfernt wurde, daß selbst solche Bilder, auf denen Männer oder Thiere männlichen Geschlechts zu sehen waren, verhängt werden mußten.

In diesem Jahre hatte der Senat mehr die Frauen, die in Cäsar's Hause walteten, als Cäsar selbst zu ehren gedacht, wenn er die Anordnung traf, daß das Fest der guten Göttin in dem Hause

des gerade in Spanien abwesenden Prätors gefeiert werde.

Denn nicht blos, daß Cäsar's Mutter Aurelia bei dem Volk und Senat ihrer hohen Tugenden und ihres reinen Lebenswandels wegen in großem Ansehen stand, so erfreute sich auch Cäsar's Schwester Julia allgemeiner Achtung; endlich glaubte der Senat den aus dem Osten siegreich heimkehrenden Pompejus zu ehren, wenn er befahl, daß das Opfer der guten Göttin in diesem Jahre von seiner Nichte Pompeja dargebracht werde, die vor wenigen Monaten als jugendliche Hausfrau in Cäsar's Haus eingezogen war.

Pompeja empfing die um Vieles ältere Gemahlin des Cicero, welche mit würdevoller Langsamkeit aus ihrer bedeckten Sänfte gestiegen war, deren Vorhänge dicht zugezogen waren, an der Schwelle des Hauses, über welche sie selbst erst kürzlich nach alter Sitte als Braut gehoben worden war, als sie ihren ersten Eintritt in ihre neue Wohnung bewerkstelligt hatte.

Ueber der Hausthür hingen noch, wenn auch schon ganz welk, die Zweige, welche diese Thür in frischgrünem Zustande bei dem Einzug der Neuvermählten geschmückt hatten.

Diese welken Zweige bildeten einen scharfen Gegen-

satz zu den grünen, mit welchen das Atrium heute zu Ehren der guten Göttin geschmückt war.

Die Schränke der Ahnenbilder, welche offen standen, wie immer bei feierlichen Anlässen, waren mit neuen glänzenden Teppichen ausgeschlagen und Kränze waren hier und da sichtbar.

Indem Pompeja ihren Besuch in ihr Gemach führte, folgten ihr keine Sklaven und Clienten in die innern Räume, wie dies sonst immer in diesem auf großem Fuße lebenden Hause der Fall war, wo ein hundertköpfiger Schwarm dienstbeflissener Männer aller Lebensstellungen die Gebieterin zu umgeben pflegte.

Heute waren eben alle Männer von dem Eintritt in das Haus ausgeschlossen, das sich zu dem Feste der guten Göttin schmückte.

Das Auge Terentia's — so hieß die Gemahlin des Cicero — fiel nach dem Eintritt in Pompeja's Gemach zunächst auf den Schrank, in welchem das viereckige feuerfarbene Kopftuch hing, das einen Hauptbestandtheil des Brautschmucks ausmachte und von den römischen Hausfrauen sorgfältig aufbewahrt zu werden pflegte, da es neben dem eisernen Ring, welchen der Bräutigam seiner zukünftigen Gattin als Symbol der Treue schenkte, ein Erinnerungszeichen an die Vermählungsfeier bildete, das man sich immer vor Augen zu halten suchte.

„Ich wünsche Dir, meine holde Pompeja", redete Cicero's Gemahlin die Hausfrau nach der ersten Begrüßung an, „daß Du das bevorstehende Fest unter freundlichern Umständen begehen mögest, als ich es im vorigen Jahre beging. Ich werde den vorjährigen fünften December nicht vergessen, und wenn ich noch so alt würde. Wir hatten eben der guten Göttin das übliche Sühnopfer in Gestalt eines zarten Schweinchens dargebracht und das feierliche Gebet für das öffentliche Wohl, den Segen der Aecker und die Fruchtbarkeit der Matronen verrichtet und wollten uns nun jener ausgelassenen Fröhlichkeit hingeben, welche der guten Göttin so wohlgefällig ist, als unser Scherz plötzlich verstummte, denn greller Fackelschein erhellte, von der Straße kommend, alle Räume. Draußen bewegte sich der Zug, in dessen Mitte die zum Tode verurtheilten Catilinarier einherschritten, dem Gefängniß zu, in welchem die dem Tode geweihten Verbrecher aufbewahrt zu werden pflegen. Man hatte die Verurtheilten aus ihren bisherigen Wohnungen abgeholt und führte sie über den Marktplatz jenem Gefängnisse zu."

„Ich kenne es, denn ich habe mich von meinem Oheim dahin führen lassen", warf Pompeja, wie von einem Schauer geschüttelt, mit halblauter Stimme ein. „Es liegt am Fuße des Capitols und ist zwölf Fuß

tief in den Berg gebohrt. Man sagt, daß das unheimliche Gewölbe vor Zeiten ein Brunnenhaus gewesen sei. Ich habe auch den unheimlichen Zug vom fünften December vor Augen, da auch mich in jener Nacht der plötzlich auflodernde Fackelschein an das Fenster lockte. Dein Gemahl führte den Lentulus, der Prätor den Cethegus, Wachen schritten ringsumher, da es hieß, daß man die Gefangenen befreien wolle. Niemand wußte, ob man die letztern in einen andern Gewahrsam oder zum Tode führe. Das Volk schrie wild durcheinander, begrüßte mit Jubel Deinen Gemahl, nannte ihn den Vater des Vaterlandes, den Mann, dem man verdanke, daß man in Rom wieder ruhig werde schlafen können."

„Das Volk wußte nicht, daß ich es eigentlich gewesen, die den Gemahl dahin gedrängt, seine Verdienste um das Vaterland durch das rücksichtslose Vorgehen gegen die Catilinarier zu krönen", sagte Terentia mit Selbstbewußtsein. „Aber lassen wir die Todten ruhen und wählen wir einen heiterern Gesprächsstoff, liebe Pompeja. In der nächsten Nacht hast Du kein ähnliches Schauspiel zu befahren, Rom ist ruhig, es hat Muße, sich mit dem Verschwinden der Glyceria zu befassen."

„Die Gemahlin des Senators Galbius ist verschwunden?" warf Pompeja überrascht ein.

Terentia nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Ihrem Manne geschieht eigentlich Recht, denn er hat seine Frau durch unnöthige Eifersucht gequält, sodaß sie, wenn sie ausging, die Vorhänge ihrer Sänfte dicht verhängt haben mußte; selbst aber griff er überall zu, wo Frauengunst zu vergeben war.“

Terentia beachtete die Röthe nicht, die bei den letzten Worten auf Pompeja's Wangen aufflammte, und fuhr in ihrer Erzählung des neuesten Stadtklatsches fort:

„Galbius hatte ein Liebesverhältniß über das andere, das letzte besonders machte viel von sich reden. Er lockte die Gemahlin des Senators Cocynthus, die als eine geborene Aegyptierin dem Cultus der Isis anhing, in den Tempel dieser Göttin, indem er den Priester der letztern bestach, welcher der Frau, nach deren Besitz es Galbius gelüstete, einredete, der Gott Anubis wünsche eine nächtliche Zusammenkunft mit ihr. Als die getäuschte Frau zu nächtlicher Stunde in dem vorgeschriebenen leinenen Gewande und mit aufgelöstem Haare im Isistempel erschien, zeigte sich ihr Galbius als Gott Anubis.“

Indem Terentia das Treiben des seiner Gemahlin ungetreuen Galbius schilderte, rang Pompeja mit ihrer Verlegenheit, für welche Terentia jedoch kein aufmerk-

sames Auge hatte, da sie zu sehr mit der Angelegenheit beschäftigt war, die eben die vornehme Welt von Rom, Terentia obenan, in Athem hielt.

„Und wie denn immer die ungetreuen Männer die größten Haustyrannen sind", fuhr die Gemahlin Cicero's eifrig fort, „und ihre Frauen nicht kurz genug halten können, so hat auch Galbius seine Frau wie eine Sklavin behandelt und ihr nur den Besuch der Theater und Amphitheater gestattet, weil in diesen die Frauen getrennt von den Männern sitzen. In den Circus durfte sie nicht gehen, denn der eifersüchtige Galbius wäre aus der Haut gefahren, wenn seine Gemahlin zufällig einen galanten Nachbar gehabt hätte, der sich ein Vergnügen daraus gemacht hätte, ihr hier ein Kissen zurechtzulegen, dort ein Fußbänkchen herbeizuschaffen, oder ihr wohl gar Luft zuzufächeln. Aber wie eine Frau, die ihren Mann betrügen will, immer Mittel dazu findet, so kam auch die gute Glyceria in keine Verlegenheit, ihrem Manne die an ihr vielfach begangene Untreue heimzuzahlen. Den Circus hielt Galbius für gefährlich, weil dort Männer neben Frauen zu sitzen kamen, von den Spaziergängen aber, die seine Frau in den Säulenhallen unternahm, während er im Senate war, hatte er keine Ahnung. Unter den Arkaden aber gesellte sich ein zierlicher Zitherschläger zu

Glyceria, der kürzlich in einem Preiszitherspielen im Theater den Kranz davongetragen hatte, und nun ist die gute Glyceria zur unbeschreiblichen Verzweiflung ihres Mannes mit dem leichtfüßigen Zitherspieler über alle Berge."

„Was wird Galbius machen?" forschte Pompeja mit stockender Stimme.

„Was wird er machen!" lachte Terentia. „Die Frau laufen lassen und sich auf seine Art trösten. Ich wiederhole, es ist ihm Recht geschehen. Stirbt seine ungetreue Frau einmal, so kann er ihr auch auf den Grabstein setzen lassen, was ich kürzlich auf einer Reise nach Bajä auf einer Urne las: Am Tage ihres Todes habe ich Götter und Menschen meinen Dank bezeigt. Aber, liebe Pompeja, laß mich doch jetzt Deine Vorbereitungen zum Feste in Augenschein nehmen; wir haben uns lange genug mit Nichtigkeiten beschäftigt. Sage mir, hat Dir Dein Gemahl nie von den Festen des Faunus erzählt, zu welchem Gotte die gute Göttin in so nahen Beziehungen steht, daß man sie bald seine Tochter, bald seine Frau nennt?"

„Cäsar sprach nie von diesen Festen."

„Das wundert mich, da er als Flamen dialis an der Spitze des Collegiums der Luperci steht und dem Faun alljährlich einen Bock opfern muß im Lupercal.

Nach dem Bocksopfer werden zwei Jünglinge vornehmer Abkunft herbeigeführt und von den Opferern mit blutigen Messern an der Stirn berührt, worauf Andere das Blut mit in Milch getränkter Wolle gleich wieder abwischen. Nach dem Mahle umgürten sich die Luperci mit den Fellen der geopferten Böcke, zerschneiden andere Felle in Riemen und laufen dann den Palatin und die heilige Straße entlang, über das Forum und durch die ganze Stadt, bis auf diese Umgürtung ganz unbekleidet."

„Ich dachte, Faunus würde nur im freien Felde verehrt", wandte Pompeja ein, „in Höhlen oder in Hainen und durch heilige Bäume, wie zum Beispiel durch den wilden Oelbaum an der laurentinischen Küste, an welchem die Schiffer nach glücklicher Rückkehr ihre Kleider dem guten Schutzgeist der Heimat zu weihen pflegen."

„Dann laß Dir einmal von Deinem Gemahl von den Mysterien im Lupercal erzählen", lachte Terentia. „Denn so nennt man die Faunus geweihte Höhle am palatinischen Hügel, die einst, von mehr als einer Quelle tropfend, in einem dichten Gebüsch alter und heiliger Bäume lag und in welcher die Wölfin des Mars die Zwillinge Romulus und Remus gestillt hat."

„Ich habe mir", warf Pompeja ein, „lange ehe ich eine Ahnung davon gehabt, daß mein Gemahl als Flamen dialis im Lupercal Faun dienen und ich der guten Göttin, die man bald Faun's Gattin, bald seine Tochter nennt, in meinem Hause opfern würde, ganz andere Vorstellungen von Faun gemacht. Ich hielt ihn für den guten Geist der Berge, Triften und Fluren, für den Befruchter des Ackers, des Viehs und der Menschen, für den Stifter frommer und milder Sitte. Ich dachte mir ihn als Waldgeist, der im tiefen Walde haust, in verborgenen Höhlen oder an rauschenden Quellen weissagt, Vögel fängt und Nymphen jagt, der dabei zuweilen mit gewaltiger Stimme aus dem Walde ruft, sodaß er schon mehr als eine Schlacht dadurch entschieden hat, daß er durch seiner Stimme Macht die Brust der Feinde mit panischem Schrecken erfüllt hat. Ich erinnere mich, daß mich meine Mutter, als ich noch ein Kind war, in einer Nacht mit aufs Feld nahm, wohin sie die Wurzel der Waldpäonie zu suchen ging. Als ich sie fragte, wozu sie die Wurzel brauche, sagte sie: Gegen die Neckereien Faun's, der sich zuweilen im Schlafe als Alp auf die Brust des Menschen zu legen pflegt. — Und muß man die geheimnißvolle Wurzel in der Nacht suchen? fragte ich. Ja, entgegnete meine Mutter, denn wenn der Marsspecht es bemerkte,

daß man nach der Wurzel gräbt, würde er dem nach ihr Grabenden die Augen aushacken."

„Hast Du nie den Hain von Albunea bei den Wasserfällen von Tibur gesehen, in welchen sich König Latinus, von bösen Geistern erschreckt, begab?" forschte Terentia. „Dorthin ging früher der Priester, um Faun fromme Gaben darzubringen, Schafe zu schlachten und sich auf ihren Fellen ein Lager zu bereiten, worauf er viele wunderbare Gesichte sah und viele seltsame Stimmen im Gespräche mit den Göttern hörte. Als nun auch König Latinus in diesem Haine that, wie alle zu thun pflegten, die dahin wallfahrteten, hörte er eine Stimme aus dem Gipfel der Bäume, die ihm befahl, seine Tochter nicht dem Turnus zu geben, sondern sie dem Fremdling aus weiter Ferne aufzubewahren. Später pilgerte Numa, der Liebling der Egeria, in diesen Hain von Albunea, wenn er den Geheimnissen der Götterwelt auf die Spur kommen wollte. Eines Tags belehrte ihn Faunus dort, wie die Erde durch ein Opfer von zwei Kühen versöhnt werden müsse, damit die alte Fruchtbarkeit sich wieder einfinde. Der König hatte, damit sich ihm Faunus im Traume offenbare, zwei Schafe an Ort und Stelle geschlachtet, eins dem Faunus, das andere dem Schlafe. Beide Felle hatte er auf der bloßen Erde ausgebreitet, dann sein Haupt

zweimal mit dem Wasser der Quelle besprengt, zwei Kränze von Buchenlaub geflochten, dieselben sich ums Haupt gewunden, gebetet, seinen Ring abgelegt und sich endlich zum Schlafe auf die Felle ausgestreckt. In der Nacht kam Faunus, betrat die Felle und flüsterte Numa das Opfer ins Ohr, durch das er die Unfruchtbarkeit des Jahres in ihr Gegentheil verwandeln konnte."

In dieser Art weihte die Gemahlin Cicero's die unerfahrene Pompeja in die Geheimnisse des Cultus jener Gottheit ein, deren Priesterin die letztere in der nächsten Nacht sein sollte, und ließ sich dann von Pompeja zu dem Altar geleiten, welcher im Hause an bevorzugter Stelle der guten Göttin errichtet worden war.

Das Bild der guten Göttin hielt in der linken Hand ein Scepter, weil man ihr gleich der Juno eine königliche Gewalt zuschrieb, wie sie denn auch mit Juno die Eigenschaft theilte, daß sie wesentlich eine Göttin weiblicher Empfängniß war.

Ueber dem Bilde der Göttin wölbte sich eine zierlich geflochtene Weinlaube, und ein verdeckter Weinkrug, den eine aus Holz geschnitzte Schlange umzüngelte, stand im Schatten dieser Laube.

Terentia überschaute die ganze Einrichtung des

Altars kundigen, prüfenden Blicks, äußerte ihr Wohlgefallen und sagte:

„Sorge nur dafür, gute Pompeja, daß sich kein Myrtenzweig in die Nähe des Altars verirre. Du wirst wissen, daß auch in dem Tempel der guten Göttin, der am Abhange des Aventin gegen die Piscina publica hin unter dem Felsen gelegen ist, auf welchem Remus die Vögel beobachtete, kein Myrtenzweig zu sehen ist.“

„Ich war vor einigen Tagen in diesem Tempel der guten Göttin, um mich auf die Feier in meinem Hause vorzubereiten“, nickte Pompeja mit dem Kopfe. „Die Priesterin, welche diesen Tempel hütet, erzählte mir, daß an der Stelle dieses Heiligthums ursprünglich auch ein schattiger Hain mit einer reichlich fließenden Quelle gestanden habe und daß die Sage geht, daß Hercules, dessen Heiligthümer an der andern Seite des Aventin lagen, bei seinem Aufenthalte in Rom dürstend einen Labetrunk aus der Quelle verlangt habe, aber als Mann von der Priesterin der guten Göttin und den Frauen, die in deren Tempel eben Opfer darbrachten, mit Abscheu zurückgewiesen worden sei, weshalb nun auch seinerseits Hercules befahl, daß keine Frauen bei seinem Gottesdienste zugelassen werden sollten.“

„Wenn Du in dem Tempel der guten Göttin warst“, bemerkte Terentia, „so wirst Du auch die zahmen

Schlangen bemerkt haben, die man dort füttert und die auf diesem Hausaltar durch die den Krug sich hinanschlängelnde hölzerne Schlange symbolisirt werden. Diese Schlange, der Weinkrug und der verpönte Myrtenzweig beziehen sich insgesammt auf die Sage, die man Dir wohl im Tempel der guten Göttin erzählt haben wird."

Pompeja nickte wieder mit dem Kopfe und sagte:

„Die Vestalin, welche den Tempel der guten Göttin hütet, sprach mir von einer Doppelsage. Nach der einen, welche annimmt, daß die gute Göttin die Frau des Faun sei, hat die gute Göttin heimlich einen ganzen Krug süßen Weins geschlürft und ihr Gemahl hat sie darauf zur Strafe mit einer Myrtenruthe gestrichen. Darum durften die römischen Frauen in früherer Zeit keinen Wein trinken. Nach der zweiten Sage, welche die gute Göttin zu einer Tochter Faun's macht, hat sich der Vater in seine eigene Tochter verliebt und sie, als sie ihm Widerstand leistete, mit Myrtenruthen gezüchtigt, sie dann berauscht und, als auch dieses nichts half, sich ihr in Gestalt einer Schlange genähert, das Beispiel Jupiter's nachahmend, der als Schwan zu Leda kam."

„Hat Dir die Vestalin nicht auch den Sinn enthüllt, der in der zweiten Sage liegt?" forschte Terentia.

Pompeja schüttelte mit dem Kopfe.

„Dann laß mich Dir die Sache erklären. Die Myrtenzweige, mit denen Faun die Fauna oder gute Göttin streicht, sind ein Bild der Befruchtung, welche im Frühling von dem schöpferischen und zaubernden Geiste der Berge und Wälder ausgeht und in der jungfräulichen Erde einen neuen Trieb zu allem Wachsthum erweckt. Dasselbe gilt von dem Genusse des Weins, mit welchem Faun die gute Göttin trunken macht, denn nun beginnen die Quellen wieder zu strömen und die Blätter zu rauschen, und die ganze Natur wird von dem trunkenen Taumel der Liebe ergriffen. Die Schlange aber ist ein Bild des schaffenden Genius und der ewigen Verjüngung und Erneuerung des Jahres."

Nachdem Terentia sich überzeugt hatte, daß Alles, was sich um die bevorstehende Feier drehte, in Ordnung war, lenkte sie, ehe sie sich aus dem Hause entfernte, das Gespräch noch einmal auf den Stadtklatsch und suchte Pompeja für denselben zu erwärmen, indem sie sagte:

„Weißt Du, liebe Pompeja, wen ich vorgestern bei Deiner Tante traf? Du wirst es nicht errathen — die Histonia. Die Arme! Sie soll infolge ihres verschwenderischen Lebenswandels schon so herabgekommen

sein, daß sie sich, wenn sie ins Theater geht — denn das Theater kann sie noch immer nicht lassen — Kleider, Gefolge, Tragsessel, Kopfkissen ja selbst die Zofe miethet."

„Du scherzest wohl?" warf Pompeja ein.

„Ich wiederhole nur, was die böse Welt spricht", sagte Terentia, mit den Achseln zuckend. „Ich erinnere mich noch recht lebhaft, wie Histonia einen golddurchwirkten Mantel trug und unter ihrer Clientenschaar einen Philosophen hatte, der ihr bei ihren Spaziergängen unter den Säulenhallen den Sonnenschirm nachtrug und, wenn sie nach Bajä reiste, mit dem Tänzer, Koch und Haarkräusler in den letzten Wagen gepackt wurde. Jetzt trägt die arme Histonia das Schooshündchen selbst, das sie in ihren glänzenden Tagen regelmäßig ihrem Hausphilosophen zu hüten gab."

So die Lauge des Spotts über Frauen ihrer Bekanntschaft ausgießend, näherte sich die Frau des Mannes, den das Volk, als er es von einer angeblich großen Gefahr befreit hatte, in momentaner Aufwallung den Vater des Vaterlandes genannt, langsam ihrer Sänfte, die sie über das schwarze Basaltpflaster der Stadt einem andern Hause zuführte, wo sie ihre Bestrebungen, Roms

Frauen zu bereden, mit erneutem Eifer wieder aufnahm. *)

---

*) Terentia, die Gemahlin Cicero's, eine Halbschwester der Vestalin Fabia, verband sich mit Cicero wahrscheinlich in den Jahren 674—680 nach Erbauung der Stadt Rom. Genau vermag selbst der gelehrte Roskow in seinem Werke über Cicero das Jahr nicht anzugeben.

In der politischen Geschichte wird ihr Name zuerst aus Anlaß der catilinarischen Verschwörung genannt, gegen deren Theilnehmer sie die Maßregeln der Strenge gefördert haben soll, was auch Mommsen ausdrücklich bestätigt.

Durch das Gerücht beschuldigt, daß sie aus Eifersucht gegen eine Schwester des Publius Clodius, desselben Clodius, den der Leser in der von dem Magier Oropos geleiteten Intrigue gegen Pompeja kennen gelernt hat, ihren Gemahl zur Zeugenschaft gegen Clodius in der Proceßsache, die der Leser in der Anmerkung des nächsten Kapitels beleuchtet findet, angestiftet, hatte sie jedenfalls die Folgen der Feindschaft des Clodius mitzubüßen und ward nach dem Abgang ihres Gemahls in die Verbannung für die Auslieferung des baaren Vermögens in Anspruch genommen und zu diesem Ende aus dem Tempel der Vesta, wohin sie sich (zu ihrer Halbschwester Fabia) geflüchtet, zu der Valerischen Wechselbank geführt.

Die Entdeckung, die der heimgekehrte Consular Cicero machte, daß es in seinem Hauswesen nicht besser stehe als im Staatswesen (Cic. ad Famil. XVI), wirkte für die Gemahlin nicht günstig, und als sich Cicero's finanzielle Verlegenheiten häuften, scheint sich das Verhältniß der Gatten vollends schlimm gestaltet zu haben. Cicero verlangte, daß Terentia ihr Testament mache, und hatte die Absicht, sich von ihr zu trennen. Er nannte sie unredlich u. s. w. Die Ehe wurde später wirklich getrennt.

Die Geschiedene heirathete zuerst Sallustius, den Feind Cicero's, und in dritter Ehe den Messala Corvinus.

Nach Plinius wurde dieses Weib 103 Jahre alt.

Von hohem Interesse ist, wenn es auch nicht streng hierher gehört, was Roskow über die Eröffnung des Grabmals Tullia's, der Tochter Cicero's, erzählt, die im vierzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung stattfand. Man fand in dem Grabgewölbe eine brennende Lampe, die in dem Augenblick erlosch, als man eintrat, die also 1400 Jahre gebrannt hatte. Die Römer sollen ein Harz gekannt haben, das ungemein langsam abtropfte und über alle Begriffe lang eine Flamme nährte. Wenn das richtig ist, dann kann man sich nur von Staunen und Bewunderung über eine auch materielle Cultur erfaßt fühlen, die nicht ihresgleichen hat in der modernen Welt.

Zehntes Kapitel.

Das Harfenmädchen.

Während sich das Haus Cäsar's zu dem Feste der guten Göttin schmückte, fand sich der Magier Oropos bei Clodius ein.

Er trug ein Päckchen unter dem Arme, das er schlau mit dem Auge zwinkernd, Clodius mit den, Worten überreichte:

„Hier bringe ich Dir, Clodius, was Dich zum Ziele bringt! Die hunderttausend Sesterzien sind so gut wie gewonnen, morgen hole ich mir sie!"

„Du bist ein Narr, Oropos!" lachte Clodius, das Päckchen betastend. „Was steckt in dem Umschlage?"

„Ein Frauengewand!"

„Was soll ich damit?" fragte Clodius verwundert.

„Anlegen sollst Du es!" lautete die lakonische Antwort.

„Es ist kein Zweifel, Du bist toll geworden!“ rief Clodius. „Was geht in Deinem verrückten Hirn vor?“

„Du willst doch Pompeja's Liebe gewinnen?“ drängte Oropos. „Du hast das Liebesgirren aber satt und strebst eine geheime Zusammenkunft mit Pompeja an, das Haus Cäsar's bleibt Dir jedoch unter gewöhnlichen Umständen unzugänglich, weil Aurelia's scharfes Auge die Zugänge bewacht, weil Mutter und Schwester des Hausherrn dafür sorgen, daß die Hausehre dieses letztern keinen Schaden leide. Bei Tage kannst Du also nicht zu Pompeja dringen, selbst wenn sie Dich liebte, und daß sie Dich zu lieben angefangen, dafür spricht, wie Du selbst sagst, ihr verändertes Benehmen gegen Dich. Darf sie Dir auch nicht ihr Haus öffnen, weil sie sich doppelt überwacht weiß, weil Mutter und Schwester Cäsar's wie ein Doppel-Cerberus die Pforte hüten, so weist sie doch nicht mehr Deine Huldigungen zurück. Es gilt also, den letzten, entscheidenden Sturm zu wagen und dabei die Nacht zu Hülfe zu nehmen, da sich der Tag Dir unfreundlich erweist. Von allen Nächten des ganzen langen Jahres eignet sich aber keine zweite so zu dem kühnen Unternehmen wie diejenige, welche jetzt bald anbrechen wird. In Cäsar's Hause feiert man heute Nacht das Fest der guten Göttin. Aurelia und Julia werden bei der Opferung

beschäftigt sein und mit den Heiligthümern vollauf zu thun haben, kein männliches Wesen wird sich in dem weiten Hause befinden, Niemand wird Dir den Zutritt streitig machen, wenn Du in klug gewählter Maske vor den Pforten erscheinst. Das Haus wird von fremden Gästen, von Matronen, vestalischen Jungfrauen, Tänzerinnen und Harfnerinnen wimmeln, auf eine Person mehr oder weniger kommt es in diesem Durcheinander von Frauen aller Sorten nicht an, wenn diese Person nur auch eine Frau ist; Dir aber wird es mit Deinem zarten, bartlosen Gesichte und Deiner zierlichen Figur nicht schwer werden, die Rolle einer Frau zu spielen. Begreifst Du nun, was dieses Frauengewand bedeuten soll?"

„Ich fange in der That an zu begreifen und staune, wie erfinderisch die Aussicht auf hunderttausend Sesterzien den Menschen machen kann!" lachte Clodius, das Gewand musternd, das ihm der Magier gegeben hatte. „Und was seh' ich! Wie es scheint, soll ich die Rolle eines Harfenmädchens spielen? Nicht übel, bis auf den Umstand, daß ich nie eine Harfe in der Hand gehabt habe, daß ich daher auch keine besitze —"

„Ich besorge eine!" fiel der Magier dem Andern in die Rede.

„Willst Du sie auch für mich schlagen, wenn man

mich zwingen sollte, sie zu spielen?“ erkundigte sich Clodius lachend.

„Du stellst Dir Alles viel zu schwierig vor“, meinte Oropos. „Die Harfe soll Dir nur den Zutritt in das Haus vermitteln. Im Atrium wird Dich eine Sklavin Pompeja's erwarten, die ich gewonnen habe; sobald Du das Atrium betreten hast, brauchst Du nur den Namen Aura zu murmeln und Du wirst alsbald gewahr werden, daß Dir eine der daselbst anwesenden Sklavinnen einen Wink geben wird. Folge diesem Winke, eile Aura nach, sie wird Dich in ihr Gemach führen, Dich dort verstecken und der Herrin gewissenhaft zutragen, was Du ihr anvertraust. Wenn Du aber durch Aura der Gemahlin Cäsar's die Mittheilung zugehen läßt, daß Du es gewagt, in ihr Haus zu dringen, so zweifle ich nicht, daß Pompeja, wenn nicht die Liebe, so doch gewiß die Angst, daß man Dich entdecken könnte, zu Dir treiben wird; dann aber liegt es nur an Dir, den günstigen Augenblick auszunutzen.“

Der Magier schilderte das Unternehmen so leicht und hatte so für Alles, was das Gelingen desselben unterstützen konnte, vorgesorgt, daß Clodius nicht einmal der verwegene Geselle, der er in Wirklichkeit war, hätte sein müssen, um an dem Abenteuer Geschmack zu finden.

Ohne viel zu überlegen, rief er:

„Wohlan, ich will Deinen Rath befolgen! Er ist nicht weise, das sehe ich wohl, aber Clodius hat auch nie nach dem Ruhme gestrebt, ein weiser Mann zu heißen! Es kitzelt mich, zwei so vorsichtige Weiber wie die alte Aurelia und die junge Julia hinters Licht zu führen und an dem übermüthigen Cäsar, der mir Pompeja weggekapert hat, mein Müthchen zu kühlen. Schaffe die Harfe, Oropos, und hilf mir dann, mich in ein Harfenmädchen zu verwandeln!"

„Ich will Dein Gesicht anstreichen, daß kein Mensch einen Mann in Dir erkennen soll!" jubelte der Magier. „Ich fliege, die Harfe zu beschaffen, Du aber wirst gut daran thun, inzwischen die hunderttausend Sesterzien zu zählen, die ich mir morgen holen will; das wird Dein Blut abkühlen und Dir vollends die Ruhe und Sicherheit geben, die Du brauchst, um Deine Rolle geschickt durchzuführen."

Wenige Stunden später stand Clodius als Harfenmädchen verkleidet vor Cäsar's Hause, und im Atrium dieses Hauses, in das er Dank seiner Verkleidung ungehindert eintreten konnte, that das Schlagwort, das ihm der Magier gegeben, wirklich seine Schuldigkeit. Die Sklavin Aura war da, winkte ihm, kaum daß er ihren Namen geflüstert, und führte ihn durch eine Reihe

dunkler Gänge immer weiter ab von den Räumen, in welchen die vornehmsten Frauen Roms unter der Anleitung der ehrwürdigen Matrone Aurelia und unter der Assistenz der vestalischen Jungfrauen der guten Göttin durch Opfer, Gesänge, Tänze und Spiele ihre Huldigungen darbrachten.

Clodius wollte in Aura's Gemach die Antwort Pompeja's auf die neue Liebeserklärung, die er ihr durch Aura zugehen ließ, abwarten und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß Pompeja ihm diese Antwort selbst bringen und so seine Sehnsucht nach ihrem Besitze nach langem Harren endlich Befriedigung werden würde.

Aura, welche die Botschaft, die sie übernommen, lange nicht an ihre Adresse bringen konnte, weil die Ceremonien eben zu einem Punkte gediehen waren, wo die Anwesenheit und Betheiligung der Hausfrau unumgänglich nöthig war, kam lange nicht zurück, viel zu lange für die Ungeduld des Clodius, der sich von peinlicher Langerweile erfaßt fühlte und den Raum, der ihm ein sicheres Versteck bot, verließ, um einen Ausflug in die nächstgelegenen Theile des Hauses zu unternehmen.

Die Hoffnung, in den dunklen Gängen, durch die er in diesen abgelegenen Theil des Gebäudes gekommen,

Aura oder wohl gar deren Herrin zu begegnen, leitete ihn; seine steigende Ungeduld ließ ihn aber zuletzt alle Vorsicht, die an diesem Orte und in seiner Lage so dringend geboten war, vergessen und führte ihn endlich ganz ab von den Wegen, auf denen er sich mit Sicherheit bewegen konnte.

Hellere Räume strahlten ihm entgegen, er hörte Musik und Gesang, welche beide sich in mitunter bacchantischen Rhythmen bewegten, und als er, nun doch ängstlich geworden, wieder den Rückweg in die entlegenern, stillern Räume antreten wollte, wurde er zu seinem Schrecken inne, daß er sich verirrt habe.

Unsicher mit seinem Instrumente hin und her eilend und Aura's Gemach suchend, das er so leichtsinnig verlassen hatte, lief er einer Sklavin in die Arme, die ihn, angesteckt von dem bacchantischen Uebermuthe, der ein Merkmal der nächtlichen Feste der guten Göttin war, bei denen sich die Frauen Roms unter sich austobten, aufforderte, ihr etwas auf der Harfe vorzuspielen.

Clodius suchte sich der Frau, die in der festen Meinung, eine Geschlechtsgenossin vor sich zu haben, ihren Arm um seine Taille geschlungen hatte, zu entwinden.

Sein Schweigen, sein ängstliches Bemühen, sich los zu machen, das Eckige, Unweibliche seiner Bewegungen endlich, das Alles weckte den Argwohn der Sklavin,

sie ließ das Harfenmädchen fahren, verfolgte aber dasselbe, als es sich hastigen Schrittes davonschleichen wollte, um sich wieder in den dunklern Partien des Hauses zu verlieren, mit den Augen und schrie, als sie die großen Schritte erblickte, mit denen sich das Harfenmädchen entfernte, laut, daß es durch alle Räume des geräuschvollen Hauses gellte:

„Ein Mann, ein Mann, ein als Harfenmädchen verkleideter Mann ist da! Ich habe ihn gesehen, ich habe seine Hand in der meinigen gehalten. Schließt die Thore des Hauses, hört mit den Opfern, Gesängen und Tänzen auf, stellt die Spiele ein; ein Mann ist da, ein Mann ist unter uns!"

Es entstand ein Zusammenlauf, da die Sklavin nicht aufhörte, ihren Verdacht in die Welt hinauszurufen; Aurelia verhüllte die Heiligthümer, Pompeja, welche mittlerweile des Clodius Brief erhalten, lehnte, den Zusammenhang der Dinge oberflächlich errathend, einer Ohnmacht nahe da, während Aura dahinflog, um das Pseudo-Harfenmädchen womöglich aufzufinden und in Sicherheit zu bringen.

Clodius durchirrte mittlerweile mit seiner Harfe rathlos das aufgestürmte Haus, das er bis in seine entlegensten Winkel sich plötzlich beleben und mit unheimlicher Helle erfüllen sah.

Er schien verloren, als ihm sein guter Stern zufällig Aura entgegenführte, die ihn mit sich fortriß und in athemloser Hast auf Umwegen von neuem zu ihrem Gemache führte.

Aber seine Sicherheit war von kurzer Dauer. Aurelia hatte Hunderte von Fackeln herbeischaffen lassen und die zahllosen Frauen, welche noch vor einer halben Stunde in ungebundener Harmlosigkeit der guten Göttin geopfert hatten, durchstöberten jetzt, die Nacht in Tageshelle verwandelnd, alle Räume des weitläufigen Hauses, dessen Ausgänge ein Heer von Sklavinnen bewachte.

Clodius wurde aus seinem Verstecke hervorgezogen und, sobald man ihn erkannt hatte, mit Flüchen und Verwünschungen überschüttet, mißhandelt und zur Thür hinausgestoßen.

Das Fest der guten Göttin hatte eine Unterbrechung und einen Abschluß gefunden, von welchem hundert Frauen, das entweihte Haus eilig verlassend, die Kunde in alle Quartiere der großen Stadt trugen, hämisch hinzufügend, daß die Verstörtheit der jungen Hausfrau keinem Zweifel Raum gebe, daß der skandalöse männliche Besuch ihr gegolten habe.*)

---

*) Höchst interessant ist der Proceß, welchen der in diesem Kapitel geschilderte Vorgang in Cäsar's Hause zur Folge hatte. Wir wollen Meißner sprechen lassen, der in seinem Leben Cäsar's sagt:

„Nachsichtig genug pflegte sonst das verfeinerte Rom die Liebeshändel junger Frauen und schwelgender Patricier zu beurtheilen. Jene Zeiten, wo jeder Fehltritt gegen eheliche Treue vor dem Richterstuhl des Gemahls mit dem Tode der Verbrecherin oder wenigstens im Cirkel ihrer Mitbürger durch lebenslängliche Verachtung bestraft wurde, waren längst unwiederbringlich dahin. Ein Scheidebrief war das Aeußerste, was dem gekränkten Gatten übrig blieb, und der Buhler, wenn er zu seiner Sträflichkeit auch Langsamkeit gefügt hatte, wenn er nicht als Ertappter von des Ehemanns willkürlicher Rache gezüchtigt worden, konnte sicher vor jeder gesetzlichen Ahndung schlafen. Doch weit, unendlich weit war der Fall des Clodius von einem gewöhnlichen Muthwillen unterschieden. Nicht als einen blos wollüstigen Plan, sondern als eine offenbare Ruchlosigkeit, nicht als eine Beleidigung, die Cäsar allein, sondern nebst ihm dem ganzen Staate widerfahren sei, betrachtete Roms größere Menge die That des Clodius. Eine der ersten Gottheiten Roms hielt man für gekränkt; eine der ehrwürdigsten, gleichsam zu des Staates Palladien gerechnete Handlung war entweiht worden. Der abergläubische Pöbel bebte vor einer nahen Strafe der rächenden Gottheit, und selbst die Gescheidtern im Volke ärgerten sich über eine Sittenlosigkeit, der nichts mehr unverletzlich sei. Das Collegium der Pontifexe, vom Senat befragt, erklärte öffentlich das Unterfangen des Wüstlings für eine den Zorn des Himmels weckende Entheiligung, und den Consuln ward aufgegeben, den Frevler vor ein Volksgericht zu stellen.

Bei so ungünstigen Vorbedeutungen entfiel dem sonst trotzigen Jüngling beinahe der Muth. Vergebens suchte ein von ihm bestochener Volkstribun, G. Julius Catenus, den ganzen Handel zu unterdrücken. Vergebens bemühte sich der Consul Piso, den Senat zu Gunsten des Angeklagten zu lenken, vergeblich warf sich Clodius selbst endlich auf die erniedrigendste Art einem jeden einzelnen Senator zu Füßen. Zu allgemein war gegen ihn jetzt noch die Erbitterung. In der Rathsversammlung stimmten nur fünfzehn für seine Verschonung und nahe an vierhundert für strenge Untersuchung. Gleichwohl hatte Clodius auch jetzt schon viel gewonnen —

Aufschub. Indeß man sich stritt, wer ihn richten sollte, das versammelte Volk oder ein eigens dazu niedergesetztes Gericht, wußte er schlau genug durch ungeheure Bestechungen, durch geheuchelte Anhänglichkeit an die Volkspartei, durch tausend ebenso schleichende als niedrige Wege sich wieder einigen Anhang zu verschaffen; und als nun auf des Hortensius Vorschlag der ganze Proceß einem Ritterausschuß übergeben wurde, als diese Ritter, um die Sache ja recht ernstlich und furchtlos betreiben zu können, eine Wache gefordert hatten, die sie vor jeder Störung, vor jeder Gewaltthat beschützen sollte, als Zeugen aufgetreten waren, über jeden Verdacht des Irrthums und der Verfälschung erhaben, als endlich die Schuld des Beklagten klarer als das Tageslicht dastand, da fiel die Entscheidung so aus, wie sie vor einem erkauften Tribunal ausfallen mußte. Fünfundzwanzig Richter, redlicher und minder schamlos als die übrigen, verurtheilten den Verbrecher, einunddreißig sprachen ihn los. Der gerechte Unwille aller Biedermänner traf die einunddreißig. Catulus fragte einen derselben öffentlich, ob sie sich deshalb eine Wache erbeten hätten, damit ihnen das Gold, womit sie erkauft worden, nicht gestohlen würde. Aber ihr Ausspruch galt."

Das Gemälde, das Cicero von diesen Richtern entwirft, ist sprechend genug. In einem Briefe an Atticus sagt er:

„Nie saß an einem Spieltische ein schändlicheres Häuflein Menschen beisammen; schmuzige Senatoren, nackte Ritter, verschuldete Tribunen; nur einige Redliche, die Clodius nicht auszuschließen vermocht hatte, befanden sich unter ihnen. Traurig saßen sie unter so ungleichartigen Genossen, befürchtend, daß auch sie die Seuche der Schmach ergreife."

Cicero fungirte nämlich selbst als Zeuge in dem Processe. Da Clodius seine ganze Vertheidigung auf die Behauptung einschränkte, er sei damals von Rom weggewesen, da er Zeugen erkauft hatte, die es beschwören wollten, ihn an diesem Tage zu Interamma, drei Tagereisen von Rom, gesprochen zu haben, so beschwor Cicero gegentheilig, daß Clodius an demselben Morgen bei ihm in seinem Hause gewesen sei.

„Aufmerksam waren“ — wir lassen nun wieder Meißner sprechen — „wie man leicht begreifen kann, auf Cäsar bei diesem Rechtshandel aller Augen gerichtet und überraschend war für den größten Theil sein Verhalten gewesen. Er hatte sich gleich, sobald er von jenem entehrenden Vorfalle Kunde erhalten, von Pompeja geschieden. Seine eigene Mutter Aurelia und seine Schwester Julia hatten beim öffentlichen Verhör die bestimmtesten eidlichen Zeugnisse abgelegt. Dennoch, als er nun selbst aufgefordert wurde, schriftliche Zeugenschaft abzulegen, entschuldigte er sich damit, daß ihm, da er abwesend gewesen, von allem Vorangegangenen nichts Gewisses bekannt sein könne. Auf die Frage, warum er sich denn von seiner Gemahlin geschieden habe, erwiderte er: Weil die mir Angehörigen nicht blos unschuldig, sondern auch verdachtlos sein sollen.

Clodius spielte bekanntlich später als Demagog noch eine große Rolle und zahlte es auch noch in empfindlicher Weise Cicero heim, daß er in diesem Rechtshandel gegen ihn Zeugniß und Eid abgelegt hatte.“

Elftes Kapitel.

Die Schlacht um die Insel.

Es war dem Kappadocier gelungen, sich der drei römischen Fahrzeuge im Hafen von Vetulonia zu bemächtigen, mit ihnen die hohe See zu erreichen und um die Nordspitze von Corsica herum bis zu den Balearen zu gelangen, wo er das kleine Piratengeschwader fand, welches ab und zu die östlichen Gestade Spaniens brandschatzte und immer geschickt den von Sagunt, Neukarthago und andern Küstenstädten zu seiner Verfolgung ausgeschickten Kriegsschiffen auszuweichen wußte, wenn es nicht vorzog, auf dieselben loszugehen und sie zu kapern.

Der Kappadocier wurde von seinen ehemaligen Kameraden mit Jubel empfangen, denn unter den dem Pompejus entwischten Piraten, welche sich in die spa-

nischen Gewässer geworfen hatten, gab es viele, die den Kappadocier von früher her kannten oder doch wenigstens von seinen Thaten zur See und seiner spätern erfolgreichen Betheiligung am Sklavenkriege gehört hatten.

Froh, einen so tüchtigen, erprobten Führer zu erhalten, ordneten sich ihm alle willig unter und gaben ihm Recht, als er ihnen vorstellte, daß sie auf der östlichen, Italien zugewandten Seite Spaniens nur geringe Aussicht hätten, lange die See halten zu können, da Rom gewiß in kürzester Zeit ein größeres Geschwader gegen sie entsenden würde, welches sie mit Macht angreifen und unfehlbar vernichten würde, wohingegen sich ihnen weit glänzendere Chancen darböten, wenn sie um die Säulen des Hercules herum nach der spanischen Westküste segelten und dort eine Anlehnung an die tapfern Bewohner Lusitaniens bewerkstelligten, welche sich von neuem aufgemacht hatten, die Römer zu beunruhigen.

Die wenigen Kriegsfahrzeuge, welche die Römer jenseits der Säulen des Hercules bei Gades *) stehen hatten, waren für die Piraten kein Hinderniß. Entschlossen, mit denselben den Strauß zu wagen, wenn

*) Das heutige Cadix.

sie von ihnen angegriffen werden sollten, nahmen sie doch vorsichtig ihren Lauf so, daß sie sie nicht muthwillig herausforderten. Fürchtete der Kappadocier auch nicht die bei Gades stationirte Flottille, so lag es doch nicht in seinem Plane, die Römer überflüssigerweise zu alarmiren. Je geheimnißvoller er im Gegentheil seine Verbindung mit den Lusitaniern einfädelte, je weniger Kenntniß die Römer von den Hülfsmitteln erhielten, über die er gebot, desto furchtbarer konnte er im entscheidenden Augenblick den Römern werden, desto leichter konnte er sie überraschen und überrumpeln.

Sobald er Gades im Rücken hatte, landete er hier und dort, knüpfte mit den Uferbewohnern Verbindungen an, warb Seeleute, welche mit der Beschaffenheit der Küsten und des Meeres in dieser Gegend überhaupt vertraut waren, und bot endlich, als er sich durch sein ganzes Vorgehen an verschiedenen Orten Vertraute erworben hatte, den Führern der Lusitanier geradezu seine Hülfe gegen die Römer an.

Die Lusitanier schlugen ein, da es ihnen einleuchtete, daß sie den beabsichtigten Krieg gegen die Römer mit um so größerem Nachdruck würden führen können, wenn sie an einer Flotte einen Rückhalt und einen Mann zum Führer hätten, der mit der Kampfweise der Römer vertraut war.

Die Energie des Kappadociers, der sich auf das Festland begeben hatte, um den Krieg zu organisiren, verzehnfachte sich von dem Augenblicke an, wo er erfuhr, daß sein Todfeind Cäsar wirklich das Commando in Spanien übernommen und es versäumt habe, Kriegsschiffe nach der Westküste Spaniens zu dirigiren, die den Operationen, die er auf dem Festlande auszuführen beabsichtigte, hätten Nachdruck verleihen können.

Cäsar glaubte den Stier bei den Hörnern fassen zu müssen und ging, nachdem er zu den zwanzig Cohorten, die er schlagfertig in Spanien vorgefunden, zehn weitere ausgehoben hatte, mit drei Legionen auf die Herminier los, die, vom Gebirge niedersteigend, seine Armee zu beunruhigen angefangen hatten.

Die Herminier stoben in den Ebenen, sobald sich in denselben die geschlossenen römischen Schaaren zeigten, auseinander und lockten Cäsar's Cohorten in die Gebirge, wo sie Weg und Steg und alle Schlupfwinkel kannten und den verwegen vordringenden Feinden empfindliche Verluste beibrachten.

Nachdem die Herminier monatelang die Soldaten Cäsar's beschäftigt hatten, räumten sie wie auf Commando nicht blos das Gebirge, sondern auch alle Städte und Dörfer, ihre Weiber, Heerden und werthvollen Habseligkeiten mit sich führend und den Römern

das leere Nachsehen, verwüstete Felder und leere Häuser zurücklassend.

Sie zogen dem Meere zu, sich unterwegs durch Alles, was streitbar war, verstärkend. Die Weiber, die Heerden und was sie sonst an beweglichem Gute mit sich führten, sandten sie nach dem Norden Lusitaniens gegen den Duriusfluß hin und ließen an die Umwohner dieses Flusses durch die Weiber die Aufforderung ergehen, sich mit Allem, was bei ihnen wehrhaft sei und ein Schwert führen könne, längs der vettonischen Berge gegen den Fluß Tagus hinabzuziehen, um dort den Cohorten Cäsar's, wenn sie geschlagen heimziehen würden, den Weg zu verlegen und sie womöglich vollends aufzureiben.

Der Kappadocier, nach dessen Plane dies Alles geschah, lebte nämlich der frohen Hoffnung, Cäsar in der Nähe des Meeres, wo er an seinen Schiffen Succurs finden würde, aufs Haupt schlagen zu können. Darum drängte er dem Meere zu und hatte sich auch schon auf diesem sein Schlachtterrain ausersehen, welches nicht günstiger sein konnte.

Ungefähr drei Tagereisen über der Mündung des Tagus und genau in der Richtung, in welche man gelangte, wenn man von den herminischen Bergen, die sich im Centrum Lusitaniens befanden, eine gerade

Linie nach dem Meere zog, lag eine Insel, die während der Ebbe insofern gewissermaßen mit dem festen Lande zusammenhing, als sich dann eine Furt bildete, sodaß man nahezu trockenen Fußes auf die Insel gelangen konnte.

In der Gegend dieser Insel hatte der Kappadocier seine Flottille concentrirt und hielt sie daselbst so verborgen, daß die Römer, wenn sie vom Festlande angerückt kamen, die Falle, die sie erwartete, nicht merken konnten.

Mit den Führern der Lusitanier aber hatte der Kappadocier verabredet, daß sie ihre Leute in fortwährenden Kämpfen und scheinbarem Rückzuge gegen die dieser Insel zugewandten Gestade führen und die Zeit der Ebbe benutzen sollten, um sich auf die Insel zurückzuziehen.

Der Kappadocier schloß ganz richtig, daß Cäsar sich veranlaßt sehen würde, seinen Sieg auf eine scheinbar wohlfeile Weise zu vervollständigen und die vor ihm fliehenden Lusitanier bis auf die Insel zu verfolgen, um sie dort vollständig zu vernichten.

Während Cäsar die Lusitanier gegen die Meeresküste hin verfolgt, lauert der Kappadocier auf seinen Schiffen, welche in der sanft in die Insel eingeschnittenen Bucht verborgen liegen, auf die Signale, die ihm die Annäherung der beiden Heere anzeigen sollen.

Wenn die Nacht Meer und Land in ihre undurchdringlichen Schatten einhüllt, sieht man oft einen Mann von riesigem Körperbau, dem ein breitschneidiges Schwert an der Seite hängt, das Schiff verlassen, auf dem er sich für gewöhnlich aufhält, auf einem Mauskahne nach der Insel fahren und von derselben oft stundenlang durch die Nacht nach dem Festlande auslugen, ob er das Signal nicht erspäht, das ihn zur Thätigkeit aufruft.

Endlich wird es sichtbar, und der Mann, der oft so ängstlich nach ihm ausgeschaut, jubelt.

Jetzt erscheinen auch die Lusitanier; kämpfend suchen sie die ihnen nachrückenden Römer so lange hinzuhalten, bis die Ebbe eintritt. Sobald sie da ist, durchschreiten die Lusitanier das Meer und gewinnen die Insel.

Die Römer verfolgen sie, aber der Kampf wogt so lange unentschieden hin und her, bis das Nahen der Flut die Römer zur Rückkehr auf das feste Land zwingt.

Das Meer wälzt seine Wogen zwischen den beiden Heeren, die sich ins Auge sehen können.

Cäsar brennt vor Begierde, den Feinden, die sich auf die Insel zurückgezogen haben, beizukommen. Da er keine Schiffe bei der Hand hat, läßt er, während ein Theil seines Heeres an dem Lager baut, das er am Gestade des Meeres errichtet, von einem andern

Theile in den nahen Waldungen Bäume fällen und aus den gewonnenen Stämmen Flöße anfertigen, welche die Stelle einer Flotte ersetzen sollen.

Es ist ja so nahe nach der Insel, daß man sie fast mit der Hand greifen kann, die Entfernung beträgt kaum tausend Schritte; auf eine so kleine Distanz werden es die Flöße wohl mit den Wogen aufnehmen können.

Und als die Nothfahrzeuge fertig sind, leitet Cäsar in eigener Person die Einschiffung. Zwei Cohorten sollen auf den Flößen nach der Insel gebracht werden, um sie mit stürmender Hand zu nehmen. Reichen sie nicht hin, den feindlichen Widerstand zu brechen, so hat Cäsar als Reserve drei weitere Cohorten dicht am Ufer aufgestellt, welche nur den vollständigen Eintritt der Ebbe abzuwarten brauchen, um als Succurs für ihre Kameraden durch die dann trocken gelegte Furt gegen die Insel vorzurücken.

Die Meereswogen haben die leichtgezimmerten Flöße auf ihre Schultern genommen und wälzen sie hin und her, sodaß es nur der äußersten Anstrengung der hundert Ruderer gelingt, sie der Insel nahe zu bringen, wo die Lusitanier in Schlachtordnung die Expedition erwarten, um ihr einen blutigen Empfang zu bereiten.

Da, während die Römer die Landung schon so gut wie bewerkstelligt glauben, belebt sich mit einem Male das Meer; von allen Seiten, aus allen Buchten der Insel schießen mit Windesschnelle Schiffe aller Art und jeder Größe hervor, und alle tragen Bewaffnete, deren Schilder blitzen, deren Speere funkeln, deren breite Schlachtschwerter drohend durch die Luft schwirren.

Kampfgeschrei wilder Art ertönt, laute, schrille Rufe gehen von einem Schiffe zum andern.

Die gewaltige Masse dieser Schiffe richtet ihren wuchtigen Anprall gegen die Flöße der Römer. Starke Arme treiben sie immer weiter, immer näher an die Flöße heran; hier fliegen lange, schlangenartig geformte Boote mit Sturmeseile dahin unter dem Schlage von zwanzig Ruderern, dort nähern sich schwerere Schiffe mit doppelten Ruderbänken; jetzt hat diese wilde Schiffsjagd des Kappadociers, der allen sichtbar vom Admiralschiffe, zu welchem er das größte der von ihm den Römern im Hafen von Vetulonia weggenommenen Fahrzeuge auserkoren, seine Befehle ertheilt, die Flöße der Römer erreicht, der Anprall ist ein fürchterlicher, die Flöße vermögen den starken Fahrzeugen keinen Widerstand entgegenzusetzen, sie bersten auseinander, lösen sich in ihre Theile auf und was auf ihnen ist, versinkt in die Fluten.

Das Meer ist bedeckt mit Menschen, die mit den Wogen um ihr Leben kämpfen. Vom Ufer des Festlandes sind die Soldaten Cäsar's zu weit entfernt, als daß sie Aussicht hätten, es in ihrer schweren Rüstung schwimmend erreichen zu können. Es bleibt ihnen also nichts übrig, als der Insel zuzusteuern und dort Mann für Mann im ungleichen Kampfe mit den sie mit wildem Kriegsgeschrei empfangenden Lusitaniern um ihr Leben zu ringen.

Cäsar steht wuthschäumend und bleichen Antlitzes am Ufer und muß es geschehen lassen, daß Hunderte seiner tapfern Soldaten ertrinken, während hundert andere von den Lusitaniern erschlagen werden.

Er kann nichts thun, er muß warten, bis die Ebbe eintritt. Dann erst kann er neue Cohorten vorschicken, welche den Untergang derer, die das Meer verschlungen, rächen sollen.

Und diese neuen Cohorten dringen, bis an die Kniee im Wasser watend, muthig vorwärts, aber an die Insel kommen sie nicht heran. Die Lusitanier rücken ihnen entgegen und kämpfen, verstärkt durch die Piraten, die Alles, was sie auf den Schiffen entbehren konnten, welche sich bei Eintreten der Ebbe meerwärts zurückgezogen, zu den Lusitaniern hatten stoßen lassen.

Ein mörderischer Kampf entspinnt sich in der Furt

zwischen Festland und Insel. Stundenlang währt er, denn Cäsar glaubt noch immer, daß es ihm gelingen werde, den Uebergang nach der letztern zu forciren. Darum läßt er immer neue Truppen vorrücken und die ermüdeten ablösen.

Mit brennender Ungeduld beobachtet er den unentschieden auf und nieder wogenden Kampf, bis ihn endlich das Herannahen der Flut zwingt, denselben abzubrechen.

Will er nicht dem Meere neue Opfer zuführen, muß er seine Cohorten unverrichteter Dinge zurückziehen.

Der Kappadocier kann seinerseits auch kaum das Eintreten der Flut erwarten, um mit seinen Schiffen wieder in Action zu treten. Als er aus den Bewegungen der Römer den Schluß zieht, daß Cäsar den Befehl gegeben habe, den Kampf abzubrechen, verläßt er in einem Kahne sein Schiff, um sich dem Kampfplatze zu nähern und die Lusitanier anzufeuern, so wenig Römer als möglich nach dem Festlande zurückkehren zu lassen.

Er mischt sich in die vordersten Reihen der Kämpfenden. Cäsar erblickt und erkennt ihn; eine Ahnung, daß er in ihm die Seele des Widerstandes vor sich habe, den er so unerwartet an den lusitanischen Gestaden gefunden, überkommt ihn und er gibt den

Befehl, ihm den gefährlichen Feind, den er nie hätte aus der Hand geben sollen, todt oder lebendig zu schaffen.

Cäsar's erbitterte Soldaten vollführen mit Freuden den Befehl, stürzen sich nach der Stelle des Schlachtfeldes, wo der Kappadocier zu Fuß im Meere watend kämpft, und trennen ihn und die kleine Abtheilung, an deren Spitze er sich gestellt, von dem Hauptcorps der Lusitanier, das bereits aus Furcht vor der herannahenden Flut der Insel ebenso zudrängt, wie die Cohorten Cäsar's dem Festlande sich zuwälzen.

Der Kappadocier sieht sich umzingelt. Sehnsüchtig blickt er nach seinen Schiffen, aber sie sind zu weit, als daß sie ihm Hülfe bringen könnten, selbst wenn die Flut schon da wäre.

Er kämpft wie ein Löwe, aber bald blutet er aus zehn Wunden, und als er endlich todt niedersinkt und die römischen Soldaten sich seines Leichnams bemächtigen wollen, treibt sie der vom Ufer ertönende Schrei der Kameraden: „Die Flut, die Flut!“ in wilder Flucht dem Lande zu und im nächsten Augenblicke hebt die Meereswoge den blutigen Leichnam des Kappadociers, um ihn den Römern zu entführen und seewärts zu treiben.

Zwölftes Kapitel.

Am Rubicon.

Der Tod des Kappadociers bildete einen Wendepunkt im lusitanischen Kriege.

Die Lusitanier hatten einen eifrigen, im Hasse gegen die Römer und gegen Cäsar unermüdlichen Parteigänger verloren und wurden die ganze Schwere des Verlustes bald inne, als Cäsar Kriegsschiffe in großer Anzahl aus Gades kommen ließ, welche Miene machten, die auf der Insel verschanzten Lusitanier und ihre Verbündeten, die Piraten, anzugreifen.

Diese letztern witterten die Gefahr noch rechtzeitig, nahmen von den Lusitaniern an Bord, was die Insel verlassen wollte, und segelten, den römischen Fahrzeugen ausweichend, nordwärts, wo sie jenseits des Durius den lusitanischen Ballast ans Land setzten.

Was von den Lusitaniern auf der Insel geblieben war, fiel in die Gewalt Cäsar's, der seine Schiffe dann nordwärts schickte, wo sie auf die Piraten Jagd machten und die letzten Reste derselben in blutigen Seegefechten vernichteten.

Wohl richteten hier und da die Feinde in den Reihen der römischen Soldaten noch große Verwüstungen an, aber ausschlaggebend waren diese Kämpfe nicht, da es eben keine geschlagene Armee war, gegen die sich die Angriffe richteten.

Cäsar erzwang sich überall offene Bahn, und als er nach zwei Jahren Spanien verließ, war Lusitanien eine unterworfene Provinz und er selbst hatte sich zumeist durch den Verkauf der Gefangenen solche Reichthümer gesammelt, daß er bei seiner Rückkehr nach Rom alle seine Gläubiger, Crassus obenan, befriedigen und sich ungescheut um das Consulat bewerben konnte.

Geld und Macht hatte er, aber der Liebesglanz war seinem Leben verloren gegangen.

Pompeja sah er nie nieder.

Er erfuhr nie, daß ihn die Intrigue des Magiers Oropos, der wieder nur dem Kappadocier gedient hatte, um die Gemahlin gebracht. Oropos verschwand unmittelbar nach der so schmählich in die Brüche gegangenen Feier der guten Göttin aus Rom, ohne sich bei Clodius um die hunderttausend Sesterzien zu melden.

Die Untreue Pompeja's störte übrigens die Eintracht zwischen Cäsar und Pompejus nicht im geringsten.

Die beiden Männer brauchten einander eben zu sehr, um einer Familienkatastrophe allzu großen Einfluß auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu gestatten.

Als Cäsar nach dem zurückgelegten Consularjahre als Proconsul nach Gallien ging, wurde die ganze Bedeutung und Tragweite des von ihm eingefädelten Triumvirats aller Welt klar. Die drei theilten sich eben ungehindert in das Reich: Cäsar nahm Gallien für sich, Pompejus sollte unumschränkt in Rom herrschen, Crassus Asien als Domäne ausbeuten.

Cäsar wußte recht gut, warum er sich gerade Gallien ausbedang.

Dort konnte er am besten das Werk, das er in Spanien mit Erfolg begonnen, weiter führen.

In Gallien waren Provinzen zu erobern, Sieges- und Ruhmeskränze zu erwerben; Gallien war der rechte Boden, um unzertrennlich mit dem Heere zu verwachsen, um die Legionen an sich zu gewöhnen und sich ihnen unentbehrlich zu machen; in Gallien lag endlich auch das Geld so zu sagen auf den Straßen, da ließen sich Tausende von Gefangenen machen und durch den Verkauf derselben nach Rom Reichthümer sammeln, die man vortrefflich gebrauchen konnte, wenn dereinst die

entscheidende Stunde schlagen würde, um über die beiden andern Triumvirn hinweg rücksichtslos zur Alleinherrschaft zu schreiten.

Und das Glück begünstigte Cäsar wunderbar — der eine der Triumvirn räumte selbst den Platz.

Crassus fiel in Asien gegen die Parther.

Cäsar hatte es also, als er nach den sieben Jahren, die er in Gallien zugebracht, sein Auge verlangend auf Rom richtete, nur mit Pompejus zu thun.

Er nahm die Schwäche, welche Pompejus in Rom dem um sich greifenden Bandenwesen des Clodius und Milo gegenüber entwickelte, zum Vorwande; er wollte Ordnung machen in Rom, der beängstigten Hauptstadt die Ruhe und Sicherheit wiedergeben, die bedrohte Gesellschaft retten.

Pompejus hatte keine Lust, die außerordentliche Gewalt, die er in seinen Händen hielt, zu Gunsten Cäsar's, den er nachgerade zu durchschauen anfing, von sich zu thun.

Es widerstrebte ihm, zu Gunsten dessen zu abdiciren, zu dessen Aufschwung er in seiner Kurzsichtigkeit beigetragen.

Cäsar machte mit seinen Legionen am Rubicon Halt, den er nicht überschreiten durfte, wenn er nicht sofort mit Pompejus in Conflict gerathen, wenn er nicht den Bürgerkrieg heraufbeschwören wollte.

Es mußte ihm daran liegen, die Verantwortlichkeit für die Ereignisse, die er vorbereitete, von sich zu wälzen und sie Pompejus allein tragen zu lassen.

Dieser sollte als der Angreifer erscheinen und in die Falle gehen, die ihm Cäsar legte, indem er mit dem in Gallien zusammengescharrten Gelde den Volkstribun Curio bestach und denselben veranlaßte, beim Senate den Antrag zu stellen, daß Cäsar und Pompejus gleichzeitig ihre Aemter niederlegen sollten.

Cäsar wußte recht gut, daß sich Pompejus dem Senatsbeschlusse nicht fügen würde.

Die Weigerung des Pompejus gab Cäsar gleichsam das Recht, offensiv gegen Pompejus vorzugehen, ihn zu zwingen, dem Senate zu gehorchen.

Als Vollstrecker des Volkswillens führte er seine Legionen über den Rubicon gegen Rom, gegen seinen ehemaligen Verbündeten Pompejus, hinter welchem Cato als die eigentliche Seele der Action stand.

Der Würfel war gefallen — der Bürgerkrieg entbrannte, und wie er mit der Niederlage und dem Tode des Pompejus endete, wie Cäsar die Alleinherrschaft in Rom aufrichtete und bis zu seiner Ermordung führte, das weiß alle Welt.

Ende.

Epilog.

Cäsar und Napoleon III.

„Das Alterthum kommt in der gebildeten Welt mit jedem Tage mehr in die Mode“ — leitete vor einiger Zeit Jules Janin, der Feuilletonist par excellence, ein Feuilleton im Journal des Debats ein.

Aber nicht Paris allein interessirt sich für das Alterthum; nicht seine Frauen allein greifen zur fließenden Gewandung des Alterthums, sich mit Locken und Coiffüren nach griechischem und römischem Muster schmückend und die antike Camee wieder zu Ehren bringend; nicht seine Schriftsteller allein entnehmen in letzter Zeit mit Vorliebe ihre Stoffe jenen Tagen, in denen Rom und Karthago den Ton in der Weltgeschichte angaben — auch in Deutschland scheinen jene Tage zurückkehren zu wollen, wo Tieck mit seinem „Kaiser Octavianus“, Meißner mit seinem „Julius Cäsar“ die Lesewelt beeinflußte.

Wenn der Franzose mit „Salambo" einen tiefen Eindruck auf das Publikum gemacht hat, das plötzlich seine Aufmerksamkeit dem alten Karthago zuwandte, so zeigt in Deutschland die Aufnahme, welche dramatische Werke wie Lindner's „Brutus und Collatinus", Lingg's „Catilina" u. s. w. fanden (der um einige Jahre zurückdatirenden Stücke wie „Brutus und sein Haus", „Spartacus" „Die Fabier" nicht zu gedenken), daß das Interesse für das Alterthum lebhaft aufgewühlt sei.*)

Namentlich richtete die ganze gebildete Welt ihr Auge auf das alte Rom, als der Kaiser der Franzosen im Wettstreite mit dem deutschen Gelehrten Mommsen daran ging, das Leben eines der berühmtesten Männer des alten Rom zu beleuchten.

Der Wettstreit Napoleon's mit Mommsen mußte die Gebildeten in Deutschland um so mehr interessiren, als auch Napoleon im gewissen Sinne ein Stück von einem deutschen Gelehrten ist, da er den Grund zu seiner klassischen Bildung auf deutschem Boden, in deutschen Schulen legte.

Nach den deutsch geschriebenen Sprachlehren von Bröder und Buttmann lernte der Gymnasiast Charles

---

*) Aus demselben regen Interesse für das römische Alterthum sind Stahr's „Tiberius", „Römische Kaiserfrauen", „Kleopatra" hervorgewachsen.

Louis Napoleon Bonaparte in Augsburg das Lateinische und Griechische.

Ebenda las er unter Anweisung deutscher Lehrer Cornelius Nepos, Ovid und Virgil, Homer, Plutarch und Phädrus und übte sich gleichzeitig in der deutschen Sprache, sodaß er sich' bald in dieser Sprache gut und fließend auszudrücken verstand, wie mir einer seiner Mitschüler, der Pfarrer Dr. Nagel in Oberampfrach in Baiern, versicherte.

Die deutschen Studien, zu welchen Augsburg den Grund gelegt, setzte der Prinz später in Arenenberg fort, wo er mit deutschen Gelehrten, mit Zschokke, Wessenberg und Bonstetten mit Vorliebe verkehrte und auch den Umgang mit manchen seiner Augsburger Mitschüler fortsetzte, wie z. B. mit Ludwig Wilhelm, dem Sohne eines Lindauer Fabrikanten, der später beim Mauthwesen eine Anstellung fand.

Ich bin in Arenenberg in Napoleon's Studirstube gewesen und werde den Eindruck nie vergessen.

Hier sein Bett in einer Nische, das Bild des ersten Napoleon über demselben.

Neben dem Bette ein Schlafsessel, dessen Sitzpolster und Lehne seine Mutter, die Königin Hortense, gestickt.

Es war ein Geburtstagsgeschenk für Louis Napoleon und die Anfangsbuchstaben seines Namens (L. N. B.)

sind mit dunkler Wolle der grauen Sitzfläche eingestickt.

Die Lehne zeigt in feiner Stickerei das bekannte Hütchen des ersten Napoleon.

Die Möbel von lichtbraunem Holze, einfach polirt, im Winkel beim Ofen einige Rappiere.

Weiter ein Bücherschrank, ein Tisch und ein Sessel, der letztere angelehnt an eine Karte, welche in Form eines genealogischen Tableaus die Reihenfolge der französischen Machthaber von den Zeiten der Gallier bis auf Ludwig XVIII. enthält.

Wie oft mag der jetzige Kaiser der Franzosen, an den kleinen eisernen Ofen gelehnt, diese Karte betrachtet und darüber nachgedacht haben, welche Namen wohl einst die Geschichte an den des achtzehnten Ludwig knüpfen werde.

Neben dem Tableau eine Karte, welche die vier Unterschriften zeigt, deren sich der erste Napoleon nach einander bediente: Bonaparte, Napoleon Bonaparte, Napoleon, N. B.

Aus dem Schranke nahm ich ein Schulbuch heraus, dessen sich Napoleon bedient hat.

Der Titel desselben lautete:

„De viris illustribus urbis Romae a Romulo usque ad Caesarem Augustum. In usum prioris classis

grammaticae scripsit l'Honoad, in universitate Parisiensi professor emeritus. Parisiis 1813."

Auf die Rückseite des Deckels hatte der Prinz seinen Namen geschrieben.

In dem Buche waren viele Stellen unterstrichen, auch einige Männchen belebten die Eintönigkeit der vergilbten Ränder.

Es ist bekannt, daß sich der Prinz-Präsident während der Ministerrathssitzungen oft das Privatvergnügen machte, Männchen und Caricaturen zu zeichnen.

Wenn der betreffende Minister mit seinem Vortrage zu Ende kam, fragte der Präsident nicht selten, von seinen Federzeichnungen aufblickend: „Was haben Sie gesagt? Sagen Sie es in Kürze noch einmal!"

In dem Schulbuche, das ich in der Hand hatte, scheint der Caricaturenzeichner Louis Napoleon seine ersten Anläufe genommen zu haben.

Man stößt in demselben wiederholt auf die Umrisse eines beleibten Männchens, das vielleicht seinen Mentor vorstellen sollte.

Der Culturproceß des Kaisers der Franzosen, der mit deutscher Bildung gesättigt worden, machte also einen halben deutschen Gelehrten aus ihm.

Wer weiß, ob er ohne diese deutsche Bildung unter den Schriftstellern jenen glänzenden Rang einnehmen

würde, den ihm jetzt sowohl seine ältern Sachen| als sein „Cäsar“ für immer sichern.*)

*) Mit echt deutscher Gründlichkeit ging Napoleon bei diesem seinem Hauptwerke an die Arbeit. Er bildete ein förmliches Cäsar-Bureau und dotirte es zumeist mit deutschen Hülfsarbeitern, da er den französischen Schriftstellern im Punkte der Gründlichkeit nicht recht zu trauen schien. Er beauftragte den Akademiker Merimée, ihm zum Nachlesen im Quellenstudium einen tüchtigen Romanisten zu verschaffen. Merimée stellte ihm fünf Gelehrte von anerkanntem Ruf in der römischen Geschichtsforschung vor. Der Kaiser unterhielt sich mit ihnen, die über den eigentlichen Zweck der Audienz nicht unterrichtet waren, mehrere Stunden lang und fand an dem Akademiker Maury den meisten Geschmack. Maury arbeitete seither jahrelang mit dem Kaiser zu festgesetzten Stunden und es geschah oft, daß der Kaiser von den schriftstellerischen Arbeiten weg in den benachbarten großen Saal ging, in welchem ihn die Minister schon erwarteten, und dabei zu seinem stillen Mitarbeiter sagte: „Bleiben Sie hier in meinem Zimmer, lieber Maury; setzen Sie sich auf meinen Platz und schreiben Sie weiter, bis ich zurückkomme!“

Wie weit Napoleon's Cäsarstudien zurückdatiren, beweist unter Anderm folgender Zug aus dem französischen Hofleben, der dem Jahre 1860 angehört.

In diesem Jahre kam am Namenstage der Kaiserin zu Compiègne ein kleines einactiges Lustspiel von Morny: „La corde sensible“ zur Aufführnng. Das Stückchen bestand aus einer Reihe von Scherzen und Anspielungen auf die Anwesenden selbst. Ein reicher Landnotar Namens Bernard (Merimée) klagt einem seiner Freunde (Morny), daß die Gäste, welche er in sein Schloß einlud, sich furchtbar langweilen und grausenhaft gähnen. Was thun? Der Freund antwortet, man müsse versuchen, bei den Gästen die schwache Seite zu errathen und diese empfindlichen Seiten zu berühren. Was z. B., meint Bernard, soll ich mit dem

Wenn man Louis Napoleon liest, glaubt man mitunter einen deutschen oder englischen Historiker zu hören.

Fürsten Morny anfangen? Er macht mittelmäßige Lustspiele und läßt schlechte Pferde laufen. — Unterhalten Sie sich mit ihm von seiner Marotte, lautet die Antwort des Fürsten selbst. Aber, meint Bernard, unter meinen Gästen ist auch der Kaiser, und meine politischen Gespräche scheinen ihn gewaltig zu langweilen. — Nehmen Sie sich in Acht, erwidert Morny, es sind Mouchards hier! (Allgemeines Gelächter im kaiserlichen Haustheater.) Ich will Ihnen etwas sagen: suchen Sie irgend einen alten römischen Topf oder eine Medaille Cäsar's 'zu entdecken und sogleich wird das gallorömische Interesse des Kaisers rege werden.

Napoleon legte auf sein letztes Werk, von welchem der dritte und letzte Band im Frühling 1868 erscheinen wird, ein solches Gewicht, daß man sagt, Duruy verdanke einer zu guter Stunde an den Mann gebrachten Schmeichelei seine Ernennung zum Unterrichtsminister. Er sagte nämlich über den „Julius Cäsar" des Kaisers:

„Ich hätte das nicht besser machen können; ich sage das dem Schriftsteller, nicht dem Kaiser!"

Es heißt sogar, daß der Kaiser die Ehre anstrebt, unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen zu werden. „Julius Cäsar" soll ihm zu dem Fauteuil in der Akademie verhelfen. Als sich ihm eines Tages die Akademiker gelegenheitlich der Präsentation eines neugewählten Collegen vorstellten, sagte der Kaiser zu Octave Feuillet':

„Ich arbeite unabläßig, meine Herren, um mich Ihrer würdig zu machen."

Bekanntlich schenkte Napoleon 200 Wurfspieße, die bei dem erst durch ihn bekannt gewordenen Alesia ausgegraben worden waren, dem römisch-germanischen Museum in Mainz.

Interessant ist auch die ängstliche, geheimnißvolle Art, in wel-

Mommsen, der neben Macaulay den modernen feuilletonistischen Stil zum Aerger so manchen verzopf-

---

cher das Werk gedruckt wurde, da ein förmlicher Cordon gezogen war, um nichts von dem Texte voreilig ins Publikum dringen zu lassen. Jede Form lag an einer dreifachen Kette und war mit einem dreifachen Schlosse versiegelt. Die Schlüssel zu den Formen hatte der Director der Druckerei in der Hand. Die Abzüge kamen in das Kabinet des Kaisers, der mit seinen Mitarbeitern gleich die Correcturen vornahm und oft so viel änderte, daß der ganze Satz umgestoßen werden mußte. In diesen Aenderungen war auch der Schlüssel zu dem ganzen geheimnißvollen Gebaren zu suchen. Der Kaiser wollte nicht, daß etwas, woran nicht die letzte Feile gelegt worden, in die Oeffentlichkeit dringe. Den ganzen zweiten Band arbeitete Napoleon auf Grund neuer Forschungen, die ein intelligenter Hauptmann vom Geniewesen gemacht hatte, ganz um; trägt eine solche Unverdrossenheit im Arbeiten nicht ein deutsches Gepräge?

Von deutscher Gründlichkeit zeugt mehr als eine Stelle; so im ersten Bande jene, wo Napoleon die Gegend eruirt, bei welcher an den lusitanischen Gestaden so viele Soldaten Cäsar's ertrunken sind. Die lusitanische (portugiesische) Küste hat jetzt keine Inseln und doch ertranken die Soldaten Cäsar's bei einer Insel. Mit echt deutschem Bienenfleiße bringt Napoleon endlich heraus, daß die Insel, die Cäsar's Soldaten verhängnißvoll wurde, jetzt mit dem Festlande zusammenhänge.

Pikant ist eine auf Cäsar Bezug nehmende Anekdote, die von Napoleon IV. circulirt. Das Kind von Frankreich hatte, als es im Jahre 1863 die römische Geschichte zu studiren begann, den jungen Grafen Walewsky zum Spielgenossen. Da die Knaben nicht immer Ball spielen konnten, so politisirten sie auch zuweilen. Im Verlaufe dieses Kannegießerns fragte der kaiserliche Prinz den etwas ältern Walewsky, was das sei: die römische Frage, von der so viel gesprochen würde. „Das ist ein Streit zwischen dem

ten Historikers in die Geschichtschreibung eingeführt, kann seine Leute nicht anschaulicher schildern, wenn er z. B. beginnt: „Pompejus war ein gewöhnlicher Wachtmeister", oder: „Cato war ein bocksteifener Principienmann", als Louis Napoleon die Wirthschaft der Orleanisten in den vierziger Jahren zeichnet, wenn er in Ham schreibt:

„Frankreich bezahlt eine ungeheure Armee und gebraucht sie nicht, wenn der Augenblick kommt. Man läßt Italien knechten, wenn es sich erhebt, und hilft Spanien niederwerfen; man bindet mit Algier an und hat nicht den Muth, das Angefangene in großem Maßstabe durchzuführen.*) O über die Thoren! Wenn ihre ungeschickte Politik Feuer auf dem Erdballe angezündet hat, bleibt nur ein Ding übrig, das da brennt: die Ehre Frankreichs, und von allen Unternehmungen, die mit einem so großen Aufwande unternommen und

---

Papste und Victor Emanuel", sagte Walewsky junior. „Nein", rief der Prinz, der den Spielgefährten nur hatte ausholen wollen, „bei der römischen Frage handelt es sich um den Cäsar und Cäsar muß Herr sein in Rom!"

*) Wem fiele dabei nicht Mexico ein? Ueberhaupt wirft das, was der Kaiser hier 1841 in Ham geschrieben, auf seine spätere Haltung ein eigenthümliches Schlaglicht. Diese Stelle über die Orleans gewinnt noch an Interesse, wenn man bedenkt, daß Napoleon's „Cäsar", wie ich noch weiterhin andeuten werde, zugleich eine Streitschrift gegen die Orleans ist.

so jämmerlich beendet werden, bleibt dem Lande nichts als Rauch und für die Unternehmer nichts als Asche, die sie nach dem Gewichte verkaufen, wie jener treulose Beamte meines Onkels, des Kaisers, von dem mir meine theure Mutter erzählt hat. An einem schönen Sommertage, als der Kaiser früher als gewöhnlich aufgestanden war, ging er durch einen der großen Empfangssäle der Tuilerien und war bei seinem Eintritte sehr erstaunt, ein ungeheures Feuer in einem Kamine zu finden, wo ein Kind beschäftigt war, große Buchenklötze auf einem Herde aufzuhäufen Der Kaiser stand still und fragte das Kind nach dem Grunde, der es bestimmte, ein so großes Feuer zu unterhalten, mitten im Sommer, in einem Saale, der nur an Empfangstagen benutzt wurde; das Kind, ohne den Kaiser zu erkennen, antwortete mit Freimuth: „Mein Herr, ich mache Asche für meinen Vater, dessen Gewinn sie ist.“ Wohlan, das Betragen der Bourbons seit 1815, der Orleans seit 1830 gleicht in Allem dem Benehmen dieses Schloßbeamten, welcher, um seinen Gewinn zu vergrößern, vergeblich das seiner Wachsamkeit anvertraute Holz verbrannte; vergeuden sie nicht ebenso leichtsinnig bei all ihren Unternehmungen die Hülfsquellen Frankreichs? Beherrscht nicht immer eine schmuzige Habsucht die allgemeinen Interessen, sodaß

von ihrer dreißigjährigen Politik nichts als Feuer und Rauch bleibt? Die Russen und Türken führen einen großen Krieg; die Türkei ist so übel daran, daß es nur an Rußland liegt, in Konstantinopel einzuziehen und die orientalische Frage für immer zu seinem Vortheile zu erledigen, und Frankreich sieht, Gewehr im Arm, unthätig zu. Die es regieren, bedenken nicht, daß nichts mehr dazu beiträgt, die Fragen zu vergällen, die Lage schwieriger zu machen, als eine Bastardpolitik, die ohne Würde und ohne Folge ist, die nicht weiß, was sie will, weil sie es nicht wagt, zu wollen. Es ist ein Verbrechen, einen Krieg aus Laune zu führen, ohne einen großen Erfolg als Ziel, einen unermeßlichen Gewinn als Grund zu haben. Aber man tödtet auch ein Volk, indem man es in einen Todesschlaf versenkt, es mit seinem vergangenen Ruhme wie mit einem Todtentuche umhüllt und überdies diesen Schlaf zu einem erkünstelten macht, daß alle mit Furcht, aber auch mit Gewißheit den Augenblick des Erwachens vorhersehen. Den Frieden fest begründen heißt nicht, während einiger Jahre eine erkünstelte Ruhe erhalten; nein, dahin streben, den Haß zwischen den Völkern verschwinden zu machen, indem man die Interessen und Bestrebungen eines jeden begünstigt; ein gerechtes Gleichgewicht zwischen den großen Mächten schaffen, mit einem Worte, der Politik

Heinrich's IV. folgen, das heißt, einen gesunden Frieden anbahnen. Heinrich IV. sah voraus, daß alle Völker hinsichtlich der Macht gleich stark sein müssen und keins durch sein Uebergewicht das andere beherrschen dürfe, wenn das europäische Gleichgewicht eine feste Grundlage haben sollte. Eben als er gemeuchelt wurde, war es ihm gelungen, den größten Theil Europas zu bestimmen, ihn in seinen großen, wahrhaft menschenfreundlichen Absichten zu unterstützen. Er hatte ein unermeßliches Heer aus europäischen Contingenten gebildet, das sich als letztes Ziel nicht eine fruchtlose Eroberung, sondern die Erringung des allgemeinen Friedens vorgesetzt hatte. Er war im Begriffe, Spanien zu zwingen, die Gleichheit und Unabhängigkeit der Völker anzuerkennen, und einen Areopag einzusetzen, der berufen gewesen wäre, durch die Vernunft, nicht durch die rohe Gewalt die Zwistigkeiten von Volk zu Volk zu entscheiden. Er wäre, wenn er länger gelebt hätte, ein wahrer Friedensheld geworden."

Der Mann, der dies in Ham geschrieben hat, läßt 25 Jahre später eine Geschichte des Julius Cäsar erscheinen und macht so diesen letztern zu einem populären Schlagwort der gebildeten Welt; Männer und Frauen suchen sich über den Mann zu informiren, der dem unscheinbaren Flüßchen Rubicon für alle Zeiten

zur Berühmtheit verholfen hat, indem er mit seinen Legionen über dasselbe hinwegsetzte, um in Rom die Dictatur aufzurichten.

Es ist ungemein interessant, den zahlreichen Berührungspunkten nachzugehen, die zwischen Julius Cäsar, dessen bewegtes Jugend- und Liebesleben ich in den vorstehenden Blättern zu schildern und aus dem geheimnißvollen Dunkel, von welchem es umgeben ist, herauszuschälen versuchte, und seinem kaiserlichen Biographen bestehen.

Cäsar's politisches Leben und tragisches Ende sind jedem Gebildeten in den Hauptumrissen geläufig, aber sein Jugendleben ist, ohne daß man viel hinzuzuthun brauchte, ganz so ein pikanter, abwechslungsvoller Roman, wie das Jugendleben Napoleon's III. auf ein Haar einem Romane gleicht.

Ich habe in meinen historischen Romanen „Louis Napoleon"*) und „Napoleon III." dieses Jugendleben Napoleon's und sein kühnes, berechnetes Aufstreben zur Macht geschildert und mich später durch das Jugendleben Cäsar's, das mit jenem Napoleon's so viele Berührungspunkte bietet, so angezogen gefühlt, daß ich

*) Ins Holländische, Ungarische und Böhmische übersetzt und im Deutschen ursprünglich zehnbändig, in zweiter Auflage (Volksausgabe) aber fünfbändig erschienen.

auch das Aufstreben Cäsar's zur Macht zum Gegenstande einer Romanstudie zu machen beschloß, die ich hier der Lesewelt vorlege.

Auf den ersten Blick scheint Napoleon III. dem Kaiser Octavianus Augustus ähnlicher zu sein als dem Julius Cäsar.*)

Die Aehnlichkeit zwischen dem Regime des Octavianus Augustus und jenem Napoleon's III. nament-

*) Die Aehnlichkeit der cäsarisch-augusteischen Zeit überhaupt mit der napoleonischen Aera ist vielfach aufgegriffen worden.

Einer der pikantesten Vergleiche liegt in folgender Improvisation Lamartine's.

Lamartine hatte Nadaud, den Verfasser des in Frankreich weit verbreiteten Gedichts „Les deux gendarmes“ zu Tische geladen. Nadaud hatte die Einladung angenommen, später jedoch absagen lassen, weil ihm die Prinzessin Mathilde eine Einladung für denselben Tag hatte zugehen lassen. Dies veranlaßte Lamartine zu folgenden Versen:

Ce soir le vaincu de Pharsale
M'offrit un dîner d'un écu:
Le vin est bleu, la nappe est sale,
Je n'irai pas chez le vaincu.

Mais que la cousine d'Auguste
M'invite dans sa noble maison,
J'accours, j'arrive à l'heure juste:
„Brigadier, vous avez raison!“

Wenig bekannt ist auch folgender Ausspruch Victor Hugo's, als sich Napoleon zum Kaiser machte:

„Augustulus nach Augustus war schon einmal da!“

lich scheint eine so in die Augen springende, daß man zu dem, was Rogeard in seinem „Labienus“ schrieb, keinen Commentar hinzuzufügen braucht.

„Es ereignete sich im Jahre 7 n. Chr., im dreißigsten des Reiches von Augustus, sieben Jahre vor seinem Tode, man war in vollem Principate und das Kriegsvolk hatte einen Herrn. Der Stern der Julier war langsam aus dem blutigen Dunste, der seine Morgenröthe färbte, hervorgegangen, er erhob sich und streute sein mildes Licht über dem schweigsamen Forum aus. Es war ein schöner Augenblick! Die Curie war stumm und die Gesetze schwiegen, keine Curial- oder Centurialversammlungen mehr, keine lärmenden Verhandlungen, keine Parteispaltungen, keine Kämpfe, keine Volksbeschlüsse, keiue Wahlen mehr, keine Unordnung, keine Armee der Republik mehr, überall der römische Friede, den unterjochten Römern entrungen; ein einziger Tribun: Augustus; eine einzige Armee: die Armee des Augustus; ein einziger Wille: der seinige; ein einziger Consul: er; ein einziger Censor: abermals er; ein einziger Prätor: er, immer er, nur er. Die verbannte Beredtsamkeit starb im Dunkel der Schulen; die Literatur hauchte ihren Athem unter dem Schutze des Mäcenas aus; Titus Livius hörte auf zu schreiben und Labienus zu reden, Cicero's Schriften waren

verboten, die Gesellschaft war gerettet. Ruhm hatte man allerdings noch, wie es einem Kaiserreiche geziemt, das sich achtet; man hatte sich überall ein wenig herumgebalgt; man hatte die Leute im Norden und Süden, rechts und links geschlagen; man hatte Namen einzuschreiben an den Straßenecken, auf die Triumphbogen; man hatte besiegte Völker gefesselt in Basreliefs darzustellen; man hatte die Dalmatier, die Cantabrer, die Aquitanier, die Pannonier, man hatte die Illyrier, die Rhätier, die Vindelicier, die Dacier, die Ubier, die Sicambrer, die Parther, der Traum Cäsar's, ohne die Bürgerkriege zu zählen, über welche gegen alle Sitte Augustus zu triumphiren den Muth hatte, aber nur zu Pferde, aus Bescheidenheit. Es gab sogar einen dieser Kriege, in dem der Kaiser in Person befehligte und verwundet wurde, was der höchste Ruhm für eine große Nation ist. Indessen regneten die Sesterzien auf den Plebs herunter, der Fürst vervielfachte die Austheilungen; man würde gesagt haben, das koste ihn nichts, er vertheilte, vertheilte, vertheilte; er war so gut, daß er selbst den Kindern unter elf Jahren gab, obgleich es das Gesetz verbot. Es ist so schön, das Gesetz zu überschreiten, wenn man besser ist als das Gesetz. Für die Schauspiele begann die gute Zeit. Man hatte nur die Verlegenheit der Wahl: Theaterspiele, Gladiatorenspiele,

die Spiele des Forums, des Amphitheaters, des Circus, der Comitien, der Athletenjagden und Kämpfe, ohne Beeinträchtigung der Ausstellungen von Nashörnern, Tigern und zwanzig Ellbogen langen Schlangen. Niemals hatte das römische Volk sich in solchem Maße unterhalten. Man füge noch hinzu, daß der Fürst häufig Revue über die Ritter hielt und daß er es liebte, die Feierlichkeit des Defilirens häufig zu wiederholen; welch ein prachtvolles, wenngleich kein mannichfaltiges Schauspiel! Und wäre es nicht ungerecht, dasselbe unter den Schauspielen wegzulassen, welche er den Herren der Welt zum Besten gab? Was ihn betrifft, so waren seine Vergnügungen einfach, und man konnte ihm höchstens nachsagen, daß er zu oft den rechtmäßigen Platz von Scribonia oder Livia einer Drusilla, einer Tertulla, Terentilla oder auch der Rufilla, Salvia, Titiscenia oder noch Andern eingeräumt; daß er den schlechten Geschmack gehabt, inmitten einer Hungersnoth als Gott verkleidet in Gemeinschaft von elf gleichfalls vergötterten Genossen, die er zärtlich liebte, fröhliche Bankette abzuhalten; daß er schöne Möbel und korinthische Vasen zu sehen geliebt, sodaß er zuweilen den Eigenthümer tödtete, um in den Besitz der Gefäße zu gelangen; daß er ein arger Spieler gewesen. Sonst, so versichert uns Suetonius,

war sein Leben sehr geregelt und von jedem Vorwurf frei. Diese julianische Zeit war also eine sehr glückliche, das Jahrhundert von Augustus ein großes Jahrhundert, und nicht ohne Grund ruft der zuerst expropriirte, später aber entschädigte Virgil aus: Das Zeitalter von Saturnus kehrt wieder. Doch fehlt es dem Bilde nicht an Schatten; es hatte sieben Complots gegeben, man mußte massenhafte Metzeleien vornehmen, man hatte ihrer dreihunderttausend getödtet, was wieder einige Unannehmlichkeiten für den großen Mann nach sich zog. Im Senate mußte er einen Panzer tragen, was in heißen Ländern unbequem ist; drei Cohorten zogen hinter ihm her in der Stadt, in welcher man sechzig Jahre vorher mit keinem kleinen Messer bewaffnet einziehen durfte, und das mochte einige Zweifel an der Volksthümlichkeit des Vaters des Landes erwecken. Agrippa riß zu viel Häuser ein, aber mußte man nicht ein Grab von Marmor anfertigen für dieses große Volk, das sterben wollte? Dann gab es noch eine gewisse Expedition in die Ferne, über die man eben nicht stolz zu sein brauchte; der unglückliche Varus hatte sich mit drei Legionen vernichten lassen, dort unten weit hinter dem Rhein, in der Tiefe der hercynischen Wälder. Der Krieg ist wie alle guten Dinge, man darf keinen Mißbrauch damit treiben."

So läßt Rogeard den Labienus über den Kaiser Augustus sich äußern und man weiß, wen Rogeard unter Octavianus Augustus und unter Rom gemeint hat.

Und dennoch hat Napoleon III. mehr geistige Verwandtschaft, mehr Aehnlichkeit im Lebenslauf mit Cajus Julius Cäsar als mit Octavianus Augustus.

Darum hat Napoleon auch die Geschichte Cäsar's und nicht jene des Augustus geschrieben.

Indem er aber die Geschichte Cäsar's schrieb, schwebte ihm die Absicht vor, Cäsar zum geistigen Ahnherrn seines Oheims, Napoleon's I., und in zweiter Linie zu seinem eigenen geistigen Ahnherrn zu stempeln.

In diesem Sinne ist dann Napoleon's „Cäsar" wirklich eine Parteischrift, da man sich unter den Pompejanern, gegen welche Napoleon zu Gunsten Cäsar's Partei nimmt, die Orleanisten des Alterthums denken kann.

Der Sieg des Pompejus und der hinter ihm stehenden aristokratischen Partei hätte den Sieg der gemäßigten Monarchie bedeutet, denn zur Monarchie drängte nun einmal in Rom Alles hin.

Der Staat war zu groß geworden und brauchte eine einheitliche Führung.

Die Frage lag also im entscheidenden Moment

zwischen Cäsar und Pompejus so: Alleinherrschaft hier, Alleinherrschaft dort, aber bei Cäsar Alleinherrschaft ohne jede Beimischung eines Freiheitsschattens durch nackte Säbelgewalt, bei Pompejus Alleinherrschaft mit etwas Freiheitsbeiwerk, Ordnung ohne das absolute Säbelregiment.

Die Römer fühlten diesen feinen Unterschied heraus und darum stellte sich, was in Rom Bildung besaß und nicht Alles dem Säbel unterordnen wollte, auf Seite des Pompejus.

Selbst Verwandte Cäsar's und Labienus, sein Unterfeldherr in Gallien, der ihm die Armee hatte abrichten helfen, an deren Spitze er die Gesellschaft in Rom retten wollte (ein Oheim jenes Labienus, der unter Augustus, wie wir eben gesehen haben, ein so loses Maul führte), nahmen Partei für Pompejus.

Indem Napoleon an die Schilderung des Lebens Cäsar's ging, schien ihm in Wirklichkeit die Idee vorgeschwebt zu haben, eine Art politischen Manifestes zu erlassen, in welchem er den Standpunkt präcisirte, den er den Orleans und der Republik gegenüber vertrat. Das Leben Cäsar's sollte gleichsam die Rechtfertigungsschrift seines eigenen Vorgehens sein und insofern kann man es wohl das literarisch-politische Testament Napoleon's nennen, der, wenn sein „Cäsar" erst

mit dem dritten Bande vollendet sein wird, auf seinen Lorbeeren ausruhen und kein weiteres Werk vom Stapel laufen lassen dürfte.

Der Volksglaube weist großen Männern mit Vorliebe mythische Testamente zu, an die sie wohl nie gedacht haben.

Peter der Große hat das Testament, das man ihm zuschreibt, nie verfaßt, Friedrich II. das seinige vielleicht ebenso wenig; aber da die apokryphen Testamente nun einmal das ausgesprochen enthalten, was die betreffenden Männer zur Richtschnur ihres politischen Lebens, Wirkens und Strebens gemacht haben, so schwört die Welt auf diese Testamente. *)

In Napoleon's „Cäsar" liegt im Gegensatze zu diesen mythischen Testamenten ein greifbares vor, das wohl nicht den Namen Testament führt, aber factisch ein solches ist, da Napoleon in dem Werke der Mit- und Nachwelt den Leitfaden bietet, nach welchem er sein

---

*) Selbst um Napoleon's I. Testament schwebt ein mystischer Zug. Das wahrhafte Testament, der eigentliche letzte Gedanke des Kaisers Napoleon soll sich in den Händen Napoleon's III. befinden und für seine Politik maßgebend sein. Dies Testament, welches von dem bekannten letzten Willen des Kaisers wesentlich abweichen soll, soll dieser auf Helena dem Abbé Vignale insgeheim eingehändigt haben. Vignale hat es zwanzig Jahre in seiner Sutane eingenäht getragen und vor aller Welt verborgen gehalten.

politisches Walten beurtheilt, das Maß, nach welchem er die Arbeit seines Lebens gewürdigt sehen will.

Daß es Napoleon mit dem „Cäsar" wirklich um eine Art testamentarischen Schlußmanifestes zu thun war, geht auch daraus hervor, daß er es von jeher liebte, solche Manifeste zu erlassen.

Die Wenigsten werden wissen, daß er ein solches Manifest schon vor nahezu dreißig Jahren gegen die Orleans schleuderte.

Bei dem Turnier, welches Lord Eglinton im Sommer 1840 in Ayrshire veranstaltete, erschien Louis Napoleon, der damals in England lebte und eben seine Vorbereitungen zu dem Boulogner Versuche traf, mit großem Gefolge im Costüm Wilhelm's III., des Oraniers.

Diese Maske war mit Hinblick auf das, was er in Boulogne ausführen wollte, absichtlich gewählt.

Vignale fiel in den Februartagen auf der Barrikade, wo er Verwundeten Beistand leistete. Das Testament hatte er dem Corsen Peruzzi eingehändigt, einem fanatischen Anhänger der kaiserlichen Familie. Dieser übergab es dem alten Jérôme, durch welchen es an Napoleon III. kam.

Die Hauptgrundzüge des apokryphen Testaments Peter's des Großen sollen bekanntlich sein: Zerstörung Polens, Verdrängung der Türken aus Europa, Fußfassung Rußlands in Deutschland durch Heirathen mit deutschen Fürstentöchtern. Diese drei Punkte bilden bis zum heutigen Tage den Leitfaden der russischen Politik.

Wie der Oranier von Holland herübergekommen, um das faule Regiment der Stuarts in England zu stürzen, so wollte Napoleon über den Kanal gehen, um die Orleans zu Falle zu bringen.

Die Broschüre über Wilhelm III., die er gleichzeitig in die Welt schleuderte und in welcher er sich mit Wilhelm, die Orleans aber mit den Stuarts identificirte, ist jenes erste Manifest und dasselbe ist so zeitgemäß, so voll Seitenhiebe auf die Orleans, daß ich hier die markanteste Stelle desselben hervorheben will, die zugleich beweist, daß Napoleon 1840 das, was er im „Cäsar" fünfundzwanzig Jahre später verblümt ausführte, weit unverblümter sagte:

„Wilhelm III.", sagt Napoleon in jener Parteischrift, die ein Vorläufer der Parteischrift „Cäsar" war, „ging nach England mit folgendem Motto: Die Revolution, die ich mit meiner Armee herbeiführen werde, wird den Vorzug haben, daß sich der Wille des Volkes ohne Gefahr für das Land frei offenbaren kann. Ich werde eine Regierung stürzen, indem ich den Glauben an die Macht erhalte; ich werde die Freiheit ohne Störung fest sichern, wie die Macht ohne Zwang. Um mein persönliches Dazwischentreten in einem schweren Kampf zu rechtfertigen, werde ich den Einen gegenüber mein Erbrecht, den Andern gegenüber meine Grundsätze

geltend machen, doch werde ich nichts annehmen, was nicht aus dem freien Willen des Volkes hervorgeht, denn niemals drängt man einem großen Volke seinen Willen oder seine Persönlichkeit auf."

Was Wilhelm für das England von 1688, das wollte Louis Napoleon für das Frankreich von 1840 sein, und er fährt in seiner Parallele der Stuarts und Oranier in folgender merkwürdiger Weise fort:

„Das Oberhaupt eines Staats muß völlig auf die Nationalgefühle eingehen und, um sich zu erhalten, den Interessen getreu bleiben, die ihm den Sieg verschafft haben. Die Stuarts stellten sich dem Nationalgefühl feindlich gegenüber. Sie hatten Muth, Geist, Beharrlichkeit, allein sie benutzten eben diese Eigenschaften, um sich den Bedürfnissen ihres Volkes zu widersetzen. Sie widerstanden, wo sie nachgeben sollten, und gaben nach, wo der Widerstand eine Pflicht war. Sie bewiesen die Beharrlichkeit nur in ihrem Hasse, niemals in ihrer Liebe, und einmal auf den abschüssigen Weg der Revolution gezogen, fehlte ihnen immer jene Tugend, die lediglich aus den großen Gefahren retten kann, der Aufschwung des Herzens. Man kann eine ruhige und geordnete Gesellschaft mit Hülfe der einzigen Gabe des Geistes regieren; wenn aber die Gewalt an die Stelle des Rechts getreten und der methodische

Gang der Civilisation unterbrochen worden ist, findet ein Fürst den richtigen Weg nur durch jene großen und plötzlichen Entschlüsse, welche das Herz einflößt. Die Stuarts hatten auf den Lippen, was Wilhelm im Herzen trug. Sie besaßen eine Artigkeit des Lasters, welche die Tugend nachahmt, die man nicht besitzt, während Wilhelm die Rohheit der Tugend besaß, welche jede Schminke und jeden erborgten Glanz verschmäht; die Stuarts vergaßen, daß es bei den freien Völkern niemals eine Regierung gegeben hat, die mächtig genug gewesen wäre, während einer längern Zeit die Freiheit im Innern zu unterdrücken, ohne als Aequivalent den Ruhm nach außen begründet zu haben. Wilhelm führte immer nur Krieg, um die Macht Englands zu vermehren. Die Stuarts entschlossen sich nur widerstrebend zum Kriege, um ihre wankende Macht zu befestigen. Nach den Niederlagen forderten die Stuarts den Frieden, Wilhelm nahm denselben nur nach dem Siege an. Alle Menschen, sie mögen groß oder klein sein, setzen ihre Ehre in etwas. Die Stuarts setzten sie als eine Reliquie in die heilige Bundeslade der königlichen Vorrechte, Wilhelm setzte die seinige in den Nationalstolz. Hienieden sind alle Menschen mehr oder weniger Schauspieler*),

*) Wem fielen hier nicht des Octavianus Augustus Worte ein, als er dem Sterben nahe war: „Freunde, habe ich gut gespielt?"

allein jeder wählt seine Bühne und sein Publikum und setzt seine ganze Anstrengung und seinen ganzen Ehrgeiz in die Zustimmung des Parterres seiner Wahl *), gleich dem Alexander, welcher an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener, als den schönsten Lohn seiner Arbeiten, dachte. Die Stuarts suchten blos die Lobeserhebungen der Partei und eines fremden Fürsten, Wilhelm setzte dagegen seinen Ruhm

*) Merkwürdig stimmt damit überein, was Napoleon als junger Mann auf einem Maskenballe zu Florenz zu dem berühmten Romanschriftsteller Cooper sagte.

Cooper erzählt in seinem „Italien": „Der Herzog Charles Louis von St.-Leu (so nannte sich der zweitgeborene Sohn der Hortense) sagte im Verlaufe einer längern Unterhaltung zu mir: „Die Welt ist wenig mehr als eine Maskerade. Schon als kleiner Knabe habe auch ich eine Maskerade gespielt, und zwar das erste Mal ohne Absicht. Während der wenigen Tage zwischen der Thronentsagung meines Vaters und der Einverleibung Hollands in Frankreich war ich Titularkönig von Holland und wurde als solcher eines Morgens, als ich eben im Begriffe war, mich über einiges Zuckerwerk herzumachen, aufgefordert, eine Deputation zu empfangen. Während der Redner der Deputation Vieles von den Tugenden des nunmehr vom Schauplatz abgetretenen Königs, meines Vaters, sprach, wirkte der Gedanke an die gezwungene Entbehrung des Zuckerbrodes so heftig auf mich, daß ich in lautes Weinen ausbrach. Die Herren der Deputation und sämmtliche anwesende Höflinge überboten nun einander in Ausrufungen des Entzückens über mein vortreffliches weiches Gemüth, als sei es von der Liebe zu meinem Vater so sehr bewegt. Ich hatte aber meine erste Maskerade gespielt." "

in den Beifall der Nachwelt. Während die erstern die Güter der Erde unter einem wolkenlosen Himmel nicht zu benutzen verstanden, wußte der zweite während des Ungewitters zu ernten. Die Stuarts regierten durch die Verstellung und die Intrigue, Wilhelm durch die Offenherzigkeit. Während die Stuarts zögerten, schritt Wilhelm vor, während die von der Volksmenge beherrschten Stuarts nur Verwirrung um sich her erblickten, hatte Wilhelm schon das Ziel erkannt, sich in die Bahn gestürzt und die Menge nach sich gezogen. Das Beispiel der Stuarts beweist, daß, wenn eine Regierung die Begriffe und Wünsche einer Nation bekämpft, sie immer Erfolge herbeiführt, die ihrem Vorhaben entgegen sind. Es beweist, daß die fremde Unterstützung immer unvermögend ist, diejenigen Regierungen zu retten, welche die Nation nicht annimmt. Und die Geschichte Englands sagt mit lauter Stimme zu den Königen: Stellt Euch an die Spitze der Begriffe Eures Jahrhunderts, diese Begriffe folgen Euch und tragen Euch. Geht Ihr denselben aber nur nach, so ziehen sie Euch mit sich fort. Stellt Ihr Euch denselben entgegen, so stürzen sie Euch!"

Entkleidet man dieses Manifest seiner freiheitlichen Phrasen, so bleibt nur die Polemik gegen die Orleans zurück, deren Anfang wir also hier vor

uns haben, wie wir im „Cäsar" ihr Ausklingen, ihre Austiefung zu breitern Dimensionen wahrnehmen können.

In der Broschüre sind die Orleans unter den Stuarts, in dem großen Werke unter den Pompejanern gemeint, und Broschüre und Werk gleichen einem Gutachten, der Satzschrift eines Advocaten, die von Allem Act nimmt, was zur eigenen Glorificirung und zur Herabdrückung der Gegner dienen kann.

Im Munde führte Cäsar ganz so wie Napoleon die Freiheit, als er sich den Neffen des Marius nannte und ausrief, er wolle die demokratische Erbschaft seines großen Oheims antreten. Aber es waren eben nur hohle Worte wie bei Napoleon, im Grunde des Herzens war Cäsar ganz so Aristokrat wie Sulla, wie Pompejus, wie — Napoleon.

Ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller — Alfred Königsberg — sagt ganz richtig: „Der die ersten sieben Jahrhunderte ausfüllende Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie konnte weder nach Art des Marius durch Ausschneidung des aristokratischen Geschwürs, noch nach Art des Sulla durch periodische Abhackung der Demokratenhydraköpfe gelöst werden. Gewiß war es vom Uebel, daß einige zwanzig Familien alle Würden

und Stellen inne hatten *), daß sie dazu schon in den Windeln designirt waren, daß sie als Steuerpächter die Provinzen ausbeuteten und die Kapitalien aller Welttheile an sich rissen, daß sie den ganzen Boden Italiens eigenthümlich besaßen und daraus den freien Bauernstand austrieben, daß sie die kolossalste Wahlbestechung trieben und keinen Plebejer trotz der gesetzlichen Gleichstellung aufkommen ließen; diese stereotypen Fehler mußte Cäsar, wenn er es ehrlich meinte, der Aristokratie eben benehmen, nicht aber sich die Miene geben, sie ganz aus dem Staatsleben streichen zu wollen. Aber es war ihm eben darum zu thun, in die gerissene Lücke das Prätorianerthum einzuschieben. Cäsar mußte, wenn er correct vorgehen wollte, ein verbesserter Sulla, nicht aber ein verbesserter Marius werden. Denn die Aristokratie gleicht den alten Forsten des Landes; mit ihrer Ausrottung ändert sich das Klima und nicht zum Besten der Gegend. Diese Aristokratie hatte ja doch das noch nie Dagewesene geleistet, den Mittelmeerstaat gegründet, die Waffen der Republik an die Donau und den Euphrat getragen und das unter-

*) Hier fällt einem unwillkürlich Napoleon's I. Ausspruch von den sechzig Familien ein, die sich in die Regierung Oesterreichs theilen.

scheidende Merkmal Europas gegenüber dem Sultanismus und der Priesterherrschaft des Orients, die politische und religiöse Freiheit, energisch entwickelt. Da es in Rom damals einen Mittelstand wie die heutige Bourgeoisie nicht gab, so fehlte auch Cäsar der wahre Träger des Freiheitsprincips, der Stand, mit dem er die Gewalt hätte theilen können, sobald er die Aristokratie, der er durch Geburt angehörte, bekämpft und vernichtet hatte. Es blieb ihm eben nichts übrig, als der einzige Aristokrat zu sein, alle Machtvollkommenheit und Autorität in sich zu fassen, soweit es der Soldateska gefiel, die nicht umsonst den Rubicon überschritten haben wollte."

Selbst in der ostentativen Verleugnung des Aristokraten, der doch in beiden steckt, treffen Cäsar und Napoleon III. also zusammen. Der eine nennt sich mit Vorliebe den Neffen des Emporkömmlings Marius, der andere spielt unmittelbar nach dem Staatsstreiche den Parvenu und vergißt, daß seine Wiege neben einem Throne stand, daß bei seiner Geburt die Kanonen der Invaliden donnerten, daß, wenn in seiner Familie von einem Parvenu die Rede sein kann, dieser Parvenu sein Onkel war, nicht er, der Königssohn und Kaiserneffe.

Aber man kommt zu noch weit frappantern Re-

sultaten, wenn man die Parallele zwischen Cäsar und Napoleon weiter führt und beider Anlagen, Neigungen und Lebenslauf vergleicht.

Fassen wir zunächst beider Jugendjahre ins Auge.

Cäsar muß als Flüchtling umherirren und sieht sich bei jedem Schritte bedroht — Napoleon III. ist schon Flüchtling, als er sieben Jahre alt ist. Hortense muß mit ihm aus Paris fliehen und sein Leben schwebt mehrfach in Gefahr.

Die königlichen Garden hatten in Dijon bereits das Zimmer, in welchem sich Hortense mit ihrem Sohn befand, erstürmt und schwangen ihre Säbel über Mutter und Sohn. Da trat zum Glück der österreichische Hauptmann Graf Woyna, der die Königin nach der Schweiz zu geleiten hatte, in die Stube. Er hatte die seinem Schutze Anvertrauten nur auf eine kurze Zeit verlassen, um sich eine Brille zu kaufen, und kam gerade zur rechten Zeit, die Rasenden zu Paaren zu treiben.

Ein halbes Jahr später ging eine förmlich organisirte Mordbrennerbande mit dem Plane um, alle Mitglieder der Familie Bonaparte zu ermorden. Der österreichische General Rochmann, der in Lyon die Truppen der Verbündeten befehligte, schickte einen Offizier an die sich eben in Aix aufhaltende Hortense ab, auf deren Sohn es die Verschworenen zunächst abgesehen hatten.

Cäsar wird von Sulla für einen gefährlichen Abenteurer gehalten — auch Napoleon III. galt als Jüngling der europäischen Diplomatie für einen Abenteurer, dessen man sich um jeden Preis entledigen wollte.

In den Archiven Modenas fand sich ein Steckbrief, in welchem Metternich vor Louis warnt, der sich im Jahre 1831 in die italienischen Revolutionshändel eingelassen hatte. Ein österreichischer Staatsmann schrieb 1831 einem Collegen:

„Wenn dieser junge Mann, welcher sich noch für einen Prinzen hält, erst gefangen genommen worden ist, dann soll er durch die Weise, in welcher wir ihn behandeln werden, schon erfahren, was er eigentlich ist!"

Die italienische Erhebung macht Fiasco und Napoleon schlägt sich nun tagelang als Flüchtling in denselben sabiner Bergen umher, in welchen Cäsar neunzehnthalbhundert Jahre früher rathlos, hülflos umherirrte.

Cäsar übernachtete in den Weinbergen, Napoleon schlief in derselben Gegend auf Steinhaufen, welche die Landstraße besäumten.

Cäsar wird, als er hülflos umherirrt, von seiner Gemahlin gesucht, wie nur ein Kind von seiner weinenden Mutter gesucht werden kann — hinter Napoleon

ist seine weinende, zitternde Mutter in Wirklichkeit hinterdrein, und als sie ihn endlich ausfindig gemacht hat, erkrankt er in einem Hause, in welchem der österreichische Feldmarschalllieutenant Geppert einquartiert ist, der den Oberbefehl über die österreichischen Truppen führt, welche so eben die Revolution in Italien niedergetreten haben.

Wenn Geppert Napoleon entdeckt, so läßt er ihn ebenso gewiß erschießen, wie Sulla Cäsar sicher um einen Kopf kürzer gemacht haben würde, wenn er ihm in die Hände gefallen wäre, ehe die Vestalinnen ein gutes, rettendes Wort für ihn einlegten.

Aber Hortense weiß den Sohn den Blicken Geppert's zu entziehen, er entkommt als Bedienter verkleidet, indem er sich auf den Bock des Wagens setzt, der seine Mutter mit Geppert's Erlaubniß nach der Schweiz bringen soll.

Und nun kommt das Liebesleben Napoleon's, welches nicht weniger bewegt ist als jenes Cäsar's, dessen poetische Liebschaften wir dem Leser vor Augen geführt haben, Alles beiseite lassend, was auf Cäsar in dieser Beziehung ein schiefes Licht werfen konnte und poetisch keine Berechtigung hatte. Denn wenn zum Beispiel Cäsar ein Verhältniß mit Mucia, der Gemahlin seines Bundesgenossen Pompejus, anspinnt,

sodaß sich dieser von Mucia scheidet, so ist das ein Verhältniß, das wohl auf die sittliche Fäulniß, von der Rom damals schon angefressen war, ein grelles Licht wirft, das sich aber natürlich einer poetischen Behandlung entzieht. Diese Liaison wie so manches Andere — sagt doch Stahr in seiner „Kleopatra", daß Cäsar mit dem Gedanken umging, sich ein Senatsprivilegium zu erwirken, das ihm gestatten sollte, mehrere Frauen gleichzeitig heirathen zu dürfen (angeblich, damit er sicherer männliche Leibeserben erhielte) — beweist nur, welch ein Don Juan Cäsar war.

In dieser Beziehung gibt ihm nun Napoleon, wenigstens was sein Jugendleben anlangt, wenig nach, wenn ihn auch das Alter gesetzter und solider gemacht hat, sodaß der Frieden seines Ehelebens durch keine an die Sturm- und Drangperiode der Jugend erinnernde Kleopatraperiode getrübt wird. Freilich ist auch das Temperament Eugeniens von Montijo ein ganz anderes als das der sanften Calpurnia, welche duldete und weinte, während die blendende Aegyptierin ihren Gemahl umgarnte.

Hätte Calpurnia nur etwas von dem Feuergeiste Eugeniens gehabt, so wäre sie sicherlich, um gegen ihren Gemahl und Kleopatra zu demonstriren, im Winter nach Schottland gegangen, wenn Schottland den Rö-

mern so leicht zugänglich gewesen wäre, wie es dies heute den Franzosen ist.

Dieser Winterausflug Eugeniens nach Schottland ist aber doch ein Beweis gewesen, daß Napoleon mitunter selbst als Ehemann Anwandlungen jener losen Natur unterliegt, die ihm in Arenenberg eben zur zweiten Natur geworden war.

In Arenenberg machte der Prinz Louis Napoleon einer verheiratheten Dame, die auf der Insel Mainau wohnte, den Hof. Sobald der Gemahl der Dame hinter die Liebschaft kam und unter Anderm erfuhr, daß seine Frau zuweilen auf einem Nachen zu nächtlicher Stunde nach Arenenberg hinüberfahre, sperrte er die ungetreue Ehehälfte ein.

Diese sprang aus dem Fenster und brach dabei die Füße.

Die Tochter dieser Dame heirathete nach Oesterreich.

Ihr Gemahl nimmt jetzt einen hohen militärischen Posten ein, lebt aber seit Jahren von seiner Frau getrennt, denn das Blut der Mutter machte sich auch bei ihr geltend und sie ging mit einem Adjutanten ihres Gemahls durch.

Als der letztere das Täubchen ausgeflogen fand, begnügte er sich auszurufen:

„Armer Adjutant, wie unglücklich wirst Du Dich bald fühlen!“

Ich hatte Gelegenheit, die Dame, als sie noch mit ihrem Gemahl in Eintracht in Prag lebte, öfter zu sehen.

Sie war von ausgezeichneter Schönheit und besonders ihr Teint war wunderbar rein.

Sie war so alt, daß sie ganz gut die Tochter des erlauchten Abenteurers — so betitelte die Allgemeine Zeitung den Prinzen Louis Napoleon nach der Affaire von Straßburg — sein konnte, den ihre Mutter durch ihre Liebe beglückt und den man im Anfang der dreißiger Jahre in der Gegend des Bodensees nur unter dem Namen „der Don Juan vom See“ kannte.

In Arenenberg sagte man mir, daß sie im Kahne besonders an solchen Tagen zu kommen pflegte, wo Hortense ein großes Fest in Arenenberg gab, das alle Bewohner des Schlosses in Athem erhielt und es Louis Napoleon ermöglichte, sich geräuschlos aus dem Saale zu schleichen und der schönen Frau, die ihn besuchte, insgeheim die Honneurs zu machen.

Wer einmal Napoleon's Liebesabenteuer schildern wird, der wird pikanten Romanstoff in Hülle und Fülle finden.

Da ich den Leser in Cäsar's, des geistigen Ahnherrn

Napoleon's, Liebesleben blicken ließ, dürfte eine blos andeutungsweise, oberflächliche Skizzirung des Liebeslebens Napoleon's von Interesse sein.

Die erste Flamme des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen war Eleonore Gordon, die Tochter eines französischen Rittmeisters, der in Spanien gefallen war.

Eleonore Gordon war die Vertraute Napoleon's beim Attentat von Straßburg. Sie war Sängerin und machte dem Prätendenten im Sommer 1836 in Baden-Baden Avancen. Man sagt, daß sie geträumt habe, Kaiserin der Franzosen zu werden. Jedenfalls hat sie sich sehr muthvoll und aufopferungsvoll benommen und in ihrem Liebesheroismus erinnert sie ein wenig an jene Urbilia, die der Leser kennt und die hinging, die vestalischen Jungfrauen für Cäsar zu interessiren.

Während Louis Napoleon in der Finkmattkaserne ohne Glück die Truppen haranguirte, pochten die Gensdarmen bereits an die Thür der Gordon, welcher Persigny eben hinterbracht hatte, daß das Unternehmen des Prinzen zu scheitern drohe. Die Gordon verbrannte alle auf den Aufstand bezüglichen Papiere, die Listen der Verschworenen, die Correspondenzen mit denselben, und als die Gensdarmen die Thür einzuschlagen drohten, stellte sie einen Schrank vor dieselbe,

um ihr Autodafé mit Muße zu Ende bringen zu können. Ihrer Geistesgegenwart war es also zu verdanken, daß in dem Processe so wenig an den Tag kam.

Louis Napoleon bewahrte der Gordon auch noch lange ein wohlwollendes Andenken. Er sprach noch, als ihn Louis Blanc in Ham besuchte, liebevoll von ihr.

Fast gleichzeitig hatte Louis Napoleon die damals fünfzehn Jahre alte Königin von Portugal ins Auge gefaßt. Das Portrait Maria da Gloria's hatte Eindruck auf ihn gemacht, und er wäre nicht abgeneigt gewesen, König von Portugal zu werden. Aber die Sache ging nicht recht zusammen, so große Mühe sich auch seine Verwandten gaben. Louis Napoleon verzichtete am 14. December 1835 in einem officiösen Briefe auf die portugiesische Candidatur, indem er schrieb:

„Ueberzeugt, daß der große Name, den ich führe, für meine Mitbürger nicht immer eine Ursache zur Ausschließung sein wird, weil er sie an fünfzehn ruhmreiche Jahre erinnert, warte ich mit Ruhe in einem freien gastlichen Lande die Zeit ab, wo das Volk diejenigen in seinen Schooß zurückrufen wird, welche im Jahre 1815 von den Fremden verbannt wurden. Die Hoffnung, einst Frankreich als Soldat und Bürger dienen zu können, stärkt meine Seele und gilt in meinen Augen mehr als alle Throne der Welt."

Dieser Brief athmet ganz jene Zuversicht, die ihn beseelte, daß er berufen sei, die Mission seines Oheims weiter zu führen, und diese Zuversicht, die sich auch in seinem fatalistischen Motto: „Je monte“ widerspiegelte, ist homogen mit Cäsar's Zuversicht, daß er berufen sei, die Erbschaft seines Oheims Marius anzutreten.

Ueberhaupt macht sich bei Napoleon wie bei Cäsar ein gewisser fatalistischer Zug geltend.

Der erstere erwartete sein Heil von gewissen Tagen, wie vom zweiten December, weil sein Oheim an diesem Tage bei Austerlitz siegte. Der zweite nimmt es beim Uebergang über den Rubicon für eine gute Vorbedeutung, daß ihm im Traume ein Luftgebild erschien, das ihm den Weg nach Rom zeigte.

Beiden gemeinsam ist das Hängen an gewissen Symbolen. Cäsar hält die Trophäen des Marius hoch, Napoleon erscheint in Boulogne im Corsicanerhute und in den Stiefeln seines Oheims und läßt den abgerichteten Adler über seinem Haupte aufsteigen. Wem fiele dabei nicht der Cultus des silbernen Adlers des Marius ein? *)

---

*) Ein Beurtheiler des napoleonischen „Cäsar“ warf dem kaiserlichen Autor vor, daß er Catilina nur deshalb rehabilitirt habe, weil derselbe den Adler des Marius hervorholte, sodaß die Soldaten ihm zuliefen. Denn dadurch erinnerte er an jene Offiziere, die unter den Bourbonen bonapartistische Verschwörungen anzettelten.

Wie Cäsar die Tage des Marius zurückführen wollte, so sagte Napoleon III.:

„Nicht die Asche Napoleon's allein, auch seine Ideen sollen nach Frankreich zurückkehren. In Frankreich sind nur zwei Parteien: die Sieger bei Waterloo und die bei Waterloo Besiegten. Damit die letztern ans Ruder kommen, müssen die erstern vertilgt werden. Ich werde sie vertilgen. Ein Funke jener Sonne, die auf St.-Helena unterging, ist in meine Seele übergeflogen; ich werde seine Mission erfüllen oder sterben!"

Aber kehren wir noch einmal zu dem Liebesleben Napoleon's zurück.

Mit der Sängerin und Königin rivalisirte damals noch eine dritte Frau.

Es war Mathilde, König Jérôme's siebzehnjährige Tochter (geboren in Triest am 27. Mai 1820), eine große Schönheit, klein von Gestalt, aber wohlgebildet, mit einem Kopfe von klassischer Form, großen, funkelnden Augen und ausdrucksvollen, regelmäßigen Zügen, die eine blühende Gesichtsfarbe und ein üppiges lichtblondes Haar noch vortheilhafter erscheinen ließen.

Sie scheint Napoleon aufrichtig geliebt zu haben.

Als er nach dem verunglückten Versuche von Straßburg auf der Fregatte Andromeda nach Amerika trans-

portirt wurde, dachte er mit Wehmuth an seine Cousine und schrieb Folgendes in sein Tagebuch:

„Als ich vor einigen Monaten Mathilde nach Hause brachte, betraten wir gemeinschaftlich den Park und sahen dort einen so eben vom Sturme zerschmetterten Baum, worauf ich zu mir selbst sagte, daß unsere Heirathspläne in gleicher Weise durch das Geschick zertrümmert werden würden. Was damals mein Geist dunkel ahnte, ist seither zur Wahrheit geworden. Habe ich denn während dieses Jahres den ganzen Reichthum von Glückseligkeit geleert, der mir in dieser Welt beschieden ist? *)

Eins ist richtig: Cäsar wußte sich im bithynischen Exil die Zeit besser zu vertreiben als Napoleon in dem

---

*) Der Stamm dieses zerschmetterten Baums existirt noch. Ich sah ihn selbst vor kurzem in Arenenberg. Links von dem Gartenwege, der zum Schlosse führt, fiel mir ein kleiner Epheuhügel in die Augen; ich machte eine Bemerkung zu dem Castellan, der mich umherführte, und dieser erzählte mir Folgendes:

Als Louis Napoleon einmal seine Cousine Mathilde, die in Arenenberg zu Besuch gewesen war, nach Constanz begleitete, erhob sich ein mächtiger Sturmwind, der einen starken, mit Epheu umrankten Baum niederwarf, sodaß er quer über den Weg fiel und sich dem von Konstanz zurückkehrenden Prinzen wie eine Barrikade entgegenstemmte. Der Stamm wurde entfernt, der Epheu wucherte jedoch um den Baumstrunk lustig fort und bildet nun schon einen ziemlich großen grünen Hügel.

seinigen. Denn Napoleon stößt folgenden Stoßseufzer aus:

„O ihr, welche das Glück selbstsüchtig gemacht hat, die niemals die Qualen der Verbannung gefühlt haben, haltet es für ein Geringes, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu verbannen. Ihr solltet wissen, daß Verbannung eine beständige Marter, ein Tod ist, nicht der ruhmvolle Tod derer, welche für ihr Vaterland sterben, nicht der noch süßere Tod jener, welche ihren Geist in den Armen ihrer Lieben aufgeben, sondern der allmälig auflösende Tod, der in langsamer Weise Stunde für Stunde an dir nagt, bis er dich hinunter ins einsame Grab gebracht hat!"

Einmal ist er sogar so deprimirt, daß er seine Mission vergißt und ein ehrsamer Philister werden will. Denn er schreibt seiner Mutter:

„Kommen Sie nicht zu mir, denn ich weiß nicht, wo ich meinen Aufenthalt nehmen werde, ob in den Vereinigten Staaten oder im Süden. Doch wo ich auch immer bin, muß ich arbeiten, mein Brod verdienen, um darin einigermaßen Trost zu suchen, da die Beschäftigung meine Gedanken von peinlichen Erinnerungen fern halten wird, denen ich sonst nachhängen möchte."

So weit verließ nun allerdings Cäsar nie der Muth,

daß er an das kleinbürgerliche Brodverdienen gedacht hätte!

Interessant ist es übrigens, in Napoleon's „Politischen Träumereien" — in demselben Büchlein also, in welchem Napoleon den Stoßseufzer über die Qualen der Verbannung ausstößt — die Auffassung der Sullanischen Periode nachzulesen, wie sich Napoleon dieselbe damals construirt hatte.

„Die Menschen sind oft ungerecht gegen diejenigen, die ihnen am meisten Gutes thun", läßt sich der spätere Biograph Cäsar's in der eben erwähnten Schrift vernehmen; „sie begeistern sich für Namen und vernachlässigen die Thatsachen. Der leidenschaftliche Sulla führt die Römer gewaltsam zur Freiheit; der listige Tyrann Augustus führt sie sanft und unmerklich zur Knechtschaft. Während unter Sulla die Republik die Kräfte wiedergewonnen, schrie alle Welt über Tyrannei, und während unter Augustus sich die Tyrannei befestigte, sprach man von nichts als von Freiheit. Ohne Frage bedarf es heutzutage fester Gesetze, welche für immer das Glück und die Freiheit Frankreichs sichern. Doch vergessen wir nicht, daß es Augenblicke der Krisis gibt, aus denen das Vaterland siegreich nur durch das Genie eines Napoleon oder den eisernen Willen eines Convents hervorgehen kann."

Wenn es heute dem Kaiser der Franzosen einfallen würde, das zu durchblättern, was er in der Mitte der dreißiger Jahre geschrieben, welche Gedanken würden ihn wohl bei der merkwürdigen Stelle: „der listige Tyrann Augustus führt die Römer sanft und unmerklich zur Knechtschaft", beschleichen? Hat er es nicht gemacht wie Augustus? Hat er sich nicht einmal verlauten lassen, Frankreich brauche am meisten eine eiserne Hand, die in einem Glacéhandschuh steckt, und war das nicht ungefähr die Hand, die Augustus auf Rom legte?

Noch einmal kehre ich zu den galanten Beziehungen des modernen Cäsar zurück, um die Reihe zum Abschluß zu bringen.

Im Jahre 1840 schwärmte Napoleon für die schöne Lady Seymour. Ihre Farbe trug er bei dem Turniere, welches Lord Eglinton in Ayrshire veranstaltete und von dem hinweg er nach Boulogne ging.

Auf Boulogne folgte Ham — für ihn ebenso eine Etappe nach den Tuilerien, wie Bithynien eine Etappe Cäsar's auf dem Wege nach dem Capitol war.

In Ham verliebte sich Napoleon in ein unscheinbares Mädchen, das Badinguet hieß.

Diese Badinguet konnten ihm die Franzosen lange nicht vergessen, wie, wenn man Kleines mit Gro-

ßem vergleichen darf — si licet parva componere magnis — die Römer Cäsar Kleopatra nie verziehen.

Daß dieser sich gerade an die üppige Aegyptierin gehängt hatte, galt als eine levis notae macula bei den Römern, welche die Aegyptier geringschätzten.

So auch tönte dem modernen Cäsar, lange nachdem er Präsident geworden, das Wort Badinguet höhnisch entgegen, wenn er ausritt.

Ich habe die Arbeiter in Paris noch im Jahre 1850 mit spöttischer Miene Badinguet rufen hören, als der Präsident der Republik eines Tages die Boulevards entlang ritt.

Gerade die Arbeiter verziehen ihm am schwersten die Liaison mit dem niedrig geborenen Mädchen, deren Kinder später die Miß Howard gegen ein glänzendes Jahrgeld in Pflege nahm.

Miß Howard war eine robuste englische Schönheit, die Louis Napoleon viel Geld kostete.

Er machte sie zur Gräfin von Beauregard und kaufte ihr eine glänzende Villa bei Paris.

Sie war es, welche im Winter 1861 durch ihr unverschämtes, herausforderndes Benehmen — sie nahm eine Loge im Theater gerade der Loge Eugeniens gegenüber und lorgnettirte diese in auffallender Weise — die Kaiserin nach Schottland trieb.

Im Jahre 1848 war Louis Napoleon eine Zeit lang der Verehrer der Frau Kalergis, einer reizenden Blondine, der auch Cavaignac den Hof machte.

Napoleon soll dem Republikaner Cavaignac auch bei Madame Kalergis, die von ihrem Manne geschieden lebte, eine Schlappe beigebracht haben.*)

Aber auch abgesehen davon, daß beide viel liebten und in der Liebe der Abwechslung huldigten, gibt es noch eine ganze Reihe frappanter Berührungspunkte zwischen dem antiken und dem modernen Cäsar.

---

*) Es ist das dieselbe Kalergis, auf welche sich Heine's Gedicht „Der weiße Elephant" bezieht. Dem Elephanten ist im Traume ein herrliches, riesiges Weib erschienen, und seitdem verzehrt ihn eine unsagbare Sehnsucht. Das schöne Weib aber schildert Heine in folgenden drastischen Versen:

Mit ihr verglichen erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Statur
An Bimha, die Riesin, im Ramayana
Und an der Epheser große Diana.
Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben
Anmuthig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.
Das ist Gott Amor's kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.
Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;

Cäsar war bei zwei Verschwörungen betheiligt, ehe er zur Gewalt kam; Mommsen constatirt, wie wir bereits wissen, ausdrücklich, daß er sowohl an der Conspiration des Lepidus als an jener des Catilina Theil genommen habe.

Napoleon war auch die Seele zweier Complots, ehe er an die Spitze der Geschäfte trat.

Straßburg und Boulogne sind die Schlagworte für die Conspirationen des neuen Cäsar.

Und wie Cäsar nachgesagt wurde, daß ihn seine Schulden zum Verschwörer machten, so sagten Napoleon's Feinde, daß ihn die Schulden zum Staatsstreich zwängen. *)

Selbst Gautier ist dessen nicht capabel,
Denn diese Weiße ist implacable!
Des Himalaya Gipfelschnee
Erscheint aschgrau in ihrer Näh,
Die Lilie, die ihre Hand erfaßt
Vergilbt durch Eifersucht oder Contrast.
Gräfin Bianca ist der Name
Von dieser großen weißen Dame,
Sie wohnt zu Paris im Frankenland
Und diese liebt der Elephant.

*) Folgendes brachten seiner Zeit die „Grenzboten":
„Louis Napoleon brauchte anderthalb Millionen, um Präsident zu werden. Thiers borgte ihm die Summe und ließ sich eine einfache Obligation geben. Von Interessen war keine Rede. Aber als es sich um die Bildung des Ministeriums des neuen Präsi-

Proudhon, der in seinem Wesen etwas von dem Volkstribun und Censor Cato hat, war der erbittertste Feind Napoleon's, wie Cato der Feind Cäsar's, und Proudhon sagt in seinem Journal „Le Peuple“ im Jahre 1849, daß Napoleon nur die Wahl zwischen dem Schuldgefängniß oder einem Staatsstreich habe.

---

denten handelte, kam Thiers und nannte die Namen Barrot, Faucher und Fallour. Als Napoleon zauderte, den Jesuiten Fallour zu seinem Minister zu machen, sagte Thiers trocken: „Ein Dienst erfordert den andern; mehrere Herren der Bank haben die anderthalb Millionen vorgestreckt und nur ein Ministerium Barrot-Fallour bietet ihnen die Garantie, daß sie ihr Geld nicht verlieren.“

Der Präsident acceptirte die ihm von Thiers vorgeschlagenen Minister. Sie machten Louis Napoleon so unpopulär, daß er sich ihrer bald entledigen wollte. Eine neue Ministerliste wurde entworfen und cursirte unter den Hausfreunden des Präsidenten. Aber kaum ist der Familienrath auseinander gegangen, so erscheint Thiers mit allen Gläubigern des Präsidenten, die insgesammt erklären, daß die durch den projectirten Ministerwechsel heraufbeschworenen Gefahren sie nöthigten, alle Geldmittel zusammenzuraffen, und daß sie sich daher zu ihrem Bedauern gezwungen sähen, das Darlehn von 1,500000 Francs, das sie dem Präsidenten zur Verfügung gestellt, zurückzuverlangen. Wolle dieser sein Ministerium aber behalten, so sähen sie gern die Schuld noch länger in seinen Händen. Der Präsident gab wieder nach, die unpopulären Minister blieben.“

Die anderthalb Millionen, welche Thiers borgte, damit Napoleon steige — erinnern sie nicht an die Millionen Sesterzien, die Crassus hergab, damit Cäsar steige?

Cato sagte Cäsar ins Gesicht, daß er mit der Revolution kokettire und das Wort: „Da, Trunkenbold", mit welchem er dem gehaßten Manne in offener Senatssitzung den Liebesbrief seiner Schwester Servilia ins Gesicht warf, zeigt, wie geringschätzig er von Cäsar dachte, wie geringschätzig er ihn öffentlich zu behandeln wagte.

In ähnlicher Weise hat Proudhon Napoleon im Jahre 1849 das Herbste zu hören gegeben und ich citire zum Beleg nur eine marquante Stelle aus Proudhon's Blatte, das ich, soweit es nicht confiscirt wurde, vor mir liegen habe.

„Louis Bonaparte hat", sagt der moderne Cato, „wie Louis Philipp seine Politik, sein System, seinen unveränderlichen Gedanken. Seit zwölf Jahren verfolgt er die Realisirung dieses Gedankens mit der Zähigkeit eines Monomanen. Diese Politik, dieses System, dieser unveränderliche Gedanke resumirt sich in dem einzigen Worte: das Kaiserreich.

Im Jahre 1836 versucht Louis Bonaparte die Soldaten der Straßburger Garnison zu einer Revolte zu verleiten. Zu welchem Zwecke? Er hat ihn selbst in einem ganz kurze Zeit vor dem Putsche geschriebenen Buche eingestanden: er wollte ein starkes Gouvernement, einen Pyramidenkoloß mit breiter Basis und hoher

Spitze etabliren, was ungefähr so viel bedeutet als: kaiserliches System.

Im Jahre 1840 betrat Louis Napoleon die Düne von Boulogne mit einigen betrunkenen Küchenjungen. Er selbst trug den napoleonischen Ueberzieher. Was beabsichtigte er mit dieser lächerlichen Maskerade? Das Kaiserreich! Er wollte — das sind seine eigenen Worte — einen Nationalcongreß einberufen und auf demselben Frankreich befragen, ob es das Königthum behalten oder kaiserlich werden wolle.

Der dritte Act jener Tragikomödie, die in Straßburg begonnen hat und in Boulogne fortgesetzt wurde, wird nicht lange auf sich warten lassen.

Das Ende aber wird Bicètre oder Charenton sein — das Gefängniß oder das Narrenhaus!

Louis Bonaparte, der auf das Kaiserthum in den Jahren 1836 und 1840 losging, hat seinen Plänen nicht entsagt. Die beiden ersten Versuche sind der Lächerlichkeit verfallen, die Welt muß jeden Augenblick auf einen neuen gefaßt sein."

Eins ist richtig — Napoleon hat sich späterhin großmüthiger gegen seinen Todfeind gezeigt*) als Cäsar gegen seine Feinde.

---

*) Buchstäblich Todfeind, denn Proudhon sagte von Napoleon: „Le monstre nous devorera l'un après l'autre."

War Proudhon auch als Gottesleugner — er ist bekanntlich der Erfinder der zwei famosen Schlagworte: „Das Eigenthum ist Diebstahl“, und: „Gott ist das Uebel“, die aber lange nicht so schlimm gemeint waren, als sie auf den ersten Blick aussehen — von der Amnestie ausgeschlossen, die Napoleon im Jahre 1860 erließ, so amnestirte ihn letzterer doch später speciell, und als er 1865 in Paris starb, schickte er seinen Adjutanten zum Begräbniß.

Cäsar war nicht immer so großmüthig, er war es überhaupt nur da, wo er sich seinen Feinden überlegen wußte; wo er aber das Gefühl moralischen Tieferstehens verbeißen mußte, konnte er recht rachsüchtig sein.

So ließ er seinen Vetter Lucius, der bei Cato Adjutantendienste that, tödten, weil es ihn verdroß, daß seine eigene Familie sein Vorgehen, sein gewaltthätiges Ueberschreiten des Rubicon desavouirte.

Cato selbst verfolgte er, wie das von ihm verfaßte oder doch inspirirte Pamphlet „Anticato“ beweist.

Den ritterlichen Vercingetorix, der sich ihm, ein zweiter Codrus, auslieferte, damit er sein Volk verschone, hielt er fünf Jahre lang gefangen und ließ ihn dann beim gallischen Triumphe am Fuße des Capitols hinrichten, weil er es nicht verwinden konnte, daß ihm

der gallische Freiheitsheld bei Gergovia eine große Niederlage beigebracht.*)

Wenn Proudhon, der Volksfreund und Republikaner, Napoleon im große Stile verfolgte, so verfolgten hundert Andere eine niedrigere Fechtart und Niemand wurde in Pamphleten, von denen manche geradezu einen schmählichen Charakter haben, so herb angegriffen wie Napoleon, Cäsar eben ausgenommen.**)

Auch hier also besteht eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen beiden Männern.

Bei Cäsar drehten sich die Anklagen zumeist um sein Verhältniß zu Nikomedes.

Seine Anwesenheit am Hofe des Nikomedes gab

---

*) Napoleon ließ Vercingetorix, dem Vertheidiger Galliens, auf dem Berge Alaise (Alesia) ein Denkmal setzen, auf das er die Stelle aus Cäsar's Commentar über den gallischen Krieg schreiben ließ:

„Gallien, welches eine von gleichem Geiste beseelte Nation bewohnt, trotzt dem Universum.“

**) Selbst das ist charakteristisch, daß man beiden dasselbe Laster — die Trunksucht — zur Last legen wollte.

Cato, selbst ein Trinker in seinen spätern Tagen, beschuldigte Cäsar der Trunksucht; die „Grenzboten“ schrieben 1849 über Napoleon: „Eine üble Gewohnheit hat er außerdem, die den guten Parisern wahrhaft ein Greuel ist. Er betrinkt sich täglich regelmäßig nach der Tafel, und zu der Zeit, wo in Paris gerade das Leben beginnt und die Diplomatie der Salons ihre Fahnen aufzieht, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen.“

den Feinden häufigen Anlaß, ihn einer schmählichen Willfährigkeit gegen den König von Bithynien anzuklagen.

Wie sehr die Beweggründe seiner Handlungsweise bezüglich der Nikomedier entstellt und zu beleidigenden Anspielungen selbst in Senatsverhandlungen und Soldatenliedern ausgenutzt wurden, darüber gibt folgende Stelle in Napoleon's „Cäsar" interessanten Aufschluß:

„In Betreff der Sittlichkeit", schreibt Napoleon nach Sueton, „beeinträchtigt nichts so sehr Cäsar's Ruf wie sein Aufenthalt bei Nikomedes; der Vorwurf, der von daher auf ihn fiel, war schwer und dauernd und setzte ihn dem allgemeinen Spotte aus. Ich will nichts von den Schmähversen des Licinius Calvus erwähnen und von Dolabella's und Curio's Reden schweigen. Ebenso wenig will ich mich bei den Erlassen aufhalten, durch welche Bibulus seinen Collegen dem öffentlichen Gerede preisgab, indem er ihn als Königin von Bithynien bezeichnete. M. Brutus berichtet, daß ein gewisser Octavius, dessen Irrsinnigkeit ihm Alles zu sagen erlaubte, als er sich eines Tages in einer zahlreichen Versammlung befand, den Pompejus König anredete und dann den Cäsar mit dem Namen Königin begrüßte. Auch C. Memmius wirft ihm vor, sich unter andere Wüstlinge gemischt zu haben, um dem Nikomedes bei

der Tafel mit Darreichung von Gefäßen und Wein aufzuwarten, wofür er die Namen mehrerer römischen Kaufleute anführt, die mit unter den Gästen waren. Cicero griff ihn selbst einmal im versammelten Senate an. Cäsar vertheidigte gerade die Sache der Tochter des Nikomedes und erinnerte dabei an die Verpflichtungen, die er gegen diesen König habe. „Lassen wir das ruhen, ich bitte Dich“, rief Cicero; „man weiß nur zu gut, was er Dir gegeben und was er von Dir empfangen hat.“ Bei seinem Triumphe über die Gallier wiederholten die Soldaten unter den Spottversen, die sie nach herkömmlichem Brauche hinter dem Wagen des Feldherrn herziehend sangen, auch folgende, auf den Triumphator selbst gemünzte:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem.
Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias:
Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem.

Wie bei Cäsar, so findet sich auch bei Napoleon ein entwickelter Cultus seiner großen Ahnen und überhaupt eine rührende Pietät für seine Verwandten.

Beide auch hatten das Glück, vortreffliche, zärtliche Mütter zu besitzen, die auf ihre Erziehung und ihre geistige und gemüthliche Entwicklung den vortheilhaftesten Einfluß übten.

Welch zärtliche, gebildete, feinfühlende Mutter Hortense war, ist bekannt; sie ist die poetischste Erscheinung im Cyklus der napoleonischen Frauen und ihr Sohn spricht in seinen Werken vielfach mit derselben Rührung und Verehrung von ihr wie Cäsar von seiner ausgezeichneten Mutter Aurelia, von seiner vortrefflichen Tante Julia.

Von Cäsar's Mutter spricht selbst Tacitus anerkennend, indem er sagt: „So hat, wie uns gemeldet wird, Cornelia, die Mutter der Gracchen, Aurelia, die Mutter Cäsar's, Atia, die Mutter des Augustus, der Erziehung ihrer Kinder vorgestanden, aus denen sie große Männer herangebildet."

Wenn auch Napoleon ein großer Mann geworden, so hat er dies gewiß der ausgezeichneten mütterlichen Erziehung mit zu verdanken.

Was für Cäsar die Aufrichtung der Trophäen seines Oheims Marius war, das war für Napoleon die Rückkehr der Asche des Kaisers, seines Oheims, und für die Pietät, von der ich früher sprach, geben die rührenden Worte Zeugniß, welche Napoleon von Ham aus, wo er eben gefangen saß, an den Schatten des Kaisers richtete, dessen irdische Ueberreste im Triumph nach Paris geführt wurden.

„Majestät!" schrieb Napoleon hinter dem Gitterfen-

fenster von Ham am Tage des Einzugs der kaiserlichen Leiche in Paris. „Majestät! Sie kehren in Ihre Hauptstadt zurück und das zahlreich versammelte Volk begrüßt Ihre Rückkehr; aber ich, aus der Tiefe meines Gefängnisses, kann nur einen Strahl der Sonne bemerken, die Ihrem Begräbnisse leuchtet.

Zürnen Sie nicht Ihrer Familie, daß sie nicht gegenwärtig ist, Sie zu empfangen; Ihre Verbannung und Ihr Unglück haben mit dem Leben aufgehört, das unserige dauert immer fort!

Sie sind auf einem Felsen gestorben, fern von dem Vaterlande und den Ihrigen; die Hand eines Sohnes hat nicht Ihre Augen geschlossen.

Heute noch wird kein Verwandter Ihren Leichenzug führen.

Montholon, den Sie am meisten unter Ihren ergebenen Gefährten liebten, hat Ihnen die Dienste eines Sohnes erwiesen; er ist Ihrem Gedanken, Ihrem letzten Willen treu geblieben, er hat mir Ihre letzten Worte hinterbracht, er ist mit mir im Gefängnisse.

Ein französisches Schiff, von einem edlen jungen Manne geführt, forderte Ihre Asche. Vergebens suchten Sie auf dem Verdeck den einen oder den andern der Ihrigen. Ihre Familie war nicht dabei.

Als das Schiff am französischen Gestade landete empfand man einen elektrischen Schlag.

Sie erhoben sich in Ihrem Sarge.

Einen Augenblick nur öffneten Sie Ihre Augen.

Die dreifarbige Fahne wehte auf dem Ufer, aber Ihr Adler war nicht zu sehen.

Wie vordem, so drängt sich das Volk auf Ihrem Durchzuge. Es begrüßt Sie mit seinem Zuruf, als ob Sie lebendig wären. Allein die großen Tageshelden, obgleich sie sich vor Ihnen beugen, sagen leise:

Gott, weckt ihn nicht auf!

Sie sahen endlich jene Franzosen wieder, die Sie so sehr liebten. Sie sind in das Frankreich gekommen, das Sie so groß gemacht haben; allein der Fremdling hat in demselben Spuren zurückgelassen, welche durch alle Prachtzüge bei Ihrer Rückkehr nicht ausgelöscht werden können.

Seht jene junge Armee! Es sind die Söhne Ihrer Helden; sie verehren Sie, denn Sie sind der Ruhm.

Jeder sagt zu diesen jungen Helden: Kreuzt die Arme!

Majestät! Das Volk ist der gute Stoff, welcher unser schönes Land bedeckt; aber jene Männer, die Sie so hochstellten und die so klein, ach, so niedrig waren, Majestät, sehnen sich nicht nach Ihnen!

Sie haben Ihr Evangelium verleugnet, Ihre Gedanken, Ihren Ruhm, Ihr Blut; als ich mit ihnen von Ihrer Angelegenheit sprach, sagten sie zu mir: Wir begreifen Sie nicht!

Laßt sie reden, laßt sie handeln, was liegt dem steigenden Wagen *) daran, welches die Sandkörner sind, die unter die Räder fallen.

Vergeblich sagen diese Leute, daß Sie nur eine Lichterscheinung gewesen, die keine Spur zurückläßt; vergeblich leugnen sie Ihren bürgerlichen Ruhm, sie werden uns unser Erbtheil nicht rauben!

Majestät! Der fünfzehnte December ist für Frankreich und für mich ein großer Tag. Aus Ihrem prachtvollen Zuge haben Sie, gewisse Ehrenbezeigungen ver-

---

*) In dem steigenden Wagen liegt wieder eine Anspielung auf Napoleon's Wahlspruch „Je monte.“ In Arenenberg hatte er dieses Motto wie eine Art Wappenschild auf seinen Wagen malen lassen. Der Czar Nikolaus, der Hortense gegen das Ende der zwanziger Jahre in Arenenberg besuchte, sah dort dies Motto auf Louis Napoleon's Wagen und nahm daran Anstoß. Und kleine Ursachen, große Wirkungen — Nikolaus wurde fortan eine gewisse Gereiztheit und Antipathie gegen Napoleon nicht los, und wer weiß, was von der Verweigerung des mon frère beim Regierungsantritte Napoleon's und von der wachsenden Erbitterung, die endlich im Krimkriege zu offener Explosion führte, auf Rechnung jener Gereiztheit kam, die auf Arenenberg das flüchtig ins Auge gefaßte, prätentiös und herausfordernd sich ansehende Motto hervorgerufen!

achtend, einen Augenblick Ihren Blick auf meine dunkle Wohnung zu richten geruht, und an die Liebkosungen sich erinnernd, womit sie meine Kindheit überschütteten, sagten Sie mir:

Du leidest für mich, mein Freund, ich bin mit Dir zufrieden!"

Gemeinschaftlich war beiden — Cäsar und Napoleon — die Vorliebe für zweideutige Freunde und Vertraute.

Man blicke nur auf die Vergangenheit Persigny's, welcher so recht der Mann des Vertrauens war, und auf jenen St.-Arnaud, der Komödiant und dann Marschall von Frankreich war, während Fialin von Persigny hinter einander Unteroffizier, Saint-Simonist, Parteigänger der Herzogin von Berry, Arrangeur der Complots von Straßburg und Boulogne und zuletzt Faiseur des zweiten Kaiserreichs war. *)

Etwas Anrüchiges hatte diese nächste Umgebung Napoleon's von jeher, aber Napoleon kann auch in

*) Bekanntlich gab Persigny beim Staatsstreiche den Ausschlag, denn als Napoleon zögerte, haranguirte er ihn mit den Worten: „Sie wollen den Creaturen vertrauen, die Sie jetzt umgeben? Ich sage Ihnen, daß keine von ihnen verlaßlich ist! Wenn Sie Unglück haben sollten, wird Fould Sie ohne Bedenken verrathen, Baroche Sie verurtheilen, St.-Arnaud Sie hinrichten."

diesem Falle zu seiner Entschuldigung geltend machen, daß es sein geistiger Ahnherr Cäsar, der Catilina zum Freunde und Vertrauten hatte, nicht besser machte.

Daß Cäsar wie Napoleon glänzende Schriftsteller sind, ist eine in die Augen springende Aehnlichkeit zwischen beiden, die so weit geht, daß, wenn Cäsar sein Selbstbiograph wurde, auch Napoleon im Leben Cäsar's gewissermaßen eine biographische Apologie seiner selbst und eines Hauptmoments seiner politischen Laufbahn, des zweiten Decembers, schrieb. *)

An diesem zweiten December 1851 wurde Napoleon nach seiner Idee so zum Gesellschafsretter, wie sich Cäsar einbildete, am Rubicon die Gesellschaft gerettet zu haben, während er in Wahrheit am Rubicon das Säbelthum ins Staatsleben einfügte und so die Knecht=

*) Von Cäsar sagt man, daß er vier Briefe auf einmal dictirt habe — Napoleon, der mit der einen Hand Staatsschriften, mit der andern Geschichtswerke verfaßt, leistet in dieser Beziehung kaum weniger. Wenn man in Spielereien sich ergehen wollte, könnte man noch zahllose Aehnlichkeiten zwischen den beiden Cäsaren, dem antiken und dem des neunzehnten Jahrhunderts, auffinden. Cäsar war Pontifex Maximus — in Napoleon's Leben spielt auch der Pontifex Maximus eine nicht unwesentliche Rolle. Napoleon debütirte, indem er sich an einer Insurrection gegen den Pontifex Maximus Gregor XVI. betheiligte; und wie viel ihm der Pontifex Maximus Pius IX. von der Expedition im Jahre 1849 bis zu jener von 1867 zu schaffen macht, das haben wir alle vor Augen.

schaft des nach ihm benannten Cäsarismus inaugurirte, ganz wie Napoleon III. am zweiten December den modernen Cäsarismus auf dem europäischen Continente ins Leben rief, der noch in der Gestalt des Säbelthums schwer auf so manchen Verhältnissen lastet und die erquickliche Gestaltung des Staats- und Völkerlebens erschwert.

Und als Napoleon auf den zweiten December lossteuerte, stellte er sich auch so an, als würde er von den republikanisch gesinnten Feinden, welche auf die Zersetzung des Staats hinarbeiteten, zur Action gedrängt, ganz so wie Cäsar sich die Miene gab, als wäre es der Widerstand Cato's gewesen, der ihn auf gewaltsame Bahnen drängte.

Am Vorabend des zweiten Decembers aber, als Alles vorbereitet war und die Faiseurs im Elysée versammelt waren, um die Lunte an das Pulverfaß zu legen, sichtete Napoleon in seinem Schreibzimmer alle auf die bevorstehende Action Bezug nehmenden Papiere und machte aus denselben ein Bündel, das er mit einem Faden umschnürte und auf das er, ehe er es unter Verschluß brachte, die charakteristischen Worte schrieb:

„Mein Rubicon.“

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

